This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1 46.6.7.

1

Moderne Culturzustände

im

Elsaß

von

Ludwig Spach.

Erster Band.

1.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1873.

46. b. 7

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
- 4 MAR 1944
OF OXFORD
LIBRARY

Inhalt.

Seite

1. Die Reihenfolge der Präfekten des Niederrheinischen Departements 5
2. Die Reihenfolge der Maires von Straßburg . . 29
3. Eine Bilderreihe alsatischer deutscher Dichter . . 65
4. Moderne französische Dichter im Elsaß 133
5. Die modernen alsatischen Historiker 176
6. Historisch-archäologische Gesellschaft im Elsaß . . 198
7. Die literarische Gesellschaft von Straßburg . . . 210
8. Die Conférences littéraires 226
9. Die Revue d'Alsace 236
10. Die Revue catholique 247
11. Die bisherige Academie von Straßburg 260
12. Die Gazette médicale de Strasbourg 277
13. Die naturwissenschaftliche Gesellschaft von Straßburg 288
14. Die Ackerbaugesellschaft des Niederrheins 294
15. Die Société industrielle de Mulhouse . . . 304

Einleitung.

Nachfolgende gesammelte Aufsätze über die Kulturzustände im Elsaß erschienen zuerst einzeln in der „Straßburger Zeitung“ während dem bedeutsamen Jahre 1871, das heißt während der Uebergangsperiode aus dem französischen Régime in die deutsche Verwaltung. Der Verfasser dieser Skizzen verfolgte dabei systematisch einen Hauptzweck; er wollte ein summarisches, aber wo möglich genaues Verzeichniß der Arbeiten aufstellen, die ungefähr seit dem Anfang des laufenden Jahrhunderts und besonders in den letzten Dezennien auf wissenschaftlichem und literarischem Boden sich lebensfähig erwiesen, folglich auf den Geist der gebildeten Bewohner des Elsasses einigen Einfluß geübt. Somit war die Uebersicht der gelehrten Vereine und ihrer Leistungen, der in denselben thätigen Männer und der periodischen Zeitschriften vor allem geboten. Gleichsam als Portal zum aufzuführenden Gebäude schien ein Ueberblick der administrativen, in des Elsasses Hauptstadt gipfelnden Verhältnisse geeignet. Nicht unbeachtet durften die religiösen

Zustände bleiben; auch ein Seitenblick auf die artistischen lag nicht außerhalb dieses Planes. Besprechung einzelner Werke, die in allerletzter Zeit über Straßburg und das Elsaß, sei's hier zu Lande, sei's im transrhenanischen Deutschland veröffentlicht worden, reihten sich an die angedeuteten Erörterungen. Der Verfasser darf sich das Zeugniß ausstellen, daß er bei abgegebenem Urtheil gewissenhaft und unparteiisch verfuhr. So anspruchslos seine flüchtige Zeichnung, so war ihm doch daran gelegen, den neuangesiedelten Einwanderern ein Bild der mannigfachen intellektuellen Thätigkeit der Elsässer vorzuhalten, mithin zu zeigen, was hier zu hoffen, zu pflegen, weiterzuführen bliebe, oder was nach Ermessen als veraltete Form bei Seite zu schieben, und bloß als Unterlage künftiger Bauten zu betrachten seie.

In bewegten Zeiten, wie die unsere, in einem, wie das Elsaß, aufgewühlten Lande, als Vermittler entgegengesetzter Ansichten und Tendenzen aufzutreten, ist immerhin mißlich und es läuft der ungelegene Mittelmann Gefahr, von keiner der streitenden Parteien mit günstigem Auge betrachtet zu werden. Wenn er aber bei diesem Verfahren einem angebornen Triebe folgt, mag er sich immerhin mit dem Gedanken trösten, unter der aufgeregten, leidenschaftlichen Menge einzelne günstige Hörer zu finden, die, sein Streben nicht verkennend, mit ihm einverstanden sind.

Auf absolute Vollständigkeit macht der Sammler dieser Skizzen keinen Anspruch; er durfte es nicht. Seine Aufsätze waren für ein Publikum berechnet, das sich nicht ausschließlich in akademischen Kreisen bewegt. Geflissentlich ließ er unbeachtet, was in den erwähnten Fächern ihm

geringfügig ſchien, aber vielleicht von andern nicht als ſolches angeſehen würde. Er ſchrieb kein Buch; er befliß ſich aus einer unendlichen Zahl von Elſäſſiſchen Produkten einige allgemein genießbare hervorzuſuchen und in einer der angezogenen Zeitſchrift gemäßen Form vorzulegen. Was ſolchen essays an erſchöpfender Gründlichkeit abgeht, erſetzen ſie wohl durch den lebhafteren Ton der Mittheilung. Es erfordert ſchon einige beſcheidene Ausdauer, im politiſchen Gewühle und unter den verworrenen feindlichen Stimmen der Gegenwart, für einen friedlichen Zweck nur auf wenig Augenblicke die Aufmerkſamkeit der Leſer und Hörer zu feſſeln.

Die
Reihenfolge der Präfecten
des
Departements Niederrhein.

Es dürfte nicht zwecklos sein, am Vorabend*) der Einführung einer neuen Verwaltungsmethode in Straßburg und im Elsaß einen besondern Rückblick zu werfen auf die Behörden, die, als Präfekten, seit dem Anfang des Jahrhunderts an der Spitze des schönen Niederrheins standen. In solchen Persönlichkeiten spiegelt sich mehr oder minder der Zeitgeist ab. Wir werden dabei so viel als möglich unparteiisch und doch schonend zu Werke gehen. Als Repräsentanten der alles an sich ziehenden Central-Regierung blieb diesen Verwaltern der in Departemente zersplitterten ehemaligen Provinzen kaum in untergeordneten Zweigen des Staatshaushalts das Recht einer freien Bewegung. Um so verdienstlicher erscheint der Einfluß den sich einige ausgezeichneten Männer inmitten dieses Zwanges zu verschaffen gewußt; um so segensreicher und in gutem Andenken bleibt ihr Gedächtniß. — Die sich hergaben zu willenlosen Werkzeugen der pariser

*) Geschrieben im Dezember 1870.

Machthaber, nun die haben ihren Lohn dahin. Ihr Name lebt ebenfalls fort in der Erinnerung der Verwalteten — aber wie? —

Nur wenig Worte, als historische Einleitung.

Mit dem Ausbruch der Revolution von 1789 fiel von selbst die Verwaltung der ehemaligen Intendanten zu Boden; ihr ausgedehnter Wirkungskreis — er umfaßte, z. B., auch das Justizwesen und die Finanzen — war geschmälert. Zuvörderst wurden sie, im Elsaß und in den übrigen Provinzen des erschütterten Königreichs, durch Departemental-Kommissionen ersetzt. Es war eine Interimsperiode, die in die sogenannten Directorien überging.*) Der breite Fluß der Intendantur verlief in die Sandrinnen einer vielköpfigen Verwaltung.

Die Consular-Regierung machte diesem Zwitterwesen ein schnelles Ende. Durch das Gesetz des 18. Pluviôse an VIII (6. Februar 1800) traten die Präfekten an die Stelle der Directorien; die kräftige Hand des Herrn und Meisters legte sich auf die Schultern der neugeschaffenen hohen Beamten, gab den electrischen Impuls zu jeder Maßregel, und von einem Ende zum andern des nur dem Namen nach republikanischen Reiches wurden Gedanken und Wille des künftigen Imperators zur That. Schon mit dem 11. Pluviôse an VIII (2. März 1800) war der erste Präfekt des Niederrheins ernannt, in der Person eines Herrn Laumond, oder Citoyen Laumond, wie man sich damals noch betitelte. Derselbe war bereits als junger Mann in der königlichen Verwaltung

*) D. h. die Commissions départementales intermédiaires wurden durch die Directoires des départements ersetzt.

angestellt gewesen, und bekleidete unter dem Directoire den Posten eines französischen Consuls in Smyrna (1795—1797). In Straßburg griff er, als tüchtiger Administrator, in die Geschäfte, ordnete die Präfektur und das Räderwerk dieser gewaltigen Verwaltungsmaschine, und hatte das Glück, das Versöhnungswerk der Parteien in dem Unterelsaß mit Rath und That zu vollziehen. Er öffnete die seit 1793 geschlossenen Tempel dem Gottesdienste wieder, und erlöste den Ueberrest der politischen Gefangenen aus ihrer Haft. Von den Umständen begünstigt war es ihm leicht sich beliebt zu machen; er sonnte sich in dem ersten Schimmer der Morgenröthe einer kräftigen Regierung, und wurde, nachdem dritthalb Jahre verstrichen, in den Staatsrath versetzt. Später verwaltete er ein Departement in den Rheinprovinzen (1804—1806), hierauf die Präfektur von Versailles, wurde mit dem Grafentitel belehnt, und starb, vereinsamt, siebenzigjährig, unter der Regierung der Bourbonen (1825). Ein Andenken seiner Wirksamkeit im Elsaß hinterließ er durch die Bearbeitung einer Statistik des Niederrheinischen Departements.

Sein Nachfolger Shee, (den 26. Sept. 1802 ernannt), stammte aus einer irländischen Familie, hatte in seiner Jugend und im Mannesalter in der französischen Armee gedient, war 1796 bis zum Brigadegeneral vorgerückt, und trat erst etwas später, als Präfekt des Departements Donnersberg ins Civilfach. — In Straßburg warf man ihm seine Kargheit bei Feierlichkeiten, Abendgesellschaften u. s. w. vor. Zweimal hatte er die erwünschte Gelegenheit das Haupt des Staates zu empfangen; Napoleon reiste zum Feldzuge von 1805 und 1809 durch die Haupt-

stadt des Elsasses, und während dem Sommer des letzteren Jahres bewohnte Josephine den hiesigen Palast. Eine weiß und blau uniformirte Ehrenwache zu Pferd und zu Fuß war für sie errichtet worden, aber es scheint nicht, daß Baron Shee sich besser in der Hofatmosphäre als in der bürgerlichen zu bewegen wußte. Im Februar 1810 wurde er von Straßburg abberufen und in den Senat versetzt; es war für den noch rüstigen, siebenzigjährigen Alten eine Invalidenversorgung; nur widerstrebend fügte er sich den Befehlen des Ministers des Innern.

Als der an seine Stelle tretende Marquis de Lezay-Marnesia im Präfekturgebäude ankam, konnte dieser noch jugendliche Nachfolger mit Mühe sich eine erträgliche Aufnahme sichern, und den Baron Shee nur nach mehrtägiger Zögerung zur Uebergabe der Geschäfte bewegen. Der Alte glaubte sich zu Ausflüchten aller Art berechtigt, und hoffte, indem er Zeit gewann, auch seine Stellung zurück zu erobern. — Zehn Jahre später segnete er das Zeitliche als Mitglied der Pairskammer.

Hätte Lezay-Marnesia bei seinem Eintritt in das hiesige Hotel geahnt, welches Ende ihn hier erwarte, wohl wäre er an der Schwelle umgekehrt.

In dem ersten Kaiserreich haben sich wohl keine Civilbeamte vorgefunden, deren Popularität nur von weitem an die von Lezay-Marnesia reichte. Er hinterließ im Elsaß einen hochgeschätzten Namen, und verdankte diesen Nachruhm seinem persönlichen Auftreten sowohl, als den Eigenschaften und Fähigkeiten des Administrators.

Adrian von Lezay-Marnesia stammte aus einer adeligen spanischen Familie, die sich in St. Julien bei Lons-le-Saulnier niedergelassen. Im Laufe des 18. Jahrhunderts bekleideten mehrere seiner Vorfahren höhere Stellen in der Armee und in der Klerisei. Er selbst war im Jahr 1770 geboren, widmete sich, zwanzigjährig, dem vorläufigen Studium der Diplomatie, und besuchte einige Zeit die Universität Göttingen. Dort bewohnte er das Haus des berühmten Dichters der Lenore, und befreundete sich — wohl unter Bürger's Leitung — mit deutscher Literatur. Während der Schreckenszeit glückte es ihm in der Umgebung von Paris unbekannt und verborgen bessere Tage zu erwarten. Nach Robespierre's Sturz trat er als Publizist, als Pamphletschreiber, in die Oeffentlichkeit, flüchtete anno 1797 in die Schweiz, und kehrte in sein Vaterland zurück, als mit der Consular-Regierung geregelte Zustände eintraten. Aus seinem Exil brachte er eine Arbeit mit, die ihm den Weg zu Amt und Ehren bahnen sollte. Das war eine Uebersetzung in Prosa des Schiller'schen Don Carlos, mit einer merkwürdigen Vorrede, welche dem ersten Consul durch einen hohen Gönner des Uebersetzers in die Hand gespielt wurde. Daß in jener Zeit Napoleon Bonaparte noch nicht ganz für freisinnige, großherzige Ideen verschlossen war, beweist die Beförderung Lezay-Marnesia's als Bevollmächtiger (membre plénipotentiaire) am Hofe des Erzherzog's Ferdinand, Kurfürsten von Salzburg. Die Stellung schien unbedeutend und war es im Grunde keineswegs. War doch von Salzburg aus die Wiener Hofburg zu überwachen! Der junge Lezay-Marnesia zog sich mit merkwürdigem Takt aus der schweren Lage, aber fiel in tem-

poräre Ungnade als er sich während dem Feldzuge von 1805 der systematischen Plünderung einiger französischen Generäle muthig widersetzte.

Im Mai 1806 wurde Lezay-Marnesia indeß zum Präfekten des Rhein- und Mosel-Departements ernannt, und machte nun zu Coblenz seine Vorschule als kaiserlicher Civilbeamter. Auch dieses war keine leichte Sache. Durch seine Herzensgüte und sein Mitgefühl mit den Leiden des Volkes kam er oftmals in Conflikt mit den Pflichten seines Amtes und mit der eisernen Consequenz des pariser Ministeriums. Schwer lastete die Conscription auf den Rheinprovinzen; die Militärgesetze ließen sich nicht umgehen. Doch scheute Lezay-Marnesia kein persönliches Opfer, wenn er die Leiden einer armen, ihres Sohnes beraubten Familie zu lindern hoffte. Und so legte er den Grund zu seinem zerrütteten Vermögen, zu der Schuldenlast, die störend in seine Laufbahn und seine persönliche Ruhe eingriff.

Von den ihm untergeordneten Beamten verlangte er strenge Arbeit, und gegen Vernachlässigung oder Untreue war er unerbittlich. Und doch war er beliebt. Der „rheinische Antiquarius" gibt über diese Periode seiner Laufbahn belehrenden Aufschluß.

In seinem Departemente schuf er zuerst Vizinalwege, die das Innere der Bezirke, das öde, unwirthliche Berg- und Waldland, und die Seitenthäler des Rheins mit der großen Verkehrsader, mit dem Hauptstrome verbanden. Vor dem südlichen Thore vor Coblenz schuf er herrliche Garten- und Park-Anlagen, befeuerte die Stadtbewohner zu freiwilliger Arbeit, und legte selber Hand an's Werk.

So viel es die Verhältniſſe geſtatteten, beförderte er Viehzucht und Ackerbau; gemeinnützige Geſellſchaften rief er in's Leben, ſtiftete eine Hebammen- und Normalſchule; es war ihm Ernſt in ſeinem Amte, und ſo mußte er, auch auf deutſchem Boden, in günſtigem Lichte erſcheinen. Er machte ſeine Lehrjahre in Coblenz durch; ſelbſtſtändig trat er auf in Straßburg, wohin er mit einigen Freunden im März 1810 aufbrach. Hier erwartete ihn, wenig Wochen nach ſeiner Ankunft, die angenehme aber ſchwierige Pflicht, den Empfang der kaiſerlichen Braut, der Erzherzogin Marie Louiſe vorzubereiten. Er entledigte ſich dieſes Auftrages, als geübter Ceremonienmeiſter; noch jahrelang nach der Durchreiſe der Kaiſerin ſprachen Straßburgs Bewohner von dem feſtlichen Aufzug der Gewerbe und der Kochersberger Landsleute vor dem Balcon der Fürſtin; nur ſchade, daß auch für dieſe Tochter des Hauſes Habsburg ein ſchweres Verhängniß auf dem Fuße folgte. Das Loos aller deutſchen, auf Frankreichs Thron oder Thronesſtufen verheiratheten Fürſtinnen war kein beneidenswerthes. Man denke nur, ohne in die Geſchichte früherer Jahrhunderte ſich zu verſteigen, an die Tochter Maria Thereſia's, an die unglückliche Marie Antoinette, die, fünfzehnjährig, in demſelben Pallaſte, vierzig Jahre vor ihrer Nichte, die Huldigung der Elſäſſer empfing, und nicht wie Marie Louiſe Deutſchlands Grenze wiederſehen durfte. Man denke an Helene von Meklenburg, die ſiebenundzwanzig Jahre ſpäter als Herzogin von Orleans, in das herrliche Moſelthal einzog, nach kaum vierjährigem Ehebündniß, als Wittwe in den Tuilerien ein freudloſes Daſein führte, und nach dem 24. Februar, flüchtig, im Thüringerwalde, am Fuße der

Wartburg ein Asyl aufsuchte. — Man verzeihe uns diese Abschweifung; wir kehren zu Lezay-Marnesia zurück.

Es war dieser Mann eine merkwürdige Erscheinung. Durch seinen Aufenthalt in Göttingen und Salzburg, und die vierjährige Verwaltungszeit in einem rheinischen deutschen Departemente hatte er deutsches Wesen schätzen gelernt, und sich manches angeeignet, was ihm in andern Umständen fremd geblieben wäre. Wohl lag das sympathische Wesen, das ihm in jeder Gesellschaftsklasse verwandte Seelen gewann, in seinem ursprünglichen Temperamente und Charakter; aber die offene Herzlichkeit, das Sichgehenlassen, die Hingabe, die menschenfreundliche Gesinnung hatte er vorzüglich, wie bessere Nahrungssäfte, auf deutschem Grund und Boden gesogen. Die ausgezeichneten Persönlichkeiten der Stadt Straßburg traten ihm auf der Stelle näher; Türckheim, Arnold waren ihm befreundet; errathen hatte er Humann's aufstrebendes Genie; dem Barrer philantropischen Arzte, Sulzer, griff er, aufmunternd, unter die Arme; mit dem christlich-praktischen Oberlin im Steinthale trat er in amtliche und intime Beziehung. — So von den Besten umgeben und unterstützt, von den Dorfbewohnern leidenschaftlich geliebt, konnte er in der Stadt und auf dem Lande sich an Neuerungen wagen, wozu kein anderer befähigt gewesen wäre. An die ersten Vizinalwege legte er unaufgefordert, vielleicht insgeheim von der Centralbehörde mißbilligt, die thätige Hand. — Mit Proviant und Champagnerflaschen füllte er den Wagen, wenn er an Ort und Stelle die ländlichen Arbeiter anzuspornen unternahm. Baumpflanzungen an Chausseen und am Eingange der Dörfer betrieb er mit fieberhafter Hast; Ruhebänke aus rothem

Sandsteine erhoben sich in regelmäßiger festgesetzter Distanz. Der Tabakbau gedieh unter seiner Verwaltung zu einer nie geahnten Ausdehnung, und durch öffentliche Festlichkeiten gab er den preisgekrönten Ackersleuten die schlagendsten Beweise seiner Theilnahme an ihrem Gedeihen und Fortschritte. Die Gegenwart des schon berühmten Alexanders von Humbold bei einem dieser Präfekturfeste ließ bei zahlreichen Mitgliedern der Versammlung einen unauslöschlichen Eindruck.

Noch herrschten zu Lezay-Marnesia's Zeit die fürchterlichen Pocken. Unermüdlich kämpfte der philantropische Präfekt mit dem Vorurtheile des Volkes, das sich gegen die Impfung sträubte. Mußte es sein, da war er streng in der Handhabung der ärztlichen Vorschriften, und durch unerbittliches Abschließen der Erkrankten setzte er seine Popularität auf's Spiel. Was kein Anderer, durfte er sich erlauben; in den furchtbar schweren, verhängnißvollen Wintermonden von 1813 auf 1814, während der ersten Blokade von Straßburg, als eine typhusartige Pest in Spitälern und Privatwohnungen wüthete, als die deutschen Vorposten fast an die Thore der Festung reichten, hob Lezay-Marnesia die Gemüther durch Rath und That, vertheidigte mit männlicher Entschlossenheit die Bewohner der umzingelten Stadt gegen die Willkühr des kaiserlichen Bevollmächtigten, Senator Röderer, und wand sich klug und entschlossen zugleich durch die Uebergangsperiode, die mit der Restauration der Bourbonen endigte.

Damit war auch dem schönen Wirkungskreise Lezay-Marnesia's ein frühes Ziel gesetzt. Die wenigen Lebensmonate, die ihm das neidische Geschick noch gönnte, ver-

flossen schnell und gingen hin in der nothgedrungenen Pflege der vielfachen Wunden, die der Krieg dem Lande geschlagen. Als der jüngste Prinz der regierenden Familie, als der Herzog von Berry, gegen Ende Septembers das Elsaß bereiste, war Lezay-Marnesia sein Begleiter auf dem eintägigen Ausflug nach Landau. Bei der nächtlichen Heimkehr, in der Gegend von Hagenau, ereignete sich der bekannte tragische Unfall. Die Chaise des Präfekten, auf einem Nebenwege dem Prinzen vorauseilend, stürzte in den Straßengraben, und der unglückliche Lezay, von seinem eigenen Galladegen in der Hüfte grausam verwundet, kam nach langer Zögerung, um zwei Uhr Nachts in Straßburg an. Er sollte sich nicht mehr von seinem Schmerzenslager erheben; er verschied den 9. Oktober 1814, bei vollem Bewußtsein. Bei seiner Leichenfeier, die wenig Tage nachher stattfand, erschienen in Straßburg Abgesandte aller Landgemeinden, die Behörden beider elsässischen Departemente, und Straßburgs ganze Bevölkerung. Es war ein öffentlicher Trauertag. Ernst und Schmerz lagen auf jedem Gesichte, und die Gebete, die für den edlen Verblichenen und seine Hinterlassenen gen Himmel stiegen, wurden sichtlich erhört; das Andenken Lezay's erlosch nicht mit seinem Tode; es lebt fort unter der Landbevölkerung; denn im Charakter Lezay-Marnesia's lag, neben dem männlichen, etwas idyllenhaftes, und in der Hauptstadt des Elsasses, bei der Enthüllung seiner Bildsäule, frischte vor 15 Jahren ein Volksfest die Erinnerung an ihn von Neuem auf.

Lezay's Nachfolger zu sein, war unter allen Umständen keine leichte Aufgabe. Dem Grafen Kergariou, der am 13. Oct. 1814 zum Präfekten des Niederrheins ernannt

wurde, blieb nicht einmal die Zeit, sich in seine neue Lage zu finden. Die Regierung der Bourbonen war in Straßburg übel angesehen. Kergariou, das treue Conterfei der damaligen officiellen Gesinnung, brachte die Vorurtheile, das hochtrabende Wesen der Emigrantenwirthschaft in das Elsaß. Man wandte sich von ihm ab, und bei der Rückkehr des Kaisers von der Insel Elba wurde der bourbonische Statthalter in seiner hiesigen Residenz beschimpft und zur schnellen Abreise gedrängt.

Auch seinem imperialistischen Nachfolger war nur kurze Zeit beschieden.*) Es weiß jeder Geschichtskenner, daß Jean de Brie als einer der drei französischen Delegirten dem Rastatter Congreß beiwohnte und am Abend des 28. April 1799 mit seinen beiden Collegen Roberjot und Bonnier die Stadt gezwungen verließ; daß er vor den Thoren der Festung in die Hände der gedungenen Meuchelmörder fiel, und nur durch eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart, glücklicher als seine Gefährten, sein nacktes Leben rettete. Als energischer Charakter wäre somit der kaiserlich-republikanische Präfekt in den Mauern von Straßburg ganz an seiner Stelle gewesen; aber den Weltereignissen des Sommers 1815 blieb auch der begabte Mann kaum gewachsen. Allmächtig schaltete die militärische Behörde; bei dieser zweiten Blokade Straßburg's hatte Jean de Brie das Zusehen; er griff nicht ein wie Lezay-Marnesia achtzehn Monate zuvor.

Ludwig der XVIII. war unterdeß zum zweitenmal in Paris eingezogen. Graf Bouthillier, als königlicher Prä-

*) Jean de Brie war Präfekt des Niederrheins vom 22. März bis zum 12. August 1815.

fekt des Niederrhein's bezeichnet, ließ sich nicht auf der Stelle sehen. Der Soldatenaufstand vom 2.—3. September 1815 gegen General Rapp und die königliche Regierung ging unerwartet schnell vorüber; der bourbonische Präfekt hatte sich nicht mehr damit zu befassen. Auch ihm wäre es Pflicht gewesen, die Wunden des Krieges zu heilen: aber dazu war er ebensowenig als Kergariou befähigt; überdies war das Elend und die Hungersnoth der Jahre 1816 und 1817 im Elsaß der Art, daß keine administrative Maßregel dagegen anzukämpfen vermochte. Schnelle Verkehrsmittel waren noch nicht in's Leben getreten, und die vom Krieg erschöpften Vorräthe reichten nicht aus zur Linderung der Noth. Aus den Vogesen riefen die unglücklichen, ausgehungerten Bewohner um Hilfe, und aus dem südlichen Deutschland herüber strömten Züge von Auswandernden, die in Amerika eine neue Heimath aufsuchten. — Bessere Tage kamen mit dem Jahre 1818, und erleichteren die Aufgabe der Departementsbehörden. Ein freisinniger Hauch wehte aus den höheren Regionen nieder. Der Minister des Innern, Graf, später Herzog Decazes, der bevorzugte, glänzende Günstling Ludwig's des XVIII. sandte seinen älteren Bruder, den Vicomte Decazes als Präfekten nach Straßburg (24. Februar 1819).

Aber auch diesem befähigten Beamten wurde das Leben im Elsaß erschwert. Die Oppositionspartei regte sich mehr und mehr, und forderte erweiterten Einfluß. Eine noch unbewußte Tendenz nach lokaler Freiheit bemächtigte sich der Gemüther in Straßburg; man verkannte die wohlthätigen Absichten des Ministers des Innern, und ließ den Bruder diese Abneigung entgelten.

Der Sturz des Ministeriums Decazes zog die Entfernung des Präfekten des Niederrheins nach sich; es wurde dieser durch den Baron Malhouet ersetzt. (19. Juli 1820.)

Dieser ausgezeichnete Mann stammte aus einer Familie, deren Name schon früher in den höheren Regierungskreisen gut angeschrieben stand. Malhouet's Vater hatte in der ersten Revolution eine rühmliche Rolle, als constitutioneller Volksrepräsentant gespielt, und sogar unter Ludwig dem XVIII. die Stelle eines Marineministers begleitet. Sein Sohn war in gleichem Grade ein umsichtiger politischer Gehülfe der Regierung; er wünschte die Bourbonen auf die Charte zu stützen, erlebte aber damit keinen Beifall am Hofe. Nicht unbeliebt in Straßburg, und als geistreicher Gesellschafter in den höheren Zirkeln wohlgelitten, mit einer Freundin Göthe's, mit der Gräfin Lewezow engbefreundet, ließ er eine Lücke in der hiesigen Welt, als ihn eine Kabale der Tuilerien aus dem niederrheinischen Departement verdrängte.

Auf beschränktem Felde einer Provinzialstadt wurde hier dasselbe unselige Spiel gespielt, welches Carl dem X. wenig Jahre später die Krone kosten sollte. Beinahe als ein Abtrünniger wurde der liberale Beamte behandelt, der sich nicht unter das Joch einer wohlbekannten Partei schmiegte, und im prophetischen Geiste die Zukunft der Dynastie voraussah.

Der Marquis de Vaulchier (23. März 1822) Malouet's Nachfolger war dagegen ganz dem Willen der Camarilla hingegeben. Sein Verwaltungstalent gipfelte in der Polizei, die er, während den Militärverschwörungen im Elsaß (1822) und dem spanischen Feldzuge (1823) nicht ohne

Geschick leitete. Durch höhere Aemter belohnt, und nach Paris gezogen, wurde er durch einen tüchtigen Geschäftsmann, Esmangart ersetzt (7. April 1824 bis zum 30. August 1830), der sich unter den verschiedensten Ministerien (Villele, Martignac, Polignac) durchzuwinden wußte und sogar nach der Julirevolution eine Weile im Amte blieb.

Unter Ludwig Philipp's Regierung erschien zuerst als neuer Präfekt des Niederrheins Baron Nau de Champlouis, ein rechtlicher, sanftmüthiger Mann, wohl nicht ganz geeignet, in stürmischen Augenblicken das Steuer zu führen. Im Elsaß spielte von jetzt an die republikanische Partei eine doppelte Rolle: mit offenem Visir in den Lokalblättern und den Wahlkämpfen; hinter den Coulissen, in geheimen Gesellschaften. Diesen Tendenzen die Stange zu bieten, war Nau de Champlouis zu schwach. Er scheiterte hier in einem Volksauflauf, wegen vermehrter Einfuhrsteuer auf Mastvieh, wurde zwar in einem anderen Departement wieder angestellt, hatte aber durch seine schwankende Haltung die Gunst des Bürgerkönigs verscherzt.

Unter der Verwaltung des fähigen Choppin d'Arnouville (30. Sept. 1831 bis 23. Juli 1837) sollte jedoch in hiesiger Stadt ein Empörungsversuch stattfinden, der bei nachfolgenden Ereignissen eine beinahe weltgeschichtliche Bedeutung gewann. Es war das verhängnißvolle Ergebniß des 30. Octobers 1836. Was zuerst als das tolle Experiment eines jugendlichen Abenteurers erschien, erwies sich später als der fein angelegte, systematische Plan eines Kronprätendenten. Louis Napoleon war schon früh Morgens in die Wohnung des im Elsaß kommandiren-

den Divisions-General eingedrungen, und hatte ihn auf seine Seite zu bringen gesucht, während einer seiner Gefährten das benachbarte Präfekturgebäude überrumpelte, den überraschten Choppin d'Arnouville aus dem Schlaf aufrüttelte, und als Gefangenen in eine Kaserne fortschleppte. Die Begegnung, die unterwegs dem Präfekten in den morgendlich schon belebten Straßen widerfuhr, die Kolbenschläge der soldatischen Begleitung waren keineswegs geeignet, den Unglücklichen in vortheilhaftem Lichte zu zeigen; doch nur vorübergehend sollte sich die Waffenthat des Prinzen erweisen. Seine unblutige Niederlage und Gefangennahme im Hofe der Finkmattkaserne ist ein wohlbekanntes Faktum. Choppin d'Arnouville war nach wenig Stunden durch eine Abtheilung der treugebliebenen Besatzung aus seiner Haft erlöst; aber das Prästigium des unverletzlichen Ansehens war für ihn verloren. In dem Criminalprozesse der gegen die Mitverschworenen Louis Bonaparte's eingeleitet, und öffentlich verhandelt wurde, büßte Choppin d'Arnouville noch den Rest seines gerühmten diplomatischen Rufes ein. Er hatte die Pläne der Verschwörer in nächster Nähe nicht errathen, nicht durchschaut, nicht mit seiner Hand die Fäden der Verschwörung entwirrt und durchschnitten; er war, mit einem Worte, unmöglich geworden, und übergab seine Stelle (im August 1837) an einen jüngeren Collegen, der vor wenig Jahren (1834) in der Fabrikstadt St. Etienne, als Präfekt, einen bewaffneten Aufstand der Arbeiter niedergeworfen. Es war dies Herr Louis Sers, nach Lezay-Marnesia wohl der ausgezeichnetste Verwalter, den Straßburg seit dem Anfang des 19. Jahrhundert gesehen.

Herr Sers verdankte, wie Lezay-Marnesia, den besseren Theil seiner Bildung dem früheren Aufenthalt in Deutschland. Sein ältester Bruder war Unterpräfekt in Worms, und hatte für die Erziehung seines jüngeren Lieblings Sorge getragen. Er nahm ihn zu sich, übergab ihn dem Wormser Gymnasium, und später seinem Obern, dem Mainzer Präfekten Jean Bon St. André. Darauf machte Louis Sers den Feldzug von 1813 in Deutschland mit. Im ersten Jahre der Restauration zog er unter dem Fürsten Talleyrand, als Gesandtschaftsattaché, nach Wien. So wurde auf seinen südlichen Stamm — die Familie Sers lebte in Bordeaux — ein nordisches Propfreis gepflanzt, das zu vollem Laub und Früchten sich entfaltete. Es war kein übler Gedanke der Juli-Regierung, einen solchen Beamten, der Beweise seiner Befähigung in mehreren Unterpräfekturen, dann in den Landes und der Loire gegeben, in das elsässische Grenzland zu versetzen. Die Einsicht in den hiesigen Volkscharakter hatte Herr Sers in hohem Grade, und gefiel absonderlich den bürgerlichen Kreisen und den Landbewohnern, mit denen er sich geläufig in ihrer Muttersprache unterhielt. Nur war er auf einer andern Seite ein leidenschaftlicher Franzose, wünschte gelegentlich die Incorporation und die Verspeisung der Rheinprovinzen, und gab sich alle Mühe — ohne den Gebrauch des Deutschen zu verdrängen, — die junge Generation vertraut zu machen mit der Sprache jenseits der Vogesen. In dem Wesen des Herrn Sers liegt uns eine Doppelnatur vor, die der Eigenthümlichkeit der Elsässer entsprach, und unstreitig, durch ihren Einfluß, zur Entgermanisirung des Elsasses nicht wenig beitrug.

Wie dem auch sei, er entfaltete während seinem zehnjährigen Aufenthalt in Straßburg in allen Zweigen der Verwaltung eine praktische Thätigkeit, die selbst seinen politischen Gegnern — und er hatte deren in Hülle und Fülle — Anerkennung abzwang. — Straßenbauten, besonders Vizinalwege, Canalisirung,*) Dampfschifffahrt, Eisenbahnen,**) öffentliche Bauten aller Art, wurden zum Theil geangegriffen, zum Theil vollendet. Nur vergeudete er, zwungen, einen Theil seiner Zeit, bei jeder Deputirtenwahl, im Kampfe mit den politischen, feindlichen Parteien; die Municipalität von Straßburg, mit oppositionellen Mitgliedern reichlich versehen, gab dem Präfekten auch viel zu schaffen; in Cultusangelegenheiten, fand er sich beständig im Widerspruch mit der katholischen Klerisei; was ihm, dem Protestanten, als Parteilichkeit für seine Religionsgenossen ausgelegt wurde. Der Hauptstreit entspann sich in den Jahren 1842—1845, wegen dem Gebrauch des Chors (dem sogenannten Simultaneum) in den getheilten Kirchen; peinliche Vorfälle ereigneten sich in mehreren Dorfgemeinden; es war schwer beiden Parteien gerecht zu werden, bis das Prinzip des Neubaus der Kirchen für jeden besonderen Cultus festgesetzt, und zum Theil schon durchgeführt wurde.

Ein schweres, sorgenvolles Jahr (1846—1847) durchlebte Herr Sers noch zuletzt im Elsaß; es war die drohende beinahe in Hungersnoth übergehende Theuerung; es war das nahe Ungewitter, das sich über dem Hause

*) Ein Theil des Rhein- und Rhonekanals, der Rhein- und Marnekanal.

**) Der Schienenweg von Straßburg nach Basel; die Decretirung und der Beginn der Ostbahn.

der d'Orleans zusammenzog, und mit unwiderstehlicher Elementarkraft hereinbrach. In dem allgemeinen Sturm, der auf den 24. Februar 1848 folgte, trat Herr Sers von der öffentlichen Schaubühne; er wich, den 26. Februar, vor der schnellgebildeten Nationalgarde und vor dem ausgesprochenen Willen eines Theiles der aufgeregten Bevölkerung, die sich an der Pariserbewegung betheiligte. Doch ging diese gewaltige Umwälzung ohne Blutvergießen, ohne Eingriff in das Besitzthum vorüber. Herr Sers blieb ungefährdet noch einen Monat lang in Straßburg, und siedelte dann auf seine Ländereien im südlichen Frankreich, wohin er schon früher elsässische Ackersleute berufen, und weitgreifende Verbesserungen eingeführt. Dort im Departement „du Gers" starb er in philosophischer Einsamkeit, im Geiste sich herübersehnend nach seiner zweiten Heimat, in das schöne Elsaß.

Die ganze Interimsperiode vom März bis in den September 1848 verlief in Straßburg und im Elsaß so ziemlich ohne heftige Zuckungen. Diesen relativ und ausnahmweise friedlichen Zustand verdankte unsere Provinz dem Bemühen der lokalen Behörden. Ein ehrenwerther Bürger, ein ausgezeichnetes Mitglied der Opposition, Herr Advokat Liechtenberger übte, an der Spitze der republikanischen Verwaltung, während den ersten Monaten, einen wohlthätigen Einfluß auf die Leidenschaften des Volkes; er beschwichtigte die Einen, versöhnte die Anderen mit der neuen Lage der Dinge, und als er Anfangs Mai's in die konstituirende Versammlung nach Paris abging, befolgte sein temporärer Nachfolger, Dr. Eissen, ungefähr dieselbe Richtung. Keine gewaltsamen Auftritte, wie deren in anderen Städten, in Lyon

z. B., sich ereigneten, störten hier die öffentliche Ruhe; die furchtbaren Junikämpfe in Paris endeten rasch, und Straßburg ward davon nur vorübergehend, in abgeschwächtem Grade berührt; die Mäßigung behielt die Oberhand; und als ein, vom Cabinet Cavaignac ernannter Präfekt, Herr Renauldon, am Anfang Octobers hier erschien, herrschte ein Waffenstillstand zwischen den feindlichen Parteien, nur von den revolutionären Zuckungen im großherzoglichen Nachbarstaate auf Augenblicke unterbrochen.

Herr Renauldon war mit den Volksbewegungen vertraut. Aus dem Dauphiné gebürtig, hatte er, unter der Restauration, sich an Verschwörungen betheiligt; hatte, nach der Julirevolution, die Präfektur des Oberrheins verwaltet, und war gegen Ende der Regierung Ludwig Philipp's in Ungnade verfallen, weil er, als Präfekt in Bourges, dem Entrinnen eines hohen politischen Gefangenen, Don Carlos, nicht zuvorkam. — Arbeitsam, unparteiisch, bieder im schönsten Sinne des Wortes, erwarb Herr Renauldon in kurzer Zeit viele Freunde in den damals obenanstehenden Behörden, Bürgern und Nationalgarden, glaubte sich aber verpflichtet, im Juni 1849, seine Entlassung bei dem Ministerium Odilon Barrot einzureichen. Er hatte zwar als die radikale Partei im Großherzogthum Baden die Leitung der Geschäfte an sich riß (April bis Juni 1849) seine Pflicht gegen die Umtriebe auf französischem Boden erfüllt; war aber nach der Ansicht des Präsidenten der Republik nicht energisch genug verfahren. Nun kam die Schilderhebung des 13. Mai's in Paris und veranlaßte eine Copie in Straßburg. — Die Mißbilligung seiner Obern zu ertragen,

fühlte sich Renauldon zu alt und zu welterfahren; er eilte, aufgebracht, in die Hauptstadt, und kündete seinem ehemaligen Freund und Bundesgenossen, Odilon Barrot den Dienst auf.

Hr. Chanal, ein ehemaliger Artillerie-Officier, der sich ebenfalls unter der Juliregierung in Verschwörungen eingelassen, ersetzte Herr Renauldon, und trat, ungewitzigt, in dieselben Fußtapfen. Nach der Februarrevolution hatte er die Epauletten bei Seite gelegt und war, als Commissar der republikanischen Regierung in das Departement der Oberalpen abgereist. Allein den Vorschriften Ledru Rollin's konnte dieser liebenswürdige Charakter nicht nachkommen; er wurde abberufen; hierauf von Cavaignac als Präfekt nach Nimes geschickt, und von dort nach Straßburg verpflanzt.

Hier erschöpfte sich seine Thätigkeit in den widerwärtigen, complicirten Anliegen der politischen Flüchtlinge. Deren Internirung, das heißt, ihre Versetzung in das innere Frankreich ward vom Ministerium des Innern befohlen. Diese Pflicht gegen Kranke und Unbemittelte auszuüben, fiel Herrn Chanal schwer; im Kampfe zwischen seiner officiellen Lage, und seiner Theilnahme für die Verbannten, wurde seine Stellung mehr und mehr schwankend. Beinahe ein Jahr hielt er sich aufrecht; aber der Boden unter seinen Füßen war unterhöhlt. Ein specieller Commissar und Aufseher war ihm in der Person Herrn Romieu's, im Laufe des Winters (1849 bis 1850) über den Hals gesandt; seine Tage waren gezählt; er wurde von Straßburg im Laufe des Mai's abberufen, etwas später (1851), in Bourg als Präfekt angestellt; nach dem Staatsstreich des 2. Decem-

bers zum zweitenmale seiner Stelle entsetzt, und trat am Ende in seine ehemalige militärische Laufbahn zurück. HerrChanal besaß alle die glänzenden Eigenschaften des Galliers; sie wurden ihm, in seiner schwankenden Lage, zur unheilvollen Beigabe. Man glaubte nicht an seine Befähigung zum Civilfache, und doch hatte er sich mit Leichtigkeit seiner vielfachen Pflichten entledigt. An seine Stelle trat der Präfekt des Oberrheins, ein Elsässer, Herr Cesar West, in gleichem, noch jugendlichem Alter wie sein Vorgänger, doch schon länger in der administrativen Laufbahn, und fest entschlossen, die ministeriellen Befehle rücksichtslos gegen die politischen Flüchtlinge und unzufriedenen heimischen Schullehrer zu vollstrecken.

Zweimat hatte Herr West das Glück, den Präsidenten der Republik zu empfangen, (im Monat August 1850, und im Juni 1852) und sich in sein Gedächtniß einzuprägen. Die erste Durchreise hatte zu einer ungefügigen Demonstration der Artillerie der Nationalgarde Anstoß gegeben, ging aber im Grunde doch glücklich vorüber. Im Juni 1852 war die Stimmung im Volke umgeschlagen, und am Eisenbahnhof der Empfang des Prinz-Präsidenten beinah enthusiastisch; man errieth das nahe Kaiserreich. Dem jungen Präfekten erwies sich das Oberhaupt des Staates gnädig und gewogen; er hielt ihn aufrecht, als zwei Jahre später confessionelle Zerwürfnisse in Straßburg ausbrachen und die Entfernung des leidenschaftlichen, erregbaren Departementalchef's als ein Heilmittel erschien. — Herr West wurde im Monat April 1855 nach Toulouse versetzt; es war dies keineswegs eine Ungnade, er „permutirte", wie der französische euphemistische Ausdruck solchen Act bezeichnet, mit

einem Collegen: Herr Migneret kam von Toulouse nach Straßburg.

Seine Verwaltungsperiode (April 1855 bis October 1865), ist wie die des Herrn Sers, eine zehnjährige, und zeichnet sich ebenfalls durch eine vielseitige Thätigkeit aus. Bei seiner Ankunft gelang es diesem Beamten, die aufgeregten Gemüther im Elsaß etwas zu beschwichtigen. Der Streitpunkt über die protestantischen Stiftungen reichte schon einige Decennien aufwärts, und kam blos in den letzten Jahren zu heftigerem Ausbruch. Kein Wunder! Die Erörterungen über politische Fragen waren verpönt; das Napoleonische Regierungssystem hielt jeden Aufschwung in höhere, allgemeine Gebiete nieder; so mußte dann hier im Elsaß eine confessionelle Frage herhalten, und den Stoff zu leidenschaftlichen Debatten liefern.

Herr Migneret hatte schon als Unterpräfekt vor 1848 in das Räderwerk der Regierung eingegriffen; war somit, mehr als andere geeignet, die Gegensätze zu versöhnen, die Ecken abzustumpfen, die Unebenheiten zu glätten. Doch in der zweiten Hälfte seines Hierseins erneuerten sich die Wahlkämpfe, es regte sich das politische Leben; und so ward auch sein Standpunkt verschoben, und mit jedem Jahre, mit jedem Monat schwieriger. In den Reihen der Imperialisten selber brach der Zwiespalt aus; die Regierungspartei spaltete sich und wühlte in ihren eigenen Eingeweiden; persönliche Rivalen stritten um die Parlamentssitze, und der Präfekt des Niederrheins, heruntergezogen in diesen widerwärtigen Strudel, von obenher gezwungen, sich rücksichtslos auf die eine Seite zu werfen, alle Minen spielen zu lassen, wenn es sich um

den Gewinn einiger Wahlkantone oder Gemeinden handelte, verlor an Popularität und Würde, was er an erkauften Stimmen gewann. Der Niederrhein zählte vor allen unter die Departemente, worin das unstatthafte, gefährliche der allgemeinen Stimmenwahl an den Tag kam.

Verlassen wir dies unerquickliche politische Getriebe, so finden wir Herrn Migneret auf anderen Gebieten nicht zwecklos beschäftigt. Er war der Begründer der Vizinaleisenbahnen. Diesem Unternehmen wurde zuerst ein schlechtes Prognostikon gestellt; man zweifelte sehr an der Rentabilität dieser Verbindungsschienen in zweiter oder dritter Linie; allein die pessimistische Voraussicht wurde Lügeu gestraft.

Oft hatte das Eingreifen des Präfekten in geringfügige Theile der Verwaltung etwas mandarinenartiges; nicht jede Verordnung war ausführbar; doch bethätigte er sich im Ganzen als tüchtiger Verwalter und die Aufstellung der Bildsöule Lezay-Marnesia's an einem Vorsprung des Präfekturgartens wurde füglich von ihm mit einer schwungvollen Rede eingeleitet. Hr. Migneret besaß eine französisch-rhetorische Bildung und kam den Ansprüchen der gelehrten Welt bereitwillig entgegen. Als junger Mann hatte er eine Municipalgeschichte seiner Vaterstadt Langres verfaßt, und brachte ein offenes Gemüth für die historische Erinnerung des Rhein-Departements mit; er begriff die Vorliebe der hiesigen Bevölkerung für die Annalen ihrer Stadt und ihrer Provinz; so wurde er der intelligente Gründer einer „Gesellschaft zur Erhaltung der geschichtlichen Monumente des Elsasses", die er den 5. December 1855 in's Leben rief. Später wagte er einen anderen Versuch mit der Stiftung „einer

literarischen Gesellschaft von Straßburg." — Hier war aber das Feld enger begrenzt, und konnte sich nicht, wie obige Schöpfung, des Zuspruchs des größeren Publikums erfreuen. Doch begünstigte er, so viel an ihm lag, die öffentlichen Vorträge (conférences), die zu Straßburg, wie in anderen Städten, in's Leben traten.

Den prachtvollen Aufschwung aber, den Deutschland auf allen Gebieten der wissenschaftlichen Forschung und auf dem Felde der Einigungspolitik nahm, verstand er ebensowenig als seine Vorgänger in den Rhein-Departementen; die transrhenanischen und nördlichen barometrischen Veränderungen in der geistigen Athmosphäre blieben auch für ihn, den ausgezeichneten, wißbegierigen Mann, das verschlossene Buch der Apokalypse. Das gereicht ihm keineswegs zum Vorwurf; er war der treue Repräsentant seines Landes, seiner Nation; hätte er einen anderen Stempel getragen, nicht drei Monate wäre er im Amte geblieben.

Seine Versetzung in den Staatsrath, im Monat November 1865, kam unerwartet. Wenig Monate zuvor hatte er das kaiserliche Ehepaar empfangen; er schien gut angeschrieben; im Wahlkampfe war er im Grunde nie unterlegen; auf dem Lande hatte er der Freunde und Anhänger viele; die Beamtenwelt horchte auf sein Wort; nach Maßgabe der Umstände war er unparteiisch; zur Geselligkeit trug er das Seinige bei. Warum wurde er aus diesem angemessenen Wirkungskreise, mit dem er auf alle Seiten hin verwachsen, warum wurde er daraus entfernt?

Diesen Schleier zu lüften ist noch nicht an der Zeit. Das Nächstvergangene hat noch mit der Gegenwart all-

zuviel Berührungspunkte; unſer Rückblick auf eine beinahe ſiebenzigjährige lokale Verwaltung ſchließt füglich ab mit dem allzunah gerückten Horizonte. Nicht daß eine unparteiiſche Würdigung und Anſicht der jüngſtverfloſſenen Jahre unmöglich wäre; doch iſt in dieſem Augenblick Beſchwichtigung und nicht Erregung die Pflicht eines Jeden, der es gut meint mit ſeiner elſäſſiſchen Heimat. So Gott will, werden ruhigere Zeiten kommen, und mit einer heiteren Atmoſphäre eine ruhigere Einſicht in das Getriebe der menſchlichen Leidenſchaften, welches immer der Hauptgegenſtand der individuellen, lokalen und allgemeinen Geſchichte bildet.

Die Reihenfolge der Maires von Straßburg.

Gleich am Eingang der Bilderreihe der Straßburger Maire's oder modernen Bürgermeiſter erſcheint ein Mann mit eigenthümlichen Zügen, ein Charakter und ein Talent zugleich; aber ein unglücklicher Charakter und ein incompletes Talent. Die Laufbahn des erſten Maire von Straßburg, Friedrich von Dietrich beginnt im glänzenden Sonnenſcheine des Glücks und ſchließt im höchſten Grade tragiſch. Für die höchſten Würden des Staates ſcheint dieſer Urenkel des Ammeiſters Dominikus Dietrich beſtimmt; ſchon hat er die Hand ausgeſtreckt nach dem Portefeuille eines Miniſters des In-

nern; da ereilt ihn das Schicksal und stürzt ihn von der schwindelnden Höhe in den Kerker und den unfreiwilligen Tod auf dem revolutionären Blutgerüste . . . Ich will indeß den Begebenheiten nicht weiter vorauseilen und bescheide mich, sein faktenreiches Jugendleben zuerst kursorisch zu erzählen.

Er stammte — das weiß jeder alsatische Geschichtsfreund — aus einer Familie, die im Anfange des 17. Jahrhunderts, den religiösen Verfolgungen zu entgehen, aus Lothringen nach Straßburg eingezogen war, und sich hier durch Familienverbindung und glückliche Handelsgeschäfte zu den ersten städtischen Würden emporschwang. Den ursprünglich gallischen Namen Didier hatte sie germanisirt.

Dominikus Dietrich spielte in den Jahren, die der Uebergabe von Straßburg an Ludwig XIV. vorausgingen, eine Hauptrolle im kleinen Freistaat und vermittelte, als der Widerstand gegen die Uebermacht des franzöſischen Königs unmöglich schien, die günstigsten Bedingungen der Capitulation. — Straßburg fiel ohne Schwertstreich, ohne einen einzigen Kanonenschuß; aber der Sieger, unbekümmert um die gewährleistete Gewissensfreiheit, begann durch Louvois und untergeordnete Agenten seine Plackereien gegen den lutherischen, angesehenen unbeugsamen Würdenträger. Dominikus Dietrich wurde nach Gueret in's Centrum von Frankreich verwiesen, und kehrte erst nach Jahren, gebrochenen Herzens, todtkrank in seine Vaterstadt zurück. Seine Nachkommen blieben dem Glauben ihrer Väter treu, arbeiteten sich langsam, aber stetig fortschreitend, wieder empor. Deren einer, Johannes Dietrich, Besitzer der ausgedehnten Hütten-

werke des Jägerthals, erwarb die Herrschaften Reichshoffen und Steinthal, wurde zugleich in Frankreich und im deutschen Reiche geadelt. Der zweite seiner Söhne, Friedrich, aufstrebend, geistig hoch begabt, in beiden Sprachen gewandt, durch weite Reisen gebildet, in der mineralogischen Wissenschaft und der Bergwerkskunde wohl zu Hause, als Schriftsteller seine ausgedehnten Kenntnisse bethätigend, stand, als er kaum zum Mann herangereift, zu Paris schon in großem Ansehen. War er doch Mitbesitzer und Beförderer der metallurgischen Werkstätten des Jägerthals, bekleidete er doch als Secrétaire interprète des Suisses in der Hauptstadt einen diplomatischen Posten. Auf ihn, den Vielversprechenden, trug der Vater all' seine Zuneigung über und spornte den Ehrgeizigen noch zu größerer Thatkraft. Als die Revolution von 1789 ausbrach und Fritz von Dietrich sich zu den neuen reformatorischen Ideen bekannte, war er durch die Lage selbst bezeichnet und als königlicher Kommissar nach Straßburg abgesandt, die Mißhelligkeiten beizulegen, die sich in der ehemaligen freien Reichsstadt zwischen dem alten Magistrat und der aufrührerischen Bürgerschaft erhoben. Er langte hier in den ersten Julitagen (1789) an; die Volksgunst und die Freundschaft vieler Notabilitäten hatten ihm zum Voraus die Bahn geebnet. Schon manchem seiner Mitbürger hatte er in Paris Gefälligkeiten und Dienste erwiesen. Als er, den 6. Juli, in Begleitung des Prinzen Max von Zweibrücken, Obristen des Regiments Alsace und des Vice-Intendanten, Herrn von Chaumont, vor dem Gesammt-Magistrat erschien, war die Aufnahme eine herzliche. — „Mein verehrtester Vater hat von jeher die Interessen meiner

Vaterstadt befördert; ihm verdanke ich diesen gütigen, unerwarteten Empfang. — Meinerseits soll jede Stunde des Tages dem öffentlichen Wohle gewidmet sein; doch werde ich die Rechte der Centralbehörde ebenfalls wahren . . . Ich werde meine Sendung nur dann erfüllt glauben, wenn ich das Wohlwollen des Magistrats und meiner Mitbürger errungen."

Fr. v. Dietrich ersetzte sogleich den kränkelnden Gerard, den königlichen Prätor, und suchte die steigende Fluth der Forderungen der Bürgerschaft und des Proletariats zu dämmen. Aber schon vor seiner Ankunft war das Vermittleramt ein schwieriges, wo nicht unmöglich; die Kunde von der Stürmung der Bastille verbreitete sich schnell und fiel wie eine Brandrakete auf entzündbare Stoffe. Die Plünderung des Straßburger Rathhauses (21. Juli 1789) durch einen ungezähmten, rohen Pöbelhaufen folgte dem Pariser Aufstand wie ein unabwendbares Naturereigniß.

An der provisorischen, aber regelmäßigen Verwaltung, die nach diesem verhängnißvollen Tag eingesetzt wurde, nahm Dietrich selbstverständlich eine einflußreiche Stellung. Sein Bestreben ging immer darauf hin, den beiderseitigen Ansprüchen, vermittelnd, gerecht zu werden: den älteren, patrizischen Geschlechtern Zugeständnisse abzunehmen, die emporstrebenden, plebejischen Bewerber, die arbeitenden Klassen in ihren Forderungen zu mäßigen, beide Parteien mit den unwiderruflichen Anordnungen der Constituante zu versöhnen. Im Anfang der Revolution war nämlich Straßburg keineswegs gesonnen, seine alten Munizipalprivilegien auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Die Stadt hoffte im Gegentheil auf

eine größere Unabhängigkeit, auf eine bevorzugte Stellung; es leuchtete unsern damaligen Vorfahren keineswegs ein, daß die Mauthlinie von den Vogesen nach dem Rheine zum Besten des französischen Vaterlandes vorgerückt werden sollte. Fr. v. Dietrich machte auf das unnütze eines einseitigen, lokalen Ankämpfens aufmerksam und bestimmte seine Mitbürger zur Nachgiebigkeit. Mit diplomatischer Gewandtheit hielt er die schmale Mittellinie inne, ohne sich die Gemüther zu entfremden. Als ein Dekret (des 15. Dezembers 1789) im ganzen Reiche die neue Munizipalverwaltungen in's Leben rief, und dadurch in jeder Gemeinde einen Maire mit ausgedehnten Befugnissen an die Spitze der Lokalität stellte, wurde Fr. v. Dietrich fast einstimmig von seinen Mitgliedern zu dieser Würde bezeichnet und im Laufe des folgenden Maimondes (1790) durch die Constituante bestätigt.

Wir stehen hier schon beinahe am Gipfelpunkt seiner Laufbahn. Es war für ihn wohl ein doppelt herrlicher Tag, als er auf dem Rathhause (dem jetzigen Palais) den Eid leistete: „Treu zu sein dem König, der Nation, dem Gesetze", und er einige Stunden später, vor dem Altar der protestantischen neuen Kirche dieselben Verpflichtungen feierlich einging. Der Tempel war bis in die letzten Räume angefüllt von den Glaubensgenossen des Bürgermeisters; eine athemlose, andächtige Stille herrschte in der ganzen Gemeinde, als der Maire die Hand erhob und die feierlichen Worte sprach:

„Brüder, Mitchristen, Mitbürger, den Eid, den ich heute vor dem Volke abgelegt habe, ich wiederhole ihn an dieser geheiligten Stätte. — Vertheidigen will ich die

Constitution und die Freiheit mit Gut und Blut, ich bin bereit mein Leben zu lassen für die Nation, für das Gesetz und den König! All' mein Streben soll darauf ausgehen, die Rechte der Bürgerschaft zu wahren; mein eigenes Glück soll abhängen von dem Glücke meiner Mitbürger."

Auf den Lippen des Maire's waren diese Worte keine leere Formel; er legte dafür Zeugniß ein mit Gut und Blut; er opferte dafür sein häusliches und zeitliches Glück.

Die erste Sitzung des Munizipalraths ward am 19. April gehalten. — In den ersten Honigmonden der Verwaltung Friedrichs v. Dietrich herrschte Einstimmigkeit in der Versammlung; allgemein war er geschätzt und geachtet. Von außen her, aus den Rheinlanden, aus der Schweiz kamen ihm vielfache Beweise der Zuneigung und der innigsten Theilnahme. Lafayette schrieb ihm einen herzlichen Brief; Ramond beglückwünschte ihn, aber gab ihm den wohlgemeinten Rath, mit der Milde die Festigkeit zu paaren. In demselben Sinne schrieb ihm Herr von Flachslanden aus Paris.

Der Maire von Straßburg vereinigte damals in seiner Hand beinahe all' die Befugnisse der späteren Präfekten; seine Autorität ging weit hinaus über das Weichbild der Stadt; diplomatische, militärische, finanzielle, juristische Angelegenheiten wurden an ihn befördert, bei ihm berathen. Entfalten konnte er, mußte er ein organisatorisches Talent; sein Einfluß, sein Ansehen war groß, aber noch größer seine Verantwortlichkeit; und nur allzubald sollte er den Umschlag der Volksgunst erfahren!

Ein schöner Tag war für ihn der 13. Juni 1790. Das Föderationsfest unserer östlichen Departements wurde auf der Metzgerau, im Süden der Stadt gefeiert; es war von vier Seiten her das Zuströmen einer großen Masse aus Lothringen, der Freigrafschaft, der Schweiz, des überrheinischen und des pfälzischen Deutschlands; die kürzlich errichtete Nationalgarde paradirte neben der königlichen Garnison in ihrer nagelneuen Uniform und schloß Brüderschaft mit den nachbarlich herbeigeeilten Legionärs. — Dem Bürgermeister von Straßburg war die erste Rolle vorbehalten; sein Angesicht strahlte vor Freude, als er auf dem ländlichen Rasenaltar, mit weithintönender Stimme die Eidesformel der Berufstreue wiederholte. Allein es lauschten schon im Verborgenen der Neid und die Mißgunst; schon deutete ein Fehltritt auf naheliegende Gefahren. Etwas unbesonnen ließ er sich in den neu gestifteten Constitutionsclub aufnehmen; dies führte bald für ihn zu einem gefährlichen Umschlag. Auch ließen sich treue Freundesstimmen vernehmen: „Er setze sein eigenes Vermögen auf's Spiel." Aber diese Warnungsstimmen verhallten in dem Taumel und Gewirre der täglichen Geschäfte. Stand er doch aufrecht als thätiger Schiedsrichter in den innern Zwistigkeiten der Städte des Unterelsasses, übte er doch auf die Constitutionsfreunde im Club einen großen Einfluß, warf er sich doch, sein eigenes Leben in die Schanze schlagend, zwischen Offiziere und Soldaten bei einer Empörung der letztern (August 1790); organisirte er doch die Verwaltung der Distrikte, griff er doch, er der Protestant, mit kräftiger Hand in die klerikale Verwaltung. Aber auch hier beging er einen unverbesserlichen Fehler. Die renitenten katholischen Geistlichen

zur Eidleistung auf die Constitution zu zwingen, lag außer dem Bereich und der Macht der Civilbehörde! Indem Dietrich die Wahl eines constitutionellen Bischofs von Straßburg (Brendel) befürwortete und im katholischen Seminar fremde deutsche Geistliche, wovon einer (Eulogius Schneider) von zweideutigem Ruf, anrieth und einführte (1791), erschütterte er sein eigenes Ansehen und grub selbst die bodenlose Grube, die ihn verschlingen sollte. Der nach Straßburg entsandte Ausschuß der Constituante mußte einschreiten zwischen dem Maire und dem gereizten katholischen Pöbel, um den erstern vor persönlichen Insulten zu schützen.

Glücklicher war er unstreitig in den Vertheidigungsanstalten, die er längs dem Rheine während dem Sommer 1791 traf. Die französischen Emigranten sammelten sich damals schon auf dem rechten Ufer und bereiteten sich bei Markolsheim und Rheinau zu einem Uebergang auf französisches Gebiet. Diesem Plane kam Dietrich zuvor durch Bildung eines Corps von Freiwilligen und durch Mobilisirung der jüngeren Nationalgarde. Ihn unterstützte bei den getroffenen Vorkehrungen sein Schwager Ochs, der Kanzler der Stadt Basel; bei diesem thätigen und intelligenten Manne fand F. v. Dietrich in jener verhängnißvollen Epoche Rath und Hülfe.

Zum letzten Mal schien dem Straßburger Maire ein Hoffnungsstrahl, als er am 25. September 1791 das Constitutionsfest feierte und auf der Terrasse des Rathhauses die Findelkinder und einen Theil der ärmeren Bevölkerung Straßburg's bewirthete. — An demselben Tage übergab eine Damen-Deputation dem Maire eine eigens für ihn geprägte Denkmünze, die er aber mit

wehmüthigem Lächeln auf das Exemplar der neuen Constitution niederlegte.

Noch einmal, im November desselben Jahres (1791), wurde seine Wahl durch eine imposante Mehrheit seiner Mitbürger bestätigt. Aber zu selbiger Zeit trat Eulogius Schneider im Seminar seine Stelle als Professor der geistlichen Beredtsamkeit an; dieser Günstling des Maire sollte bald sich gegen seinen Beschützer wenden; er war, ohne Metapher, die Schlange, die der unglückliche Dietrich an seinem Busen nährte. — Im Club spalteten sich zum ersten Male die Mitglieder; es stifteten die exaltirten Patrioten eine Jakobinergesellschaft. Von diesem Augenblick an wurde Dietrich beargwohnt, verläumdet, vernehmt, so sehr er sich bemühen mochte, im großen Fahrwasser der öffentlichen Meinung zu bleiben. Von Paris empfing er immer noch Beweise des Zutrauens von hochstehenden Freunden; der Kriegsminister, Herr v. Narbonne, ließ den Bemühungen des Straßburger Maires für die Sicherheit der Grenze volle Gerechtigkeit widerfahren; doch Narbonne selber sollte nicht mehr lange auf seinem Posten bleiben und in der Legislatur erhielten nach und nach die anarchischen Elemente die Oberhand.

Wenig Tage nach der Kriegserklärung gegen Oesterreich (April 1792) und dem nicht erkünstelten Enthusiasmus, der sich dabei in der Bevölkerung Straßburg's kundgab, wurde im Salon des Maires die von einem jungen Offizier, Rouget de l'Isle, komponirte Marseillaise zum ersten Male gesungen und mit begeistertem Applaus aufgenommen. Von diesem bescheidenen Kreise ausgehend, machte die furchtbare Kriegshymne den Umlauf durch Frankreich und die Hälfte Europa's. — Die

Controverse über die Entstehung der Worte und Composition der Musik ist durch unwidersprechliche Beweisgründe entschieden. In der zweiten Hälfte des Aprilmonds 1792 ertönte zum ersten Male der ehrende Aufruf und erschreckte wohl späterhin durch seine stürmische Verbreitung und Anwendung den Dichter und Componisten selber.

Auch dem Maire wurde es keineswegs zu gute gehalten, daß in seiner Wohnung zuerst die Revolutionshymne als Signal zum Krieg gegen das monarchische Europa wie eine Feuerglocke ertönte. Die Jakobiner Lavaux, Simond, E. Schneider verleumdeten im Elsaß und in Paris den offenherzigen Dietrich; vergebens vertheidigten ihn Freunde und unparteiische Deputirte; vom 20. Juni an war Straßburg's Maire zum Voraus dem Ostrazismus verfallen. Gegen die Anarchie in der Hauptstadt protestirte er, thatkräftig einschreitend, und bewog den Munizipalrath zu gleicher Erklärung (7. Aug. 1792). Noch am 13. August, also drei Tage nach dem Sturze des Königs, schloß Dietrich die Clubs in seiner Vaterstadt. Ein unverzeihliches, politisches Verbrechen in jener bewegten Sturmperiode! Von jetzt an überstürzen sich die Begebenheiten in Straßburg wie in Paris.

Am 19. August beschließt das republikanische Direktorium der Hauptstadt die Auflösung des Straßburger Munizipalrathes und schickt einige Delegirte in's Elsaß zur Vollstreckung seiner diktatorischen Befehle. Dietrich wird vor die Schranken der gesetzgebenden Versammlung geladen; er resignirt, unter dem unzweideutigen Beileid des besseren Theils der Bevölkerung, sein mühebeladenes Amt, das er während dreißig Monaten (vom 18. März

1790 bis zum 22. Auguſt 1792) unter mannigfacher Prüfung und Gefahr treu verwaltet und verläßt als politiſch Beſchuldigter ſeine Vaterſtadt. Nach fruchtloſem Ankämpfen gegen die Anarchie, tritt er, ſtatt Eichenlaub eine Dornenkrone in den halbgebleichten Locken, ſeine verhängnißvolle Reiſe an.

Nach dem Abſchied von Straßburg, wendet er ſich aber nicht direkt der Hauptſtadt zu; er gönnte ſich zuvorderſt einige Raſttage in ſeinem Schloſſe zu Reichshoffen und im Jägerthal. Es war eine Galgenfriſt! — Mit den Belegen zu ſeiner Vertheidigung verſehen begab er ſich am Anfang Septembers über Bitſch auf den Weg nach der revolutionären Capitale. Da begegnete ihm, halbwegs Metz, ein ergebener Freund, der ihm die Hiobspoſt über die Septembermetzeleien in der Abbaye und den andern Pariſer Gefängniſſen überbringt. Auf ſeinem erſten Vorſatze zu beharren, das, fühlt er, wäre Wahnſinn; er greift zu einem faſt ebenſo verzweifelten Ausweg. Mit ſeiner treuen Gattin, mit Louiſe von Dietrich, flüchtet er, unter Lebensgefahr über die deutſche Grenze, ſchleicht auf Seitenwegen, durch die Pfalz, nach Frankfurt und von dort wieder rheinaufwärts durch Heſſen-Darmſtadt und die badiſchen Lande auf neutrales Gebiet nach Baſel. wo er, aufgerieben durch die Seelenkämpfe der letzten Monate, durch Entbehrung, durch ſchlafloſe Nächte, erſchöpft in die Arme ſeines Schwagers ſinkt. Vorderhand iſt er geborgen; aufathmen kann er wieder, einige Tage, einige Wochen; aber den treuen Freund und Verwandten will er nicht hereinziehen in Verantwortung und Verunglimpfung; er zieht ſich vorerſt in das einſame, ſtille Winterthur zurück, und gibt dem Geſandten der franzö-

fischen Republik die Erklärung ab: „Er sei bereit, sich in Paris vor der Convention zu vertheidigen, sobald die öffentlichen Zustände sich geklärt und die Herrschaft des Gesetzes über die Frevel der Septembermorde gesichert sei."

Mit den ersten Novembertagen hatte sich der ehemalige Maire wieder nach Basel begeben und von dort an den Commandanten von Bourglibre (St.-Louis) an der französischen Grenze geschrieben: „Er möge ihm Ort und Stunde bestimmen und ihn mit einem Offizier nach Paris befördern." — Eine einfache, aber doch großmüthige Erwägung trieb den Verbannten zu diesem gewagten Schritte. Blieb er länger auswärts, so traf das gegen die Emigranten erlassene Gesetz nicht nur ihn selbst; die Confiskation seines Vermögens, das schon in Beschlag genommen war, fiel auf seinen unglücklichen Vater, auf Gattin und Kinder zurück; die Seinen im Elend, beargwohnt, geächtet zu wissen, das ging über seine Kräfte. Freiwillig, offenen Auges, stürzte er sich in den Rachen des Löwen; denn seine Hoffnung auf strikte Gerechtigkeit mochte nach der Erfahrung der letzten Jahre auf ein Geringes herabgesunken sein.

Den 4. November 1792 überschritt er die Grenze. Sein Loos war in den Sternen geschrieben. Von diesem Augenblicke an verlor er auf immer die freie Verfügung über seine Person; nicht der parteilosen Gerechtigkeit verfiel er, sondern der blinden Parteiwuth und dem Beile des Henkers.

Kaum angelangt in Paris, wollte er sich vor die Schranken der „Convention nationale" stellen; abgeschlagen wurde ihm seine Bitte. Des Verrathes am Vaterlande und des Auflehnens gegen die Centralgewalt an-

geklagt, sollte er sich vor dem Gerichte in Straßburg verantworten. Dorthin wurde er im Dezember 1792 gebracht.

Hier aber hatte sich, seit dem verflossenen Augustmonat die politische Scene verwandelt. Die wahre öffentliche Meinung hatte sich bei den neuen Munizipalwahlen im Spätjahr Bahn gebrochen. Gegen die abscheulichen Septembermetzeleien protestirte der bessere noch nicht geknebelte Theil der Bürgerschaft. Die Mäßigung, die Rechtlichkeit hatten einen, leider nur temporären, Sieg errungen.

Nach einer vorübergehenden Verwaltung von Lauchaux ward Herr v. Türckheim, F. v. Dietrichs Freund, zum Maire erwählt. Als nun sein unglücklicher Vorgänger im Gasthof zum Geist, mit beigegebener Wache abgestiegen, bis ihm ein Gemach im Arresthaus bereitet, erfolgten Auftritte, unerwartet für die Machthaber in Paris, schmeichelhaft, berauschend für den Betheiligten, schändlich Angeklagten; aber um so gefährlicher für den Austrag seines Criminalprozesses. — Freunde, Bekannte, vielleicht auch verkappte Gegner beeilten sich, dem tapferen Ehrenmanne ihre Hochachtung, ihre Theilnahme zu bezeigen; die Findelkinder wollten ihren väterlichen Beschützer begrüßen; Frauen und Jungfrauen schmückten mit Blumen das für ihn bestimmte Gefängniß; sie schickten ihm täglich die für ihn bereiteten Speisen, nicht mit Unrecht eine Vergiftung vom Parteihasse befürchtend. Aber gerade diese unvorsichtigen Aeußerungen besiegelten zum Voraus F. v. Dietrich's Schicksal. — Daß ihn kein Gericht in Straßburg verurtheilen würde, sah man höhern Orts voraus; man verwies deßhalb die Anklage an die Ge-

richte von Besançon. Es wurde dadurch den neuesten Verfügungen Hohn gesprochen, denn es gestattete das Gesetz dem Angeklagten das Recht, vor seinem natürlichen Richter oder vor dem Tribunale eines der nächstgelegenen Departemente zu erscheinen. In Besançon herrschte damals ein Lokaltyrann, ein fürstlich-hessischer Bastard, als Gouverneur; er war, seit den vorjährigen Auftritten in Straßburg, Dietrich's persönlicher Feind. Vor den Assisen von Besançon hoffte er, den Armen zu vernichten. Dorthin wurde F. v. Dietrich in engeres Gewahrsam gebracht, nachdem er in Straßburg wiederholt seine Freunde und Verwandte zur Ruhe und Unterwerfung ermahnt.

Ich habe mich am Eingang dieser Skizzen zu einer Reihenfolge der Maires's von Straßburg und nicht zu einer ausgedehnten Biographie jedes einzelnen verpflichtet. F. v. Dietrich's Leben ist mehrfach erzählt worden.*) Ich darf somit nur erwähnen, daß der Gefangene in seiner Haft, von seiner ihm freiwillig folgenden Gattin unterstützt und getröstet, eine meisterhafte unwiderlegbare Vertheidigungsrede ausarbeitete und im Monat März vor den Schranken des Criminalgerichts erschien, nach kurzer Berathung freigesprochen, aber nichtsdestoweniger als Emigrant festgehalten wurde. In dieser nunmehr trostlosen Lage erfuhr er nach und nach das über seinen ebenfalls incarzerirten Vater hereingebrochene Unheil, die Verdächtigung seiner Freunde und Parteigänger, das

*) S. Engelhard, Geschichte der Revolution im Elsaß; sie bildet einen Theil des V. und VI. Bandes der vaterländischen Geschichte des Elsasses von Strobel. — Oeuvres choisies de Louis Spach. Vol. 1, p. 187—323.

unsichere Loos seines vor wenigen Jahren geborenen jüngsten Kindes, die Gefahren seiner beiden älteren Söhne, die für das undankbare Vaterland in den Reihen seiner Vertheidiger kämpften. Sein Herz war zerrissen; die Aufregung der ersten Monate hatte sich gelegt und war einer unwillkürlichen Niedergeschlagenheit gewichen; er ahnte das kommende, unwiderrufliche Geschick; die sonnenhellen Tage des Glanzes büßte er, buchstäblich, ab in dem unheimlichen Dämmerlichte des Kerkers. Doch seine Gattin stand ihm noch zur Seite; da traten eines Morgens, den 31. August 1793, die Gerichtsdiener in das Gefängniß; Dietrich wurde in das Vorzimmer abberufen, in einen Wagen genöthig und mittlerweile seine Papiere und Effekten versiegelt. Louise von Dietrich ahnte den Vorfall; sie fiel wie vom Schlage gerührt zu Boden; kein Abschied war gestattet; der Wagen entführte ihren Gatten nach Paris.

Als Dietrich in den ersten Septembertagen die Schwelle der Mördergrube, Abbaye geheißen, überschritt, konnte er mit den Worten des Dichters der Bürgschaft sprechen: „Ich bin ... zu sterben bereit.“ — Seinen letzten Willen hatte er schon, den 7. Februar, im Arresthause zu Besançon niedergeschrieben; diese tragischen Blätter legen für die Heldenseele Fr. v. Dietrich's ein beredtes Zeugniß ab. Der Mann, der Dulder, der am Vorabend seines unverschuldeten Todes so denken, so fühlen konnte, war, obgleich er der Tröstungen des Christenglaubens entbehrte, eines besseren Looses würdig und durfte sich — hätte er auf Erden noch weitere Ansprüche gehegt — getrost an die Seite der Märtyrer stellen, die zu einem edlen Zwecke sich geopfert.

Mit seiner Gattin blieb Dietrich während den vier letzten Monaten seines geprüften Lebens in stetem Briefwechsel. Es war mir vergönnt, mehrere dieser Abschiedsbriefe zu durchgehen; eine unwillkürliche Rührung ergriff mich wiederholt bei so großem, unendlichem Schmerz, bei dieser fast zum Wahnsinn gesteigerten Liebe und Vetehrung seiner Lebensgefährtin. Kein von den größten Dichtern geschildertes Seelenleiden reicht an den Ausdruck dieses reellen, fürchterlichen Duldens. Halberstickte Seufzer brechen sich unwillkürlich Bahn und von unsichtbaren Händen gegeißelt, kann der Gefangene, so sehr er dazu gewillt ist, die Striemen seiner wunden Brust nicht verbergen. — In der ehemals gepflegten Musik sucht der Unselige einigen Trost; aber die melodischen Töne rufen ihm nur die Vergangenheit wach.

Für seine Rettung blieb nur die einzige Aussicht: mit hundert andern eingekerkerten Leidensgefährten der Vergessenheit anheimzufallen. Diese vielleicht schüchtern gehegte Hoffnung wurde ihm versagt. — Eulogius Scheider, von St. Just und Lebas in Straßburg gestürzt, kam in der zweiten Hälfte Dezembers in dieselbe Abbaye, wo Dietrich schmachtete, in Verwahrsam. Mit der verschärften Anklage Dietrich's hoffte der wüste Mönch bei Robespierre sich selber zu retten. Es gelang ihm nur, das Ende des Maire's von Straßburg zu beschleunigen. Fr. v. Dietrich bestieg das Schaffot den 29. Dezember 1793; den Tod begrüßte er nach langem Seelenleiden als einen Retter und sandte seine letzten Grüße mit einer Haarlocke an die verzweifelnde Gattin. „Ich habe diese Locke", so schrieb sie auf die Rückseite des Abschiedsbriefes, „so lange auf meinem Herzen getragen, bis

die Auflösung diesem letzten Andenken des Verewigten drohte."

Ich kehre auf das Rathhaus von Straßburg zurück.

Die Tage der provisorischen Verwaltung v. Türkheim's waren bald zu Ende. In den Augen der Partei Danton's und Robespierre's war ein gemäßigter Republikaner nicht weniger als ein verkappter Monarchist. Der Stern der Girondisten war nahe am Untergang. Die Delegirten der Convention, Couturier und Denzel, ersetzten den aristokratischen Türkheim durch den fanatischen Demokraten Monet, „ein hergelaufener Savoyarde," nach der Ansicht der Straßburger von altem Schrot und Korn. Keineswegs schläfrig wie das Maulthier seiner Heimath, aber unwissend und einseitig, leidenschaftlich, keck, hatte der fremde Eindringling die Gunst von St. Just und Lebas erschlichen und sich auf den Präsidentenstuhl des Municipalraths geschwungen. Aber auch seine Stunde sollte schlagen; mit der thermidorischen Reaction fiel er zu Boden, und in totale Vergessenheit. Dem Schaffot entging er vermuthlich durch seine Nullität; er stand Niemand im Wege, und verlor sich als untergeordneter Beamter im Kriegsministerium. Unter der Restauration besuchte ihn der junge Geschichtsschreiber Thiers, als er Notizen zu seinem Erstlingswerke über die französische Revolution aus Journalen und bei noch lebenden Zeugen sammelte.

Monet wurde auf der Mairie von Straßburg ersetzt durch André (1794), hierauf durch Mathieu, Keppler, Desmichel (1795). Von diesen Namen ist mir nur Mathieu bekannt. Dieser Ehrenmann, ein älterer Bruder des kaiserlichen Armee-Intendanten Mathieu de Faviers,

war am Eingang der Revolution Syndikus der Commune gewesen, dann eingekerkert mit seiner Gattin. — Mit der Napoleonischen Periode kam er als kaiserlicher Rath an den Appelhof in Colmar. Er starb in hohem Alter (1841), nachdem er als anonymer Schriftsteller durch gemeinnützige Vorschläge sich bethätigt. Eine seiner Flugschriften befürwortete die Einführung der egyptischen Brutöfen und erregte durch die Originalität des Vorschlags einiges Aufsehen. Mathieu war mit Metzger, dem Repräsentanten des Oberrheins, welcher Mülhausen inkorporirte, eng befreundet und hinterließ, wo nicht als vorübergehender Maire von Straßburg, so doch als tüchtiger Jurist im Elsaß einen geschätzten Namen.

Mit der Direktorialregierung (1795) trat in den Departementen an die Stelle des Maire's eine Munizipalverwaltung mit einem Präsidenten. Eine schnell auf einander folgende Namenreihe fällt in diesem Zeitraum von fünf Jahren. Der letzte dieser Präsidenten, Grandmougin, ein Lothringer aus Luneville, stiftete unter dem ersten Kaiserreich hier in Straßburg ein französisches Pensionat mit legitimistischen Tendenzen. Einige Söhne adeliger Familien und militärischer Würdenträger fanden sich mit Bürgerlichen und ausnahmsweise Protestanten unter demselben Dache. Ich erwähne diesen Umstand, denn er läßt einen Seitenblick werfen auf die sonderbaren Mischlingsverhältnisse des damaligen Straßburgs. Grandmougin begnügte sich unter der Restauration mit einer besoldeten Adjunktenstelle in der Mairie.

Mit der Consularregierung (Dezember 1799) treten wieder die eigentlichen Maire's hervor. Die Reihe eröffnet Livio (1799—1800), der Besitzer des ehemali-

gen Klinglin'schen Schlosses in Illkirch, Direktor der Münze. Ihm folgte ein einheimischer, der Jurist Herrmann (1800—1806), der seine Musestunden zu Forschungen über alsatische Geschichte benützte,*) und späterhin als Dekan der juristischen Fakultät seine Laufbahn schloß. Der Ehrenstelle als Maire wurde er nach einer Durchreise des Kaisers enthoben; auf eine ungestüme Frage des Herrschers hatte er unbefriedigend geantwortet; in den Augen des scharfblickenden und streng beurtheilenden Despoten ein unverzeihlicher Fehler.

Ihm folgte Herr Wangen von Geroldseck, aus alter elsässischer Familie (1806—1810); es war diesem Herrn ebenfalls die Ehre beschieden, den Kaiser und die Kaiserin Josephine (1809), und zehn Monate später die jugendliche kaiserliche Braut, Marie Louise (März 1810), zu bewillkommnen. — Die Munizipalverwaltung hatte lange schon den Ueberlieferungen der Reichsstadt entsagt. Da sie nur ein Ausfluß und abgeschwächter Ausdruck der Centralgewalt war, beschränkte sie sich auf die höchst unschuldige Berathung vorgelegter Verschönerungspläne, auf Straßen- und Brückenbauten, Versorgungsanstalten und persönliche Desiderien. Keine Spur von innerer Vertheidigung und Opposition, oder gar von Auflehnung gegen die Departementalbehörde. Adlig oder bürgerlich war der Maire „der treue Diener seines Herrn".

Brackenhoffer, der vom September 1810 bis September 1815 im Amte blieb, hatte im Jahr 1797 schon

*) Notices historiques, statistiques et littéraires sur la ville de Strasbourg par Jean-Frédéric Herrmann. 2 vol. Strasbourg, 1817, in-8.

die Stelle eines Munizipalpräsidenten versehen. Er stammte aus alter protestantisch-patrizischer Familie und hatte, vor 1790, im Rathe der XIIIer gesessen. In späterer Zeit, unter der Restauration, als Deputirter des Niederrheins fühlte er sich geschmeichelt, wenn Freunde und Bekannte ihm diese reichsstädtische Würde in's Gedächtniß riefen. Die gefährlichen bewegten Jahre von 1813—15 durchsteuerte er nicht ohne Geschick, mußte aber von 1815 ab seinen Edilitätssitz an einen katholischen Mitbürger, Herrn v. Kentzinger, abtreten. Wie einer seiner Vorgänger, beschäftigte sich Kentzinger ebenfalls mit Lokalgeschichte*) und hatte somit das Verdienst jüngere Kräfte zu ähnlichen Forschungen anzuregen. Auch wurde dieses engbegrenzte Feld der historischen Wissenschaft nach seinem Beispiel mannigfach gepflegt.

Die Zahl der alsatischen Geschichtsfreunde heißt Legio: meist sind ihre Bestrebungen etwas weitschweifig und aus zweiter Hand geschöpft; doch bezeugt dieser Eifer eine rührende Pietät für die Schicksale der heimischen Provinz.

Als Maire von Straßburg hinterließ Herr von Kentzinger bei Glaubensgenossen und Nichtkatholiken einen gleich guten Ruf. Er war unparteiisch, zuvorkommend. Das genügte. Seine Verwaltung fiel noch in eine Periode, worin sich die confessionellen Gegensätze weniger feindlich gegenüber standen. — Unter unseren Augen gestalteten

*) Strasbourg et l'Alsace, ou Choses mémorables des vieux temps, par le chevalier de Kentzinger, maire de Strasbourg. Strasbourg, 1824, 1 vol. in-8. — Documents historiques, tirés des archives de Strasbourg, 2 vol. 1828.

sich seit einem Vierteljahrhundert die Verhältnisse ganz anders und drängten selbst friedliche Charaktere und Gemüther auf Abwege.

Herr von Kentzinger hatte keinen kaiserlichen Gebieter zu empfangen, wie vordem Herrmann und Brackenhoffer; doch war ihm beschieden, Karl den X. und Herr von Martignac hier zu sehen, in der schönen, kurzen Periode, die friedliche, parlamentarische Zeiten in Aussicht stellte (1828). Auf einem glänzenden Ball im neuausgestatteten Theater geleitete Herr v. Kentzinger den alten chevaleresken König durch die Reihen der blühenden Damenwelt und rief die Aufmerksamkeit des Kenners auf die schönsten Gestalten, oder beiläufig, belehrend, auf die merkwürdigsten, lokalhistorischen Namen. Herrn von Kentzinger's Entsagung nach der Julirevolution, wurde als eine nicht zu umgehende aber schmerzhaft empfundene politische Nothwendigkeit angesehen.

Im September 1830 trat Herr Friedrich von Türkheim ins Amt. — Seiner neuen Pflicht obzuliegen, entsagte er seinem Mandat als Deputirter des Departements. Der Tag seiner Ankunft in Straßburg war vielleicht der Glanzpunkt seines Lebens. Freunde und Bekannte strömten seinem Wagen entgegen, als er durch das Weißthurmthor einfuhr; aus den Fenstern der besetzten Häuser begrüßten ihn freundliche Gesichter; im Directorium, dessen Präsidentenstelle sein Vater versah, sank er freudetrunken in des Greisen Arme.

Herr von Türkheim war ein Sohn der von Göthe als Lili gefeierten Fräulein v. Schönemann aus Frankfurt. Einen Theil, den bessern, seiner Entwicklung, verdankte er der mütterlichen Pflege und deutscher Wissen-

schaft. Auf der Universität von Erlangen hatte er vorläufig studirt, aber von seinem Vater zum Nachfolger seines Bankhauses bestimmt und diesem Wunsche sich fügend, ward er in Amsterdam zu seinem künftigen Berufe gebildet. Auch mit Landwirthschaft gab er sich frühzeitig und leidenschaftlich ab, und kam durch diese Tendenz mit dem Präfekten Lezay-Marnesia in nähere Berührung. Fr. v. Türkheim war ein vielseitig gebildeter Mann, wohlwollend, dienstfertig; als Deputirter auf der Seite der gemäßigten Opposition, mit Humann gegen die gefährlichen Rückschritte der Regierung ankämpfend; mithin bei der Thronbesteigung Ludwig-Philipp's zum Voraus bezeichnet in das neue Räderwerk der Regierung thätig einzugreifen. Von seiner Verwaltung in Straßburg hoffte man viel, hoffte man alles.

Nun ging es ihm, dem aufrichtigen Volksfreunde, wie vielen politischen Notabilitäten seinesgleichen, wenn sie nach langem Streben an das erwünschte Ziel gelangen; die Realität legt dem philantropischen Wollen einen Hemmschuh unter. In Straßburg war die Lage des neuen Maire's keineswegs eine bequeme. Im Munizipalrath und in der Bevölkerung zeigten sich unverhohlen republikanische Tendenzen. Es galt, solche zu bekämpfen und dennoch manchen lieberalen Forderungen gerecht zu werden; für einen friedseligen Charakter ein schwer zu lösendes Problem. Der Gährungsprozeß in den untern Schichten trat immer mehr zu Tage. In den ersten Zeiten der Juliregierung war, am Rheine wenigstens, der Handel gelähmt. Als der Bürgerkönig mit seinen ältesten Söhnen im Sommer 1831 nach Straßburg kam, durfte der Maire von Straßburg auf fehlgeschla-

gene Hoffnungen anspielen und taktlose Führer der Nationalgarde accentuirten noch mehr die Wünsche oder die republikanischen Ansichten ihrer Kommilitonen.

Ludwig Philipp zeigte sich bei solchen Gelegenheiten als trefflicher Schauspieler; doch mochte er dem Bürgermeister und dem Präfecten, die solchen Scenen nicht vorzubeugen gewußt, insgeheim etwas gram bleiben.

Fr. v. Türkheim erfüllte seine Pflichten ängstlich gewissenhaft, behielt sich aber ein persönliches Urtheil vor. So brachte er das Gesetz des 28. Juni 1833, welches die Volksschulen einer neuen Organisation unterwarf, nur unfreiwillig und mit Vorbehalt in Anwendung. Hier in Straßburg nämlich standen besonders die protestantischen Pfarreischulen auf ganz respektablem Fuße und der Unterricht der hiesigen Volksklassen ließ wenig zu wünschen übrig. Kein Wunder, wenn sich der Maire nicht beeilte, Maßregeln zu ergreifen, welche in die Beaufsichtigung der Schulen ganz neue weltliche Elemente einführten. Das gereichte ihm beim französischen Ministerium und sogar in seiner Vaterstadt zum Vorwurf. Unbedingt günstig aufgenommen wurde dagegen die Stiftung einer industriellen Schule, und einer Zufluchtsstätte (maison de refuge) für arbeitslose Bettler; — hiezu fand er im Munizipalrath und bei der Bürgerschaft willige Hülfeleistung.

Erholung suchte der leider schon alternde und in der Dienstpflicht sich aufreibende Verwalter auf seinem selbstgeschaffenen Landsitze. Zwei Meilen südlich von Straßburg hatte Herr v. Türkheim, in unfruchtbarer Rheinwaldung einen herrlichen Park angelegt; dichte Baumgruppen zeichneten, in der weiten Ebene emporstrebend,

ihre dunkeln Massen gegen den Horizont; ein einfaches Herrenhaus, ein Meyerhof mit Scheune und Stallung, erschienen vor den Augen des Besuchers erst, nachdem er abwechselnd Boskette, Alleen, Wiesengründe durchwandert. Die leider jetzt ausgeholzte Thumenau zählte unter die schönsten, landschaftlichen Schöpfungen des Elsasses.

Im Herbste 1835 resignirte Herr von Türkheim seine Edilitätsstelle; er war seinem verstorbenen Vater als Präsident des protestantischen Direktoriums gefolgt, und fühlte seine Kräfte nicht mehr der öffentlichen Doppellast und seinen Privatgeschäften gewachsen. Die nachfolgenden fünfzehn Jahre seines leider sehr getrübten Lebens gehören nicht mehr in den Bereich dieser Skizze. — Zweimal suchte der einfache, liebenswürdige aber schwergebeugte Greis eine Zuflucht im südlichen Frankreich; im December 1850 schloß er seine Tage im Direktorium. Auch in dieses Asyl hatte ihn das Geschick verfolgt. Im Schooße der protestantischen Kirche war seit Jahren ein Zwiespalt ausgebrochen, es verlangten viele Mitglieder ausgedehntere Befugnisse für die Laien; die Angriffe gegen das Direktorium waren oft gehässiger Art und mußten Türkheims letzte Tage verbittern. Die glücklichen Jugendjahre büßte er, dem neidischen Schicksal seinen Tribut bezahlend, durch ein gedrücktes Alter.

In der Mairie von Straßburg war ihm ein ehemaliger Notar, Herr Lacombe (1835—1837) im Amte gefolgt. Er gehörte zu der katholischen Fraktion der Bevölkerung. Aber der Haupteinfluß unter seiner Verwaltung ging schon von einem jüngern Mitglied des Munizipalrathes aus. Friedrich Schützenberger, einer der Adjunkte des Maire's, hatte die öffentlichen Arbeiten

übernommen. Er war der älteste Sohn eines populären Bierbrauers, und repräsentirte von Grund aus das ächte bürgerliche Element. Seine Bildung war auf französische und deutsche Seite hin berechnet; aber in früheren Jahren blieb noch der deutsche Einfluß überwiegend. Eine Zeitlang hatte Schützenberger zwischen Jurisprudenz und Theologie geschwankt und sich einmal auf dem Felde der deutschen dramatischen Literatur versucht. Von gerechtfertigtem Ehrgeize getrieben, hatte er der germanischen Muse entschlossen Valet gesagt und vor den französischen Gerichtshöfen als Advokat eine Stellung erkämpft. Daneben gab er sich, wie Türkheim, mit Landwirthschaft ab; in seinen Mußestunden vertiefte er sich gern in das Studium der deutschen Philosophie.

Der Kern seines Wesens blieb ächt germanisch und auch in der Form konnte er nie seinen Ursprung ganz verleugnen.

Im Frühjahr 1837 folgte er Herrn Lacombe als Maire. Seine Ernennung war ein feiner Griff des damaligen Präfekten. Schützenberger behauptete unter den Mitgliedern der gemäßigten republikanischen Opposition eine Hauptstelle; indem er die königliche Delegation annahm, wandte er, vielleicht unbewußt, seinen ausschließlichen Doktrinen den Rücken. Er hatte überdies nicht umsonst dte Geschichte Frankreichs studirt und sah wohl ein, wie unausführbar sein jugendliches Glaubensbekenntniß war. Ich will damit kein schiefes Licht auf die Tendenz und den Charakter eines Mannes werfen, der Schönes und Ersprießliches in seiner Eigenschaft als Maire leistete, die Ideale seiner Jugendzeit noch in treuem

Herzen zu bewahren wußte und auch theilweise praktisch ausführte.

Anderthalb Stunden südwestlich von Straßburg, bei dem Dorfe Ostwald, besaß die Stadt ausgedehnte wüste Baumstrecken und unfruchtbare Ackergründe. Seinem Grundsatze treu, die Ansprüche der Proletarier, sofern sie berechtigt, zu befriedigen, faßte Schützenberger im vierten Jahre seiner Verwaltung den Plan, diese Steppen zu befruchten, diese verkrüppelte Waldung auszureuten und dort im eigentlichen Sinn eine Ackerbaukolonie zu gründen. Und es blieb nicht bei dem Plane; rasch wurde in den Jahren 1840—41 zur Ausführung geschritten. Einfache Gebäulichkeiten, zum künftigen Wohnorte der herrenlosen Arbeiter bestimmt, erhoben sich mit Stallung und Scheunen; der unfruchtbare, ungesunde Boden wurde entwässert, urbar gemacht; unter guter Aufsicht ging die Installirung der Kolonisten vor, die zum Theil aus der von Türkheim gegründeten »maison de refuge« herstammten. Leichter als zu erwarten stand, wurde die Disziplin in dieser zusammengewürfelten Menschenrasse durchgeführt. Der Ertrag des Garten- und Ackerbau's und der Meierei fanden auf dem Markte von Straßburg leichten Absatz. Nur darf ich einen kapitalen Umstand nicht verhehlen; der Reingewinn war nicht ganz den Auslagen des ganzen Unternehmens entsprechend, und es gab dies den Pessimisten oder den Gegnern des Maire's eine erwünschte Gelegenheit, seine Schöpfung zu bemäckeln. Ueber dieser Kritik wurde die ächt philantropische Seite des ganzen Unternehmens verschleiert und bei Seite gelassen: das Straßburger Pflaster von bettelhaften Kumpanen gesäubert zu haben, war doch keine

Kleinigkeit. Dem Vorwurf eines verfehlten pekuniären Unternehmens zu entgehen, kam der Maire im Jahr 1847 auf einen untrüglichen Ausweg; er schlug dem damaligen Präfekten einen Kontrakt vor; die kleinen im Zuchthause eingeschlossenen Sträflinge sollten zum Theil, nach dem Vorbilde von Mettray nnd Petitbourg nach Ostwald verpflanzt und dem Departement eine Kopfsteuer für den Unterhalt eines jeden einzelnen geleistet werden. Auch dieser Plan wurde ins Werk gesetzt; mit dem 1. Juni 1847 kamen vorerst zwanzig Sträflinge in die Kolonie und diese Zahl wurde nach und nach auf das Zehnfache vermehrt. Der Stadtkasse erwuchs daraus eine nicht zu verachtende Einnahme und unter freiem Himmel waren die jungen Sträflinge auf jeden Fall besser aufgehoben, in gesunderem Zustande, als hinter Schloß und Riegel. Wenige entzogen sich der Aufsicht durch die Flucht und es wurden auch in dieser Hinsicht die pessimistischen Ansichten Lügen gestraft. — Die Kolonie Ostwald verbreitete Schützenbergers Name in Frankreich und den naheliegenden deutschen Bezirken.

Dies blieb nicht die einzige Seite seiner Wirksamkeit. Schützenberger liebte den Gartenbau; er war in diesem Fache mehr als Dilettant. Hätte er in England gelebt, oder wäre ihm ein großes Vermögen zur Verfügung gestanden, er hätte Bedeutendes geleistet. Was in seinen Kräften stand, führte er aus; die schattigen Anlagen der Orangerie verdankten ihm das Dasein; er verschönerte die jetzt leider gelichtete Umgebung des Contade, und die jetzt verwüsteten Gottesäcker; mit eigenen Mitteln gab er dem jetzt in andere Hände übergegangenen Waldhof in der Ruprechtsau eine pittoreske Gestaltung; an Loth-

ringens Grenze versuchte er sich in der Ausreutung von Waldgründen .... er glaubte, dem Wahne seiner Zeitgenossen entgegentretend, daß Kapitalien, auf Verbesserung von Grund und Boden verwendet, mehr als Staatspapiere in die Wagschale fallen, worin Bürgerpflicht abgewogen wird. Gaben ihm hierin die Zeitereignisse nicht vollkommen Recht? .... Auch auf die Bauten seiner Vaterstadt war sein Sinnen unablässig gewendet; nur ließen sich hier, auf beschränktem Raume, und mit beschränkten Mitteln keine großen, in die Augen fallenden Schöpfungen ins Werk setzen; er bequemte sich eben zu einer bescheidenen Rolle.

Mit der Präfekturbehörde kam er in offenen Conflikt. Seine Wege waren nicht immer die, welche die Centralverwaltung einzuschlagen wünschte. Der republikanische Oppositionsmann erging sich manchmal in alten Geleisen und Gelüsten. — Als der Finanzminister Humann eine Revision der Immobilien vornehmen ließ (1841), in der Absicht, die direkten Steuern einträglicher zu machen, wurde der Straßburger Maire unwirsch und stellte sich ganz auf die Seite des unzufriedenen Stadtraths. — Während der Theuerung von 1846—47 rannte er ebenfalls der Regierungsbehörde gegen den Kopf, indem er, mit einem Ausschuß von angesehenen Bürgern, große Kornzufuhren aus Odessa vermittelte, und die herbeigeschafften Früchte zum Abschlag der lokalen Taxe auf den Markt werfen ließ.

Es steckte bestimmt etwas von altem deutschem Reichsbürger in ihm, und sein dreijähriger Aufenthalt in Paris als Deputirter des Niederrheins (1842—45) brachte in seinen Charakter und seinen Ansichten keine sichtbare

Veränderung. Erschrocken sah er in den gähnenden Abgrund der französischen Finanzen und sprach sich darüber freisinnig und unverhohlen aus. Guizot, Salvandy, Lamartine schätzten ihn; auf der Tribüne erschien er selten, aber als Sachkundiger, wenn er sprach, und hätte, bei längerer Ausdauer, eine vorzügliche Stelle unter den Geschäftsmännern eingenommen. Seine Privatumstände zwangen ihn zum Rücktritt (1845); er war, so einfach er sich einrichtete, den unsinnigen Anforderungen eines Aufenthalts in der Hauptstadt nicht gewachsen.

Seit dem Jahre 1838 war Schützenberger, von Salvandy, dem Minister des öffentlichen Unterrichts, zum Professor des administrativen Rechts an der Akademie von Straßburg ernannt. Seine Wirksamkeit war somit eine dreifache, wohl seine Kräfte zuletzt übersteigend. Theoretischen Studien glaubte er mit Recht als öffentlicher Lehrer obliegen zu müssen; aber auch schriftstellerischer Thätigkeit wendete er sich zu, und förderte im Jahre 1850 das Resultat eines vieljährigen Denkens über die sozialen Verhältnisse der modernen Welt in einem zweibändigen Werke zu Tage. *) Das Werk ist gut gegliedert und enthält praktische Vorschläge; nur war es, für ein französisches Publikum, in allzu reizlosem Gewande vorgeführt, blieb somit in der bewegten Zeit unbeachtet. Einzelne, ermunternde Briefe von gleichgesinnten Freunden boten keinen Ersatz für die vom Verfasser gehegten Hoffnungen. In der Voraussicht eines schwer zu erringenden schriftstellerischen Erfolgs hatte Schreiber dieser Zeilen dem Maire von Straßburg den wohlgemeinten

*) Les lois de l'État social.

Rath ertheilt, den Pflichten seines Doppelamtes unwandelbar obzuliegen und seine Mahnung schüchtern in das Gewand folgender versifizirten Epistel gehüllt:

An Schützenberger,

Maire von Straßburg.

Du fiedelst Dich im Reiche der Gedanken,
Ein müder Pilger, an! O höre meinen Rath!
Die Zeit will mehr — sie will die That.
So lang die Schicksalslose schwanken,
Verlaß' mir nicht des Kampfgerüstes Planken,
Bevor der Schnee des Alters Dir genaht:
So lang des Lebens Pulse pochen,
Laß Dich vom Hamletsgeist nicht unterjochen,
Dem Schwindel trotze auf der Felsen Grat.

Der Mann gehört dem Leben, der Minute,
Dem Mahnungswort, das jede Stunde bringt;
Es gleicht die That der jungen, trächt'gen Stute,
Die Füllen wirft und weiter springt.
Beim Lampenschein, auf Polstern, ruht bequem,
Mit blendend-bleicher Stirne das System,
Und saugt dem Mann, der es umschlungen,
Das letzte Wort des Räthsels losgerungen,
Es sauget ihm das Herzblut ab,
Entwindet ihm den knot'gen Wanderstab,
Und lullt ihn ein, mit Schmeichelzungen,
Vom Dank der Nachwelt über'm Grab!

Die Nachwelt! markverzehrender Gedanke!
Wir träumten Dich in früher Jugendzeit,
Als unser Geist sich regte, ohne Schranke,

Das Herz im Busen schlug, noch unentweiht.
Die Nachwelt! nun verflüchtigt wie im Nebel
Ein wesenloses Dunstgebild! . . .
Wer sucht bei ihr zum Handeln einen Hebel,
Wer gegen Drang und Noth bei ihr den Schild?
Die Nachwelt! — wird sie willig wohl erblinden,
Durchstöbernd, was die Vorwelt emsig schrieb?
Wird sie im Zeitenstrom die Titel finden,
Die tausendfacher Wellenschlag zerrieb?

Die Zeit erfüllt sich bald, wo beutetoll der Russe,*)
Den schweres Gold, nicht der Gedanke reizt,
Mit unsrer Bücherlast die Oefen heizt;
Die Zeit ist nah! — gleich schwerem Regenguſſe
Mit Hagelschlag vermischt, wird sich das Steppenpack
Herunterwälzen auf die langgepflegten Saaten.
Entgeht Dir nicht die Luft, so nimm den schweren Spaten
Im Feld des Denkens — auf! es erntet der Kosack. —

Nein! handle! während Dir die Lebenssonne leuchtet;
Das schönste Werk bleibt oft gestillte Noth.
Wenn Dankgefühl des Armen Auge feuchtet,
Das ist ein Silberthau, der kündet Morgenroth,
Verjüngtes Leben nach dem Greisentod.

Du kennst den Landstrich wohl, der ausgereutet
Nicht fern von Straßburg's Mauern liegt.
Wenn auf dem Schienenweg die Abschiedsglocke läutet,
Die Höllenpfeife gellt, der Dampfer schnaubt und fliegt;

*) Geschrieben im Jahre 1846.

Da schweift der Blick auf immergrünen Wiesen,
Die Blume blüht und duft'ge Kräuter sprießen
Empor aus frischbezwungenem Sand;
Das Kornfeld wogt, wo dürres Strauchwerk stand;
Im Sonnenlichte prangt die schmucke Schweizerhütte;
Zur Arbeit drängt sich der Gesellen Schaar,
Die ohnlängst noch, entfremdet jeder Sitte,
Mit trotz'gem Blick und unverschämter Bitte,
In Lumpen halb verhüllt, der Straßen Abschaum war.

Du kennst den Geist, der beides rasch vollendet,
Der eine Friedensflur und frohe Menschen schuf.
Verstehe meinen Wink, und horch auf meinen Ruf:
In Ostwald liegt der Pfad, der sich zur Nachwelt wendet.

Der Maire drückte dem Schreiber herzlich die Hand und . . . beharrte auf der Herausgabe seines „Systems".

In den ersten Jahren seiner Verwaltung hatte er ein anderes wissenschaftliches Unternehmen befürwortet. Auf seinen Antrag bewilligte der Munizipalrath eine beträchtliche Summe zur Herausgabe der Straßburger Chrouisten. Es blieb bei dem ersten, mit allzugroßem typographischem Luxus ausgestatteten Quartbande, welcher die Chronik von Klosener-Königshoffen, Maternus Berler, Ellenhart, Sebastian Brant, enthielt und mit einer vom Maire geschriebenen Einleitung über die Verfassungsgeschichte Straßburgs versehen war.*)

Die Februar-Revolution schob den ehemaligen Republikaner in das Privatleben zurück. Der Tod über-

*) Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg 1843.

raſchte ihn im Januar 1859, an der Eintrittsſtufe in das höhere Alter.**) Die Zurückſetzung, die er von der Republik und dem Kaiſerreich erfuhr, hatte ihn frühe zum Greiſen gemacht. Er hinterläßt einen geachteten Namen im Kreiſe ſeiner Mitbürger; war er doch der treueſte Ausdruck und Vertreter der hieſigen Mittelklaſſe.

Die Interimsjahre der zweiten franzöſiſchen Republik wurden auf dem Straßburger Rathhauſe durch Interimsmaire's ausgefüllt; während den erſten auf die Februar-Revolution folgenden Monaten von einem proteſtantiſchen Handelsmann, Herrn Lauth, der alsbald in die National-Verſammlung gewählt wurde; hierauf von Herrn Kratz, (1848—1851, einem ehemaligen Notar, deſſen nicht zu unterſchätzendes Verdienſt um die Handhabung der öffentlichen Ruhe in der bewegten Zeit mit der Popularität, die er genoß, in engem Zuſammenhang ſtand. — Vom Frühjahr 1851 bis in das Spätjahr 1852 bildete ebenfalls ein ehemaliger Notar, Herr Chatelain, den Uebergang zu einer längeren adminiſtrativen, von Herrn Coulaux ausgefüllten Periode (1852—1864). Dieſer letztere, ein ehemaliger Zögling der polytechniſchen Schule, und Mitbeſitzer der Waffenfabrik des Klingenthals, erhielt, bei oder vor ſeinem Eintritt in's Amt, den Auftrag, gemeinſchaftlich mit dem Präfekten, die Revendikation der proteſtantiſchen Stiftungsgüter zu betreiben. Dieſer innere konfeſſionelle Zwiſt führte ſehr unerquickliche Scenen mit ſich, die indeſſen, nach kurzer Zeit (1855) durch die Entfernung des Präfekten beigelegt wurden und einer verſöhnlichen Stimmung wichen.

**) Fr. Schützenberger war im Jahre 1799 geboren.

Herr Coulaux, intelligent und thätig, vereinigte wie Schützenberger, mit seinem Munizipalamte die Ehrenstelle eines Deputirten. Der kaiserlichen Regierung war er ergeben, mißfiel aber in höheren Kreisen, als die Spaltung der imperialistischen Partei fühlbar wurde und ein freisinniger Hauch durch die politische Atmosphäre zog. Herr Coulaux wurde durch einen vom Präfekten erwirkten Machtspruch bei Seite geschoben und durch den Sohn des verstorbenen Finanzministers Humann ersetzt. — Als reicher Kapitalist hatte der abtretende Maire die Einführung der Vizinaleisenbahnen im Niederrhein betrieben und der undankbaren Verwaltung hiebei recht sehr unter die Arme gegriffen. Es wäre vermessen und lächerlich zu behaupten: solche Lokalconflikte hätten auf das Loos des innern Frankreichs irgend einen Einfluß ausgeübt; aber sie mögen doch gelten als Symptome der Auflösung des Cäsarismus. Schreiber dieser Zeilen erlaubte sich, einem hochstehenden Beamten diesen Umstand zu betonen, wurde aber barsch zurecht gewiesen, denn es spielten die kaiserlichen Emissäre mit offenen Augen die Rolle des Vogelstrauß.

Herr Theodor Humann, der letzte kaiserliche Maire von Straßburg (1864—1870) hatte unter Ludwig Philipp die Stelle eines General-Einnehmers im Niederrhein versehen und in den letzten Jahren der Juliregierung, als Deputirter desselben Departements dem Sturze der constitutionellen Monarchie beigewohnt. In der welthistorischen Sitzung des 24. Februar 1848 blieb er bis zum letzten Augenblick in der Nähe der todesmuthigen Regentin und bewahrte der ausgestoßenen Königsfamilie lange ein treues Andenken. Diese Erinnerung betonte

er, als er Mitte Septembers 1870 sein Amt auf der Mairie niederlegte, nachdem er wenig Tage zuvor (Sonntags den 11. September) die Schweizerdelegirten bei ihrem Einzuge in die belagerte Stadt bewillkommt und den Biedermännern den tiefgefühlten Dank der beängstigten Bevölkerung ausgedrückt. Auf die in der Nähe sich Befindenden machte diese Scene einen tiefen ergreifenden Eindruck. Die Umstände waren darnach! — In den Sitzungen des Munizipalraths, die während der ersten Septemberwoche in einem mit Granaten heimgesuchten Saale der Mairie gehalten wurden, hatte der Maire schon seine Geistesgegenwart bethätigt.

Ueber die letzten Jahre der Munizipalverwaltung und die jetzige Führung der Geschäfte durch den ehrenwerthen mit Recht populären Dr. Kilß, enthalten wir uns jeder Bemerkung; in die öffentliche Tagesgeschichte einzugreifen steht uns durchaus nicht zu. Die tragischen Incidenzen der Belagerung und Beschießung Straßburgs haben bereits ihre Annalisten gefunden; auch die militärische Seite dieser merkwürdigen Lokalgeschichte sind vorläufig schon besprochen und beschrieben; noch mehr als ein leidenschaftlicher Eindruck wird dem oder jenem deutschen und französischen Schriftsteller die Hand führen, bei Schilderung des Erlebten und Erlittenen; für eine ruhige, objektive Abspiegelung dieser Angst- und Brandwochen ist die Zeit fürwahr noch nicht da. Wer dürfte, ohne einer gehässigen Anklage sich auszusetzen, kaltblütig und unparteiisch, hier in diese Arena der Oeffentlichkeit heruntertreten? Wer dürfte es wagen, die ungetrübte Wahrheit auszusprechen?

* * *

Obige Zeilen waren seit Kurzem niedergeschrieben, als die Trauerkunde von dem schnellen Hinscheiden des Hrn. Dr. Küß in Straßburg sich verbreitete. — Mehr als einem seiner Freunde kam die Nachricht keineswegs unerwartet; mit dem langwierigen, muthig bekämpften Leiden des Verblichenen wohl vertraut, hatte man nicht ohne Beklemmung seine Annahme der Deputirtenstelle in der Nationalversammlung vernommen, nicht ohne Beängstigung seiner Abreise nach Bordeaux beigewohnt. Der beschleunigte Tod des treuen, intelligenten Stadt-Verwalters, bestätigte leider diese Ahnungen. Wenn die öffentliche Trauer, wenn die Betheiligung der ganzen Bürgerschaft, in Straßburg und im Elsasse am Endpunkte einer ehrenvollen Laufbahn sich ausgesprochen, wie am Grabe von Hrn. Küß geschehen, so durften sich die näheren Verwandten, und die fernestehenden Mitbürger am Gedanken aufrichten, daß hier dem Verdienste seine Kronen zu Theil wurden, daß hier ausnahmsweise Freunde und frühern politische Gegner sich über dem Sarge des letzten französischen Maire von Straßburg brüderlich die Hand reichten.

Eine Bilderreihe alsatischer deutscher Dichter.

I. Allgemeines.

Mehr als je ist es zeitgemäß, zurückzukommen auf die deutsche Dichtung im Elsaß. Sonderbare Erscheinung! Seit fünfzig Jahren nahm der Gebrauch des Deutschen als Geschäfts- und Umgangssprache in den beiden rheinischen Departementen zusehends ab, und dennoch bestand eine Sängerschaar, die unbekümmert um den Beifall der Menge, um Lob oder Unterstützung der Centralbehörden, gleichgültig gegen akademische Pariserpalmen, den Gebrauch der Muttersprache für den Erguß der innigsten Gefühle, für den Ausdruck der schwungvollsten Gedanken treu festhielt. Und nun findet sich, daß ihre dunkle Ahnung sie keineswegs betrogen; in der Mitte oder am Ende ihrer Laufbahn begegnet ihnen ein eigenes, seltsames Geschick: Die Töne, die sie der einsamen, scheuen, verschwiegenen Muse vertraut, oder in zerstreuten, von wenigen Lesern aufgehobenen Blättern wie verlorene Brieftauben in die Welt geschickt, diese selben Töne umschwirren jetzt ihr Ohr im thätigen Verkehr auf Straßen und Märkten, in den Häusern und in den Hütten. Verkörpert steht vor und neben ihnen der ehemalige ideelle Schatz einer literarischen Sprache; das Gold der Rede-

und Dichtkunst kömmt nun in kleiner Silbermünze in ihre Hand, und staunend, ob der plötzlichen, unberechenbaren Metamorphose fragt sich der Sänger, wie der prosaische Erdensohn, ob er wache oder sich in einem Traum befangen finde!

Wir greifen hier nicht an die politische Seite dieser gewaltsamen Umwälzung. Auf diesem Lavaboden bekämpfen sich jetzt noch unvermittelte Gegensätze und Widersprüche. Wir wollen blos retrospektive Gerechtigkeit ausüben, einigen Musensöhnen gegenüber, die in dunkelm Drange, uneigennützig und unangefochten von dem spöttisch-verächtlichen Mitleid des keltischen Colonisten „den Gehalt im Busen", und „die Form im Geist" sich nicht rauben ließen: die nicht einstimmten in den Chor der Modewelt, der eitlen Duodezwelt, der Anbeterin des goldenen Kalbes und der aufgeblähten Krinoline. Unsre Mission ist eine Mission des Friedens; wir betreten die Rotunde des vestagleichen Musentempels und nicht die ehernen Stufen und den riesenhaften Portikus, hinter welchem der Gott des Krieges thront.

Von jeher, seit dem Urspruuge der deutschen Sprache, war Elsaß, war ganz Allemanien die Heimath des Gesanges und der Dichtkunst . . . Der Benediktinermönch von Weißenburg, Otfrit, eröffnete diesen Reigen; ein Chor von Minnesängern erschallte in der Periode der schwäbischen Kaiser; der räthselhafte bürgerliche Gottfrit von Straßburg erzählte in seinem verführerischen Epos die sündige Liebe Tristans und Isoldens; Richard Löwenherz schleuderte von der Bergfeste, an Alsas Grenze, seine misantropischen Verse gegen seinen fürstlichen Feind und seine vergeßlichen Freunde; in

Straßburg gedeiht der Meistersang wie in Nürnberg; von hier aus läßt Sebastian Brant sein übervolles Narrenschiff vom Stapel; Murner grinst ihm neidisch nach; Fischart, der deutsche Rabelais, besingt die vogelschnelle Fahrt des „Glückhaften Schiffes" auf dem Rheinstrom; Moscherosch geißelt die Gebrechen des lasterhaften, im dreißigjährigen Krieg verwilderten Volkes; durch den Mund des Simplicissimus bringt Grimmelshausen die traurigen, schreckhaften Erfahrungen de selben Epoche in einer tragikomischen, romanhaften Selbstbiographie zum Bewußtsein der Mit- und der Nachwelt. Im 18. Jahrhundert schreibt hier der halbwahnsinnige Lenz seine dramatischen und lyrischen Fragmente, und im fernen Rußland tritt der Elsässer Nicolai nicht talentlos in Wielands Fußstapfen. Der früherblindete Pfeffel bewahrt in seiner langen Nacht die Jugendfrische der Erinnerung, und legt in unzähligen Apologen, Fabeln und Erzählungen die Früchte seines Denkens, die Empfindungen seiner schönen Seele nieder. Lamey besingt als Jüngling den ersten vielversprechenden Aufschwung der Revolution, und in spätern Jahren die romanhaften Großthaten unserer Ahnen. Ehrenfried Stöber, der Vater zweier jüngerer Sänger, dichtet in Straßburger Mundart, einfache Lieder, die in der Bürgerwelt von Mund zu Munde gehen; und Arnold adelt denselben Dialekt durch seine weltbekannte dramatische Schöpfung.

Nicht alle hab' ich sie aufgezählt in dieser kurzen Uebersicht, und ebensowenig kann ich in den folgenden Blättern alle vorführen, die sich auf alsatischem Boden der Gabe des Gesangs erfreut. Ohnlängst hat in einer vielgelesenen Zeitschrift ein strenger Kritiker dem jetzigen

alsatischen Sängergeschlecht das höhere Talent der Dichtkunst abgesprochen. Darüber beginne ich keinen Streit; seine Behauptung ist nicht unrichtig, wenn man unsre bescheidenen Sänger mit den Dichtergrößen Deutschlands in Parallele setzt. Aber unbillig wäre es jedenfalls, sollten die Ansprüche nicht berücksichtigt werden, die im Elsaß an jeden Gebildeten durch den Gebrauch zweier Sprachen gestellt sind. Eine unvermeidliche Zersplitterung der geistigen Kräfte war davon die Folge; denn der alsatisch-deutsche Sänger konnte sich den Verpflichtungen des täglichen Lebens nicht entziehen, und mußte bald versuchsweise, bald mit ganzem Willen Gutes zu leisten, sich des gallischen Idioms bedienen. Etwas Nachsicht dürfte somit wohl dem deutschen Aristarchen an das Herz zu legen sein. Eine Berufung an die Zukunft ist hier am Platze. Mit diesem Vorbehalt führen wir denn, ohne strenge, chronologische oder systematische Gattungsordnung einzuhalten, einige zeitgenössische Dichter vor.

II. F. Otte.

Da zeigt sich uns dann, wohl einer der ersten unter den lyrischen Dichtern: Friedrich Otte, im gewöhnlichen Alltagsleben Zetter geheißen. Mit seinem Bändchen gesammelter Gedichte „Aus dem Elsaß", hat er gewiß den Zirkel seiner früheren Freunde bedeutend ausgedehnt. Otte ist selbständig; er hat sich keiner Schule ganz anheimgegeben; doch schließt er sich unverkennbar an Uhland Schwab und Kerner an. Die Form, d. h. den Rythmus und den Reim beherrscht er

wie wenige: ein ungesuchter musikalischer Wohllaut liegt in jeder Strophe verborgen, und erklingt bei mündlichem Vortrag, wie eine gesprochene Melodie. Den alltäglichen, unvermeidlichen Reim füllt er mit neuem, unerwartetem Stoff aus und der selten oder vor ihm nicht gebrauchte prägt sich schnell in's Ohr und in's Gedächtniß. In dreifacher Abtheilung erscheint der Inhalt des Bändchens: Von den „gemischten Gedichten" ist die Mehrzahl echt lyrisch; dann folgen die „Alsatischen Denksteine" in einer Reihe von gediegenen Sonetten; die „epischen Gedichte" reproduziren in Balladen- und Romanzenform legendenartige Sagen aus dem Oberelsaß und der Schweiz.

Ich habe eine besondere Vorliebe für die zweite Klasse, für die lakonisch gefaßten, oft epigrammatisch zugespitzten Sonette. Es sind Votivtafeln in der alsatischen Walhalla zur Erinnerung an hingeschiedene historische, literarische, dichterische Celebritäten. Aus allen Jahrhunderten und aus allen Ständen hat sie der patriotische Schreiber (scrivaere) entlehnt. Er beginnt mit Otfrit, endet mit Arnold, und zwischen beiden begrüßen uns Namen von Minnesängern, von Bischöfen, von Dynasten, von Chronisten, von Satyrikern, von Predigern und Geistlichen. Eine weibliche Büste, mit den Zügen Friederikens von Sessenheim, zeigt sich anmuthstrahlend und siegesgewiß neben diesen ernsten Vertretern der Wissenschaft, der Kunst, der Poesie und der Beredsamkeit. Wie könnte ich mich enthalten, das ganze leidenschaftliche Sonett zu wiederholen:

Das ewig Weibliche, das ewig Schöne,
Du holdes Kind! laß mich's in Dir begrüßen,

Ob auch der Haß, die schnöde Lust zu büßen,
Dein Leben und Dein Lieben noch verhöhne!

Horch! sind das nicht des Kirchlein's Glockentöne?
Die Laube rauscht und sieh'! Dir liegt, der Süßen,
In seiner Liebe Seligkeit zu Füßen
Der glücklichste der deutschen Musensöhne.

Erröthend neigst Du, zwischen Ernst und Scherzen,
Dein Haupt hernieder zum geliebten Gaste,
Dem unumschränkten Herrn in Deinem Reiche.
Genügsam thront er noch in Deinem Herzen,
Er, dessen Herz, das hohe, göttergleiche,
In spätren Zeiten eine Welt umfaßte.

Ja! so steht sie herrlich gezeichnet, die liebliche, wie sie uns in der Selbstbiographie des großen Dichters und in mehreren eigens für sie verfaßten Liedern entgegentritt, oder, richtiger gesagt, wie sie uns entgegenschwebt. Wem ist sie nicht gegenwärtig, die Beschreibung, die Göthe uns von dem sechzehnjährigen, liebreizenden Mädchen gibt:

. . . . . „In diesem Augenblick trat sie wirklich in die Thüre; und da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch deutsch . . . und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut. Ein kurzes, weißes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine weiße Taffetschürze; so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin . . . Schwebend leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe

schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen." (17, p. 391.)

Welcher Götheverehrer hat sie nicht vielfach wiederholt, die bezaubernden Verse der Nachtreise;

Es schlug mein Herz! geschwind zu Pferde! . . .

Wer folgte nicht dem Hufschlag seines Renners auf der Rheinstraße über die Wanzenau und Drusenheim!

. . . Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht!

Und die Wonne des Willkomms! der Schmerz des schnellen gezwungenen Abschieds!

Ich ging, du stand'st und sah'st zur Erden,
Und sah'st mir nach mit naßem Blick;
Und doch! Welch' Glück geliebt zu werden,
Und lieben, Götter! welch' ein Glück!

Sonderbares Schicksal dieses elsässischen, bürgerlichen Landmädchens! Jetzt noch, jetzt, nach gerade hundert Jahren, kettet Friederike, entzündet sie die Herzen, wie die verführerische Marie Stuart in ihrem Leben und in der Geschichte. Friederike von Sessenheim begeistert die Neuzeit zu lyrischen und dramatischen Gedichten und wird fortleben, so weit und so lang die deutsche Sprache ertönt.

Ein transvogesischer Kritiker hat auch diese liebliche Gestalt, wie weiland Voltaire die Jungfrau von Or-

leans, in den Staub heruntergezogen. Wie schwer und wie oft hat sich nicht schon die fränkische Frivolität an der Frauenwelt versündigt, bis sie zuletzt in Dumas-Romane und in Offenbachgeklimper ausartete!

Um Otte gerecht zu werden, müßten wir jedes einzelne dieser kernigen Sonette bezeichnen. Wie trefflich schildert er nicht Vater Oberlin, den eigentlichen Gründer der Steinthalsgemeinde:

Wohl mogten manche weit dich überragen
An Scharfsinn und an umfangreichem Wissen;
Wo aber kam dir Einer gleich an Liebe?!

Und Abbé Grandidier, den eruditen bischöflichen Archivar, den französischen Chronisten.

Vom Forschergeist, vom mächtigen, durchdrungen,
Stiegst du hinab in der Geschichte Tiefen,
Und zogst an's Licht, aus modernden Archiven,
Den Hort, den eine finstre Zeit verschlungen.

Ich hebe absichtlich diese Zeilen aus dem ganzen Sonettenkomplexe heraus, weil sie einem französischen Schriftsteller gelten, und Otte vielleicht unbewußt hier seine Unparteilichkeit bekundet; denn wenig Seiten zuvor, als er den nach Rußland verpflanzten Nicolai in's Gedächtniß der Leser zurückruft, lobt er den Entfremdeten, daß er der deutschen Muttersprache treu blieb:

„Der Sprache, die an deiner Wieg' erklungen,
Du bist ihr nicht, wie manche, untreu worden.
Wie einst am Rhein, hast Du im fernen Norden,
In Rußlands Eis Dein deutsches Lied gesungen."

Die lyrischen Ergüsse in den „Vermischten Gedichten" sind alle rein und frisch, wie der Bergquell im Tannenwald. In allen offenbart sich ein kerngesunder Sinn,

eine treue Anhänglichkeit an das Vaterhaus, an das engere alsatische Vaterland, an Freunde und Gönner. Hin und wieder vernehmen wir einen elegischen Anklang, einen Ausfall gegen das jetzt lebende verwöhnte Geschlecht; aber alles in allem herrscht ein gewisses Jubiliren vor. Manchmal wäre man versucht, diesen alsatischen Sänger einer schmetternden Frühlingslerche zu vergleichen.

Hoch auf dem Berg an grüner Halde,
Da steht das kleine Försterhaus,
Und schaut aus seinem dunkeln Walde
Weit in die klare Luft hinaus.

Von seiner Schwelle, hocherhoben,
Send' ich dir jubelnd meinen Gruß,
Mein Elsaß, das ich ewig loben,
Land, das ich ewig lieben muß.

Mein Auge kann nicht satt sich schauen,
An deiner Wälder Strahl und Glanz,
Am gold'nen Segen deiner Auen
Und deiner Dörfer schmuckem Kranz.

Keck stürzt der Strom, voll muth'gen Strebens
Von deiner Berge hohem Wall;
Der Pulsschlag deines reinen Lebens
Regt sich vernehmlich überall.

In den „epischen Gedichten", das heißt, in den Romanzen und Balladen, offenbart sich ein gestaltendes Erzählertalent, das sich ebenbürtig den besseren Balladendichtern im deutschen Musenhain an die Seite stellt. Auch hier ist die Wahl schwer. Wenn Otte die späte

Hochzeit des Kaisers Rudolf von Habsburg oder seines Sohnes Albrecht's gewaltsamen Tod poetisch verklärt, wenn er den Moriz von Oranien bei der Belagerung von Nimwegen besingt, oder das „Henkermahl in Graubünden" erzählt oder vor unserem Auge der Holzstoß des Johannes Huß auflodert, in jedem dieser geschichtlichen Gemälde offenbart sich ein pittoresker, verskundiger Erzähler. Ein Hauptgedicht, ein treffliches Schlußgedicht, welches die ganze Sammlung krönt, ist unstreitig der „Weiberkrieg vou Buchsweiler." — Der anziehende humoristische Stoff hat offenbar den „Schreiber" zu einer längern Erzählung verleitet. Etwas streng scheint er mir zu verfahren gegen die arme „Bärbel von Ottenheim". Wenn die Dorfmagd sich auf den gepolsterten Sitz einer halben Burgdame aufschwang, und dem alten Grafen Jakob von Lichtenberg seine letzten Tage versüßte, so hatte das seine guten Gründe, die keineswegs mit Hexerei und Zauberei zusammenhingen, und keineswegs auf den Scheiterhaufen gehörten. Auch galt der Zorn und die Rache der Frauen von Buchsweiler vermuthlich weit weniger den muthwillig erhobenen Steuern, als dem anormalen Emporkommen der Bauerndirne. Doch vergessen wir es nicht: der Dichter ist kein Geschichtschreiber; er ist von Haus aus leidenschaftlich und nimmt nach Jahrhunderten Partei, je nachdem ihn der Geist treibt.

In dem ersten Theile der Gedichtsammlung Otte's finden sich zerstreute Reiseerinneruugen. Er ist oder war ein tüchtiger Fußwanderer; gerne begleitet der Leser den lebensfrohen Führer im Geist auf seinen Spaziergängen. Das sind nicht die „Spaziergänge eines Wienerpoeten",

der vor vierzig Jahren Gift und Galle ſpie gegen Metternich; es ſind Naturtöne, wie ſie einer geſunden, vollen Bruſt entſtrömen. Oefters auch knüpfen dieſe Lieder ſich an irgend ein geſchichtliches Faktum, oder an eine Sage. Ich möchte hier den „Mummelſee“ nennen, eines der lieblichſten Lieder . . . vielleicht die Perle der ganzen Sammlung. — Nicht immer und ewig darf ich herausſchreiben; ich beſcheide mich dem Leſer zu rathen: Sieh' doch ſelber nach! Er wird mir's Dank wiſſen und mit mir ausrufen:

O! nimmer kann ich dein vergeſſen,
Du holde Fee vom Mummelſee!

III. Die Familie Stöber, Vater und Söhne.

Unter dem erſten Kaiſerreich und der Reſtauration ſtand Ehrenfried Stöber, der Vater der beiden Lyriker, ich will nicht ſagen an der Spitze, doch in der erſten Reihe, der elſäſſiſchen deutſchen Dichter. Auf allen Feldern der Literatur, der Wiſſenſchaft und der Kunſt iſt es ein großes Glück, zu rechter Zeit zu erſcheinen. Es gibt Jahre, wo eine mittelmäßige Begabung auf allſeitige Anerkennung hoffen darf; dann kommen wieder zur Abwechslung Tage, an denen das Publikum überſättigt, matt und müde, ſogar talentvolle Schriftſteller keines Blickes würdigt, und gar lyriſche Gedichte naſerümpfend zur Seite ſchiebt. Ehrenfried Stöber war in beſſerer Stunde geboren, als ſeine Söhne. Da er ſeinen Eintritt hielt in den engbegrenzten literariſchen Zirkel, war Arnolds Stern noch nicht an unſerem Horizonte aufgegangen;

Lamey hatte nicht seine schönste produktive Periode angetreten; ziemlich gehaltlose Gelegenheitsdichter streuten ihre deutschen carmina in die bürgerlichen Familienkreise. Ehrenfried Stöber dagegen schlug eine Saite an, die Wiederklang fand im Herzen seiner Mitbürger. Hebel hatte in jener Zeit den allemanischen Dialekt zu Ehren gebracht; warum sollte es nicht mit dem Straßburger Patois dieselbe Bewandtniß haben? . . . So himmelweit auch der Straßburger Poet vom Sänger der „Wiese" abstand, gelang es ihm doch, mit einigen lokalen Liedern die Gunst seiner deutschredenden Mitbürger zu gewinnen. Einige seiner Strophen wurden zum Klavier oder in gesellschaftlichem Kreise gesungen, und in dieser engern Ruhmeshalle befand sich der Verfasser leidlich wohl. Den Effekt erreichte er mit elementaren Mitteln:

Und's Elsaß, unser Ländel,
Es isch meineidi schön;
Mer hewwes fest am Bändel,
Mer lohn's bi Gott nit gehn!

Wie hätten Elsässer bei solchem Aufruf die Ohren geschlossen, oder die Hände weggewandt? Sie legten sie treuherzig in die Hand des heimischen Biedermanns, der ihnen ihre Sonntagsausflüge auf den Ottilienberg poetisirte, manche Ortsage in Reime brachte, Elsässer Wein und Reben, wie später Magister Friedrich that, hochleben ließ, in seinem eigenen Hause Gatten- und Vaterfreuden besang, und sich sogar einmal herbeiließ, in einem Lustspiel die Ehrenhaftigkeit der Straßburger bürgerlichen Sitten dramatisch zu bearbeiten und hervorzuheben. Glücklicher Ehrenfried! der an einem seligen Abende, im

neueröffneten Schauspielhause, den Traum, der Liebling seiner Zuhörer zu sein, träumen konnte.

Für seine Söhne waren die Wege bei weitem nicht so geebnet. Als die Gebrüder August und Adolph zum ersten Mal im Jahr 1838 mit einem gemeinsamen Bändchen Gedichte sich hervorwagten, hatte die Entgermanisirung des Elsasses schon bedeutende Fortschritte gemacht; französische Literatur und Sitten gewannen zusehends die Oberhand. Deutsche lokale Gedichte ließ man wohl im engeren Kreise der Straßburger Gelehrtenwelt und einiger auf zwei Seiten hin gebildeten Familien gelten; aber ins eigentliche Volk drangen sie nicht mehr, und die höhern Zirkel holten sich ihre geistige Nahrung bei Alexander Dumas, Balzac, Eugene Sue, George Sand und Genossen. Mit der Verwelschung ging die Entsittlichung Hand in Hand. Wer hätte bei dem überflutheten Büchermarkt Zeit oder Lust gehabt, sich im deutschen lyrischen Dichterwalde zu ergehen! . . . deutsche Verse verschwanden unbeachtet.

Eine Warnungsstimme richtete sich an die wackern jungen Brüder. Sie ließ sich vernehmen in einer damaligen französischen Zeitschrift: «L'Album alsacien» betitelt. „Ich will euch nicht abhalten," rief der getreue Eckart den beiden Adepten zu, „ich will euch nicht entmuthigen. Singt immerhin, wie die Vögel im Walde, eure deutschen Lieder; aber wenn ihr nach Ruhm geizt, werdet ihr, in eurem Streben, nicht an das Ziel gelangen. In unserer Grenzprovinz findet ihr nur eine kleine Zuhörergemeinde; jenseits des Rheins ertönen wohl klangvollere Stimmen als die euern, und überdies in Unzahl! Wollt ihr euch aber genügen lassen mit dem

Lohne der eigenen Dichterbruſt, in einem verwandten Freundeskreiſe, dann fahrt immerhin fort, dieſer Lohn wird euch nicht entgehn."

Es wurde dem getreuen Eckart dies abmahnende Wort ſehr übel genommen; und im Grunde hatte er Unrecht: die deutſchen alſatiſchen Sänger, die unverdroſſen unter franzöſiſcher Herrſchaft fortfuhren, in deutſchen Rythmen ihre Gedanken und Gefühle zu gießen, hatten ſie nicht ein dunkles Vorgefühl der Tage, die auf einmal kommen würden? Sahen ſie nicht ahnungsvoll den alten Barbaroſſa in ſeinem Kyffhäuſer ſich rütteln, und in geeigneter Stunde ſeine Felſenfeſſeln durchbrechen, mit Reichsapfel, Scepter und Krone? Doch nein: ſie folgten einfach dem Drang ihres Herzens; unbekümmert um die äußern Verhältniſſe, dichteten ſie ihre einfachen Lieder und Sprüche, ihre Balladen und Legenden. In Deutſchland aber heftete man ein aufmerkſames Auge auf dieſe anſpruchsloſen alſatiſchen Gedichte; nicht ungern ſah man im Elſaß dieſes treue Feſthalten an der deutſchen Mutterſprache; es ſchien das geiſtige und materielle Band ein Zeugniß, daß die Stammesgemeinſchaft zwiſchen den Bewohnern des rechten und des linken Rheinufers nicht ganz und gar durch die politiſche Demarkationslinie geſchieden ſei . . . Man zog ſogar aus dieſem bloß literariſchen Symptom gewiſſe Folgerungen, die ſich bis jetzt in der Realität nicht ganz bewährt haben.

Gehen wir nun von dieſer allgemeinen Bemerkung auf die Eigenthümlichkeit der obengenannten Verfaſſer über, ſo treffen wir bei Auguſt Stöber auf einen Dichter, der von ſeinem Vater die Lebensfröhlichkeit als Erbe überkam, aber dabei viel mehr Gemüthstiefe als der ſelige

Ehrenfried besitzt. Auch ist seine poetische Sprache viel gebildeter, regelmäßiger, klang- und umfangreicher. Zwar hat August Stöber in seinem Styl nicht das kernhafte, abgerundete, das seinen Freund Otte kennzeichnet; in längern Gedichten dehnt er sich allzusehr in's Weite; die klassische Rundung geht ihm ab. In seinen kleineren lyrischen Ergüssen dagegen ist er bisweilen allerliebst.

Zur Probe davon das folgende von Albert Braun in Musik gesetzte Lied:

Mein Herz ist ein Vogel,
Es flattert hinaus,
s'ist Frühling, da mag es
Nicht bleiben zu Haus.

Es sind ihm die Flüglein
Gewachsen erst recht,
Doch fliegt's um die Wette
Mit Vögeln nicht schlecht . . .

Hat mit den Gespielen
Zu wechseln manch' Lied,
Waldein und Waldweiter,
Wird nimmermehr müd.

Auf schwebendem Wipfel
Hoch oben allein,
Da steigt es beseligt
Zum Himmel hinein.

Da guckt's in die Nestlein,
So heimlich und traut,
D'rin kosen und küssen
Sich Bräut'gam und Braut.

Mein Herz, wie ein Vogel
Flieg' weiter zur Zeit!
Flieg' weiter, dir ist ja,
Kein Nestlein bereit.

August Stöber wäre kein elsässischer Dichter, wenn er nicht in mehr als einem Liede den heimathlichen Münster besänge. Wie Berg und Wald und Fluß übt die Münsterpyramide eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf alle poetisch gestimmten Seelen; sie ist gleichsam der Blitzableiter für ihre innere Glut;

Ich steh' so gern auf deinen Zinnen,
Du Tempelhaus! Du Heimathaus!
Es geht des Herzens freudig Sinnen
Weit über Berg und Thal hinaus.

Da rollt mit seinen Wundersagen
Der alte, thatenvolle Rhein;
Die dunkelgrünen Wellen schlagen
Hochau im gold'nen Sonnenschein.

Der Wasgau schüttelt seine Eichen,
Der Schwarzwald rauscht im Tannenkleid .....

..... Fest wurzelt es im Himmelsgrunde,
Der Väter Geist und Sinn vertraut,
Und wahrt in des Alsaters Munde
Auf ewig deutschen Wortes Laut.

Glaubt man nicht in den letzten Worten die Ahnungsstimme zu vernehmen, die vielleicht dem Sänger selbst unbewußt aus seinem Busen drang?

Ein ähnlicher Hauch weht aus dem Liede von den „vier steinernen Reitern" in Musik gesetzt von Neu-

komm .... Ja! vom alten ehrwürdigen Neukomm, der in zwei Hemisphären zu Hause war! Ja! ich sehe ihn, wie er sich angeheimelt fühlen mußte, bei dieser wilden Jagd um den Straßburger Dom. Es lag ein absonderlich tiefer Zug auf dem Gesichte des Meisters, als er mir vor etwa siebzehn Jahren, schon halb erblindet, zum letzten Mal bei seiner Durchreise die welke Hand reichte. Er ist noch bei Zeiten abgetreten, dieser Repräsentant der ernsten Kirchenmusik, ehe das moderne sinnekitzelnde Offenbach'sche Geklimper zu seinem Ohre dringen konnte. August Stöber ist beneidenswerth. Ich denke mir, die Komposition der „vier steinernen Reiter" war für ihn der Gipfelpunkt seiner Poetenlaufbahn.

Auch an das alte Uhrwerk des Münsters knüpft er eine Erinnerung; einige Verse sind an den kunstreichen Mechaniker gerichtet, auf dessen Geheiß der verstümmelte Hahn wieder zu krähen anfing. Für Geiler von Kaisersberg hat er eine rythmische Rede bereit, und verbindet den Namen des Kaisers Max mit det Kanzel des beredten Münsterpredigers ... Zwischen unserer und der nahen Freiburger Pyramide läßt er ein Zwiegespräch hören, wie zwischen Wasgau und Schwarzwald.

... Inzwischen rauscht der alte Rhein,
Der sagt: Ihr müsset Brüder sein!

... Ihr Menschen, zwischen d'rinn im Land,
So reicht euch denn die Bruderhand!

Wer möchte nicht diese versöhnenden Worte bei jetzigen Neujahrswünschen aussprechen!

Unter den lyrisch-epischen Gedichten sind mehrere recht launige, wie der Wind, z. B. und der Teufel sich um

den Münster herum balgen . . . und der kurze, bündige Dialog Kaiser Karls des fünften mit unserm Stättmeister, Jakob Sturm, auf dem Augsburger Reichstag . . . Doch wir müssen uns bescheiden, und nur nachholend zur Erinnerung bringen, daß August Stöber noch andere Verdienste um das literarische Elsaß aufzuweisen hat. Mehrere Jahre lang war er der Herausgeber und Hauptredaktor der „Alsatia", dieser faktenreichen Sammlung historischer, archäologischer, philologischer Aufsätze; im „Samstagsblatt" hatte er ein wahres Volksblatt gegründet, das aber leider, durch Mangel an Subskribenten sein wünschenswerthes Dasein nicht fristen konnte. Auch einzelne Monographieen, z. B. über den Kochersberg (1857) das vordere Illthal (1861) u. s. w. hat er herausgegeben. Die Doppelkrone dieser Abhandlungen aber bilden zwei Aufsätze: 1) „Der Dichter Lenz und Friederike von Sessenheim", 2) Der Aktuar Salzmann". Freilich wurde dabei der Verfasser von seinem Gegenstande selber getragen; denn berührt man hier zu Lande irgend einen auf Göthe und seine Freunde oder Freundinnen bezüglichen Punkt, so folgt die Theilnahme des Publikums von selbst, womit ich aber Herrn August Stöber nicht sein Verdienst als Herausgeber dieser Biographien wegnehmen will.

Sein Bruder, Adolph Stöber, wie er, ein Zögling der schwäbischen Dichterschule, verdient eine eigene Charakteristik.

Beide Brüder gehören in dieselbe Sängergilde; es besteht zwischen ihnen ein unbestreitbarer, gleicher Familienzug: dann aber läßt sich wieder bei jedem eine eigne Physiognomie nicht verleugneu. Es sind mit

einem Worte keine Menächmen. Beide haben miteinander die leidenſchaftliche Liebe für Berg und Wald und Flur gemein; beide hängen feſt, wie ſchon ihr Vater, am Elſaß, und ſeinen Sagen und ſeinen Bewohnern. Die reinſte Quelle ihrer Begeiſterung ſprudelt aus dem Wasgau und ſeinen Tannen hervor, oder ergießt ſich in die Fluthen des Rheins und ſtrömt ſo, beſeligt, dahin. Sie kleiden ihre Gedanken, Gefühle und Wünſche, jeder in ſeine eigene Sprache: denn jeder denkt und fühlt auf ſeine Weiſe.

Iſt Auguſt vorherrſchend lebensfroh, ſo kehrt ſich der Blick des Bruders mehr nach Innen; eine ungeheuchelte, religiöſe Empfindungsweiſe leitet bei Adolph Stöber faſt jeden Eindruck auf ein höheres, unſichthares Gebiet hinüber. Er iſt nicht nur in ſeiner Laufbahn ein Diener des Herrn, er iſt es in den ſchönſten Stunden der Weihe. Auf die Grundprinzipien des Chriſtenthums führt er die Erſcheinungen der äußern Welt, und die Erfahrungen der innern zurück; er predigt, wenn er dichtet, und ich bin davon überzeugt, ohne ihn je auf der Kanzel geſehen oder gehört zu haben, er iſt ein begeiſterter Dichter wenn er predigt.

In dem Bändchen ſeiner im Jahr 1849 erſchienenen Gedichte kömmt kein frivoles, kein tändelndes Wort über ſeine Lippen; die Liebe iſt in ſeinen Verſen geadelt uud idealiſirt, und der Wein verliert ſeine telluriſchen Beſtandtheile, ſeine mythologiſche, heidniſche Bedeutung; er wird für unſern Dichter das Symbol eines überirdiſchen Heilungsmittels.

Die Belege zu meiner Behauptung ließen ſich beinah auf jeder Seite des lieblichen Bändchens herbeiſchaffen.

Die klangreichen Strophen ertönen fast immer wie sonntägliche Glockentöne, und der Vorwurf der Monotonie, der solchermaßen den Sänger treffen könnte, wäre ungerecht; denn für's erste ist die Sammlung von so mäßigem Umfang, daß der Leser keine Ermüdung fühlt, wie dies bei längern religiösen Gedichten der Fall ist — und dann entspringt jedes einzelne Lied aus einer präzisen eigenen Stimmung.

Wie lieblich ist doch seine Sonntagsfeier auf den Alpen, die der Wanderer erklimmt, während die Hirten abwärts in die Thalkirche ziehen! — Der Dichter läßt sich die Herrlichkeit Gottes verkünden vom Wasserfall, vom Gletscher, von den Alpenrosen, und ruft plötzlich aus:

. . So heil'ge Stätte fand ich nie:
Der Herr ist hier an diesem Orte;
Gewißlich ist nicht anders hie
Denn Gottes Haus und Himmelspforte.

Und wieder aus dem Thal herauf
Hör' ich die helle Glocke schallen,
Die Hirten drängen sich zu Hauf',
Aus ihrem Kirchlein heimzuwallen.

Nun zieht von diesen Höhen mich
Die Liebe zu den Brüdern nieder:
Hinab! hinab! wie treibt es dich
Mein Herz in ihre Nähe wieder!

Für jeden Wechsel der Jahreszeit, für jede Stunde des Tages und der Nacht, für jeden Vogelsang, für jeden Naturlaut, findet er sinnreiche Sprüche, und wenn er sich dankbar an seinen Lehrer in Apollo, wenn er sich

an Ludwig Uhland wendet, der ihm die Dichterzunge löste, dann wird sein Lied zur Hymne. — Erzählt er die Sagen des elsässischen Heimathlandes, da schlägt er meist den Ton der einfachen Volksballade an; auch erkennt man sehr wohl seine Vorbilder in den „Stimmen der Völker", von Herder, oder in einzelnen Balladen des Großmeisters Göthe. Aus seinem Mund erfahren wir so die Sage von der Gründung des Klosters zu Erstein, des Münsters zu Thann, der Klöster von Hohenburg und Niedermünster; denn als Dichter ist Adolph Stöber berechtigt an den Wortlaut der Tradition zu glauben und anzuknüpfen. Der festliche Aufenthalt des Kaisers Sigismund in Straßburg, das Freischießen mit dem Zürcher Hirsbrei hat er sich ebenfalls nicht nehmen lassen. Die bekannten, aber schön aufgefrischten Erzählungen kann ich blos zitiren und den Leser darauf hinweisen. Aus der benachbarten Schweiz, aus Frankreich und Norddeutschland holt er legendenartige Sagen herbei.

Meine Vorliebe für die kleineren Gedichte aber bekenne ich freiweg und kehre willig mit ihm in unsere Tannenforste, und in die Wiedertäuferhöfe zurück.

Ich tret' aus dunkelm Walde
In's lichte Feld heraus,
Da steht auf grüner Halde
Das Wiedertäuferhaus . . . . .

Zum Spiel in Hofesmitten
Steh'n Kinder froh geschaart;
Großvater kommt geschritten
Der Greis im weißen Bart . . . . .

Dort unterm Halmengiebel
Erbt' er kein ander Gut,
Als seines Vaters Bibel
Und frischen Christenmuth.

Die Wiedertäufer verschwinden nach und nach aus unserm Lande. Es ist an der Zeit, daß der Sänger sich ihrer im Liede annimmt, und die Erinnerung an das friedfertige Völkchen festhält.

IV. August Lamey.

August Lamey trat wie Ehrenfried Stöber zu günstiger Stunde in die Reihen der alsatischen Lyriker. Als die erste Revolution ausbrach, durchlebte er gerade die glücklichen Jugendjahre, begrüßte das Morgenroth der Freiheit und besang die ersten Tagesstunden, die ersten Errungenschaften in deutschen Hymnen. Hatte doch Klopstock ebenfalls für die verjüngten Franken geschwärmt und schwunghafte Oden an ganz Deutschland gerichtet; aber durch die Schreckensperiode entzaubert, verwünschte er wissentlich seinen kurzen Irrwahn. — Lamey blieb seinem Freiheitsideale treu; das politische Glaubensbekenntniß, das er in einer der letzten Ausgaben seiner gesammelten Gedichte (1852) ablegt, läßt darüber keinen Zweifel. Was nun die aus jener Periode stammenden Verse betrifft, kann ich mich nicht enthalten, solche als deklamatorische Gemeinplätze zu kennzeichnen. Bei ihrem ersten Erscheinen waren sie dies selbstverständlich nicht. Die neue republikanisch-philantropische Münze hatte noch nicht ihren Glanz, nicht ihr erstes Gepräge verloren.

An Lamey's Stelle hätte ich aber dieſe patriotiſchen Ergüſſe keiner Reproduktion werth gehalten. In deutſchen Rythmen nehmen ſich heutzutage dieſe Dekadengeſänge des „Franken am Rhein" ganz abſonderlich aus.

Aber der Name Lamey's war ſomit bekannt. Der Verfaſſer, obgleich deutſcher Poet in Frankreich, machte eine Carriere. — Mit der franzöſiſchen Beamtenwelt durchlebte er die grauſame Belagerungsperiode in Hamburg. Unter der Reſtauration trat er in die Magiſtratur, und wurde als Richter am Straßburger Tribunal in ſpätem Alter in Ruheſtand verſetzt. Vor wenig Jahren ſtarb er als „Neunziger". Unbedingt hoffte er, hundertjährig zu werden.

Er war ein lebensmuntrer, aufgeweckter Greis, der ſich bis in's höchſte Alter jugendfriſch zu erhalten wußte, und gerade am Wendepunkt ſeiner langen Laufbahn als Dichter ſich am Born der alſatiſchen Legende und der chronikartigen Landesgeſchichte gleichſam verjüngte. — Seine kleinern epiſchen Verſuche, z. B. die Schlacht bei Hausbergen, der Bauernkrieg ꝛc. ꝛc. ſind in kräftiger, kerniger Sprache geſchrieben, und wohl das Beſte, das er dem Kreiſe ſeiner treugebliebenen Freunde vor zwanzig und einigen Jahren verehrte. Eine ſeiner ſchönſten Balladen erzählt das Ende eines alten Napoleoniſchen Kriegers, der auf ſeinem Invalidentodbette den Gefährten, den blinden Hund nicht unter Fremden zurücklaſſen mag, und den treuen Pflegling mit zitternder Hand erſchießt. Dieſes kleine Genrebild iſt ergreifend tragiſch und zart zugleich. Es iſt ein glücklicher Griff des ergrauten Dichters.

Weniger behagen mir ſeine ſogenannten philoſophiſchen

Gedichte. Der Gedanke tritt nicht immer prägnant und deutlich hervor. Das mag mit der Sinnesart des Verfassers zusammenhängen; er kam wohl nie, auf philosophischem oder religiösem Gebiete, zu einem bestimmten Abschluß. — In den vermischten Gedichten findet sich mancher gute Gedanke, aber auch viel Mittelgut. Unter den Uebersetzungen oder Nachahmungen ist manch gelungenes; doch wer könnte sich vermessen, Lafontaine oder Beranger nur annähernd rein und frei zugleich wiederzugeben.

Meines Erachtens bleibt Lamey's Name an die alsatischen Chroniken geknüpft. — Dann läßt er auch in der Straßburger akademischen Welt ein dauerndes Andenken durch die Stiftung einer Preisschrift für ästhetische oder philosophische Aufsätze. Bei dieser Gründung gab er sich kund als freidenkender, nicht engherziger Bürger der Gelehrtenrepublik, indem er nicht ausschließlich in französischer Sprache verfaßte Dissertationen vorschrieb. Wenn ich nicht irre, wurde vor bald fünf Jahren bei der ersten Preisaustheilung die Palme einem deutschen Konkurrenten zugesprochen.

Der liebenswürdige Greis ließ wohl keinen Sommer vergehen, an dem er nicht, sei's im Schwarzwald, sei's in den Vogesen, dem Verjüngungsprozeß oblag. Auf einem dieser Ausflüge traf der Schreiber dieser Zeilen mit ihm zusammen; Lamey theilte mir die letzte Ausgabe seiner gesammelten Gedichte mit, und ich erlaubte mir als Gegengabe folgende Zuschrift:

An August Lamey.

Dank, Sängernestor, für die Gabe,
Die Du mir freundlich zugesandt.

Du bist fürwahr kein Unglücksrabe,
Der heißer krächzt am Grabesrand.

Nein, singend wie ein Frühlingsfinke,
Betrügst Du lang den Rippenmann,
Und, zieht er spät an Deiner Klinke,
Rufst Du: Ich komme, wenn ich kann.

Zwar ahnst Du jener Welten Schöne,
Die einst der Geisterfuß betritt;
Doch von der Erde nimmst Du Töne
Und Farben auf die Reise mit.

Der Honig, den wir hier gesammelt,
Es folgt sein Duft uns immer nach:
Die Lieder, die wir hier gestammelt,
Sie halten uns im Grabe wach.

Noch lang' besing' die Eisenpanzer,
Und unsrer Ahnen Herz von Stahl.
Die Thaten jener wackern Schanzer,
Sie sind in unsrer Brust ein Pfahl.

Zwar kränzen wir, wie sie, die Becher; —
Wenn Eigensinn und Noth gebeut
Sind wir auch tücht'ge Rippenbrecher,
Und schlagen d'rein recht ungescheut.

Doch was uns mangelt, hatten jene:
Den Glauben an das ew'ge Recht!
Es spannte dafür jede Sehne
Sich dort beim Ritter und beim Knecht.

D'rum, Sängergreis, führ' unſern Enkeln
Dies Bild vor den getrübten Blick;
Und wenn wir zweifeln, wenn wir kränkeln,
Bring' uns die alte Zeit zurück!

V. Candidus. *)

Candidus! ein viel verheißender Name! Wer iſt wohl dieſer Candidus? Faſt klingt es wie ein Pſeudonym, und doch iſt es ein reeller Name, der ſich ſeit drei Jahrhunderten, ſeit der Reformationszeit mit dem Predigeramte von Vater auf Sohn vererbt. Damals hieß der Urahne des Dichters: Weiß, und latiniſirte ſeinen Namen, als er zu der neuen Lehre übertrat.

Der heutige Candidus, Theologe und Pfarrer, wie ſeine Vorfahren alle, verſah eine Zeitlang die proteſtantiſche Seelſorge in Wälſch-Lothringen, in Nanzig; von dort ſiedelte er über an die Ufer des ſchwarzen Meeres, in die Handelſtadt Odeſſa, wo er das Pfarramt bei der deutſchen proteſtantiſchen Gemeinde verſah [1]). In dieſer etwas anormalen Lage, dem elſäſſiſchen Heimathlande faſt entfremdet, fern vom deutſchen Verkehr, mußte ſchon, ſo will mir bedünken, Charakter und Denkart eine eigene Form annehmen; wenn der in Lothringen oder Rußland Lebende zum deutſchen Dichten ſich berufen fühlte, mußte er ſeine eigene Bahn wandeln.

Candidus, der Dichter hat auch eine originelle Farbe.

*) Gedichte von Candidus. Leipzig 1869. 1. Band.

[1]) Candidus iſt ohnlängſt in der Krim geſtorben.

Er ist mir nicht immer und in jeder Hinsicht sympathisch; aber ein bestimmtes Gepräge erkenne ich an der poetischen Münze, die er Fremden und Bekannten austheilt.

Ehe ich mir erlaube, das elegante Bändchen seiner Gedichte zu besprechen, bitte ich den Leser um eine Minute Nachsicht, und Geduld; ich wünsche ein poetisches Formbekenntniß abzulegen allererst.

Transvogesische Kritiker haben oft und langeher der deutschen Dichtung und Prosa vorgeworfen: es entgehe ihr die Klarheit — und dies strenge Urtheil ist oder war nicht ganz ungerecht. Es lag und liegt in der deutschen poetischen Sinnesweise und im prosaischen Gedankengang eine Tendenz, den Leser zuvörderst zum Nachdenken, oft zu sehr anstrengendem Nachdenken zu reizen. So viel Löbliches eine solche Zumuthung in sich schließt, so wird dies Ansinnen doch oft zu weit getrieben; unfertige Gedanken verbergen ihr defektes Wesen nnter der Hülle des Tiefsinns. Nun fordert aber mein Denkvermögen vor Allem vom Schriftsteller, und sei er der größten einer, die Limpidität, die Durchsichtigkeit des Ausdrucks, was keineswegs die Tiefe ausschließt. Dem azurblauen oder grünen Wasser eines Gebirgsee's blickst du auf den Grund und doch ist es viele Klafter tief. Göthe, Schiller und Jean Paul geben oft seltsame Räthsel aufzulösen; allein ihre Ausdrucksweise ist keineswegs unklar. Der flüchtigste Leser fühlt ganz wohl: „Es müsse sich bei ihren Worten etwas denken lassen; errathe ich nicht, so liegt die Schuld an mir."

Ich komme auf diesem Umwege zu unserem Odessaer lyrisch-didaktischen Dichter zurück. — Er ist unstreitig ein Denker; manch' schöner, wahrer, origineller, weiser Ge-

danke liegt in seinen Versen geborgen; aber die schönsten Gedanken, sind doch gewiß solche, die er am einfachsten ausdrückt. Das ist aber nicht überall der Fall: ich würde ihm — dürfte ich als obskurer Kritiker eine unmaßgebliche Meinung äußern — hin und wieder das etwas orakelhafte seiner Sprüche vorwerfen. — Nun, da ich diese Bemerkung vorausgeschickt, behalte ich auch das Recht, ohne Rückhalt zu loben, das charakteristische dieses Cyklus von Sprüchen, Sentenzen und lyrischen Versen anzudeuten.

Mit Wenigem viel zu sagen, ist bei Candidus ein durchgehendes Bestreben. Es ist eine geistreiche, sinnende, liebende Natur. Seinem Amte gemäß, hat er sich in die Grundgedanken des Christenthums vertieft, und er verwerthet sie auf eine eigenthümliche Weise in seinen Sprüchen. So nehme ich gleich zum Beispiel die prägnante Parabel:

Ein Mann ging über Feld mit seinem Kind,
Erst sprang das Knäblein vor dem Vater her,
Doch bald ermüdet faßt es dessen Hand,
Und später noch, da blickt es zu ihm auf:
„Trag mich!“ Er nimmt's und fest umhalst es ihn.

Du bist das Kind, das Leben ist die Reise,
Vollkommenheit das Ziel, und Gott Dein Vater.

Wenn nicht das längere Gedicht „der deutsche Christus“ vor mir läge, so würde ich sagen: Der leicht hingeworfene Eindruck passe am besten zu dem Charakter dieses Dichters. Aber auch eine humoristische Fiber zuckt in ihm; mehrere Gedichte dieser Art sind geistreich zu nennen; nur möchten sie nicht alle für christliche

Confessionen sich gleichmäßig schicken. Wir verweisen deßhalb nur auf „den hohen Besuch." — Dem „Husarenabzug" habe ich mich vergeblich bemüht, eine ästhetische Seite abzugewinnen.

Dagegen versetzt „das verfluchte Dorf", in eine besondere aschgraue, unheimliche Stimmung. „Die Wallbilder", hat sie etwa der Dichter in schöner Friedenszeit, auf den heimathlichen Wällen von Straßburg gesehen? . . . Die Strophen: „Alte Liebe" betitelt, lassen beinahe einen Eindruck wie manches kleine Lied von Heinrich Heine zurück. — „Die Invokation an die Harmonie" hat lyrischen Schwung, originellen Rythmus und Gedankentiefe. — „Das Gewitter" ist ein wahres Genrebild, anmuthig, sinnig, in bestimmten Konturen gezeichnet, durchaus nicht wie andere seiner Gedichte verflüchtigt. Ich muß mich auf diese Andeutung beschränken, und zu dem Hauptwerk des Herrn Candidus übergehen.*)

Sein „deutscher Christus"; in fünfzehn Kanzonen ist eine Schöpfung eigenster Art. Es erschien diese lyrisch-didaktische Komposition im Jahre 1853, mit einem Vorwort als Einleitung und Erklärung von Jakob Grimm; zugeeignet ist es drei Jugendfreunden des Verfassers; zwei derselben, Neffzer und Mühl sind, der erstere als französischer Publizist, der zweite als deutscher Lyriker in weiteren Kreisen bekannt. Jakob

*) Ich erfülle nicht gern das Amt eines Silbenklaubers; hätte ich indeß Muße und Raum, so würde es mir zur Pflicht gereichen, auf manche prosaische Fehler und Vergehungen gegen die Cäsur aufmerksam zu machen.

Grimm, der Introduktor, geht aus von Otfrit und vom sächsischen Dichter des Heliand; knüpft sodann einige schöne Gedanken an den leider fast verschollenen Dichter der Messiade, und bezeichnet endlich den neuen Messiasdichter als einen aus der deutschen Reformation hervorgegangenen lyrischen Schwärmer und Denker. Die Gefühls- und Gedankentiefe, die im „deutschen Christus", wie eine Doppelperle geborgen liegt, erschließt sich nur dem ernsten Leser; Manchen wird die etwas abstrupe und allzu kunstreiche Form abstoßen. Wahrlich es ist schade, um das sinnreiche Gedicht! es ist schade um die Kenntniß der altdeutschen Sprache, um die seltsamen, neuen Reimverschränkungen, die der Verfasser für seine Ausführungen zu verwerthen weiß. Aber hier im „deutschen Christus", wie in dem obenbezeichneten Bändchen lyrischer Gedichte, trifft es sich, daß in den einfachsten, ungeschraubten Stellen das Schönste sich vorfindet. Die zwölfte Kanzone, wie schon Jakob Grimm bemerkte, zur Taufhandlung des Sohnes des Verfassers gedichtet, ist ein Muster christlicher Vaterliebe und Begeisterung. — Sollte ich mit Herrn Candidus selber nicht einverstanden sein, so bitte ich von fernher um Entschuldigung; aber in ruhigen Stunden, wenn er sein eigenes Dichten übersieht, müßten, denke ich, diese aus innerstem Herzen stammenden Gedanken ihn jetzt noch am meisten anmunden.

Zum Belege meines Ansinnens müßte ich die 14. und 15. Kanzone ganz ausschreiben. Wie herrlich ist in der 14. die Beschreibung des Sturmes! Eine Beethoven'sche Symphonie! und der Schluß dieser lyrischen Begeisterung:

. . . . Der Aufruhr der Natur hat ausgewüthet
Und freundlich schließt der Himmel seine Schleuse.

So tret' ich denn heraus, euch, Balſamwogen
Des Waldes friſch zu trinken, denn behütet
Hat ſeinen frohgemutet (??)
Dankbaren Knecht der Herr auch diesmal wieder.
O Amſelſchlag, o volles, reiches Tönen!
Und rings, wie viel des Schönen!
Erquickung ſtrömt durch Herz und Haupt und Glieder.
Mit mark'gen Knochen ſteht zugleich im Leben
Wer wahrhaft ſich dem Himmel hat ergeben. —
O Freudigkeit des Glaubens!
Den Satan ſah auch ich vom Himmel fallen
Wie einen Blitz. Was bleibt vom Wetterſcheine
Wenn er erloſch? — Das reine,
Das heit're Blau, wo ew'ge Sterne wallen . . . .

Von einem Anflug von Pantheismus möchte ich den Verfaſſer nicht ganz freiſprechen. Dieſer Tendenz entgeht wohl keiner, der ſich leidenſchaftlich in die Naturphänomene verſenkt. Doch werde ich mich wohl hüten, den erſten Stein gegen ihn aufzuheben. Das religiöſe Naturgefühl führt ihn zu ſeinem Urprinzip, ſeinem Schöpfer zurück.

VI. Mühl.

Guſtav Mühl iſt mit Candidus verſchwägert, und zugleich, als Dichter, etwas geiſtverwandt. Wie Candidus vertieft er ſich gern in die Natur und ſymboliſirt die beobachteten und durchgefühlten Phänomene. Ein genaues Bild von dieſem Sänger zu entwerfen, iſt gerade nicht leicht; ſeine Produkte liegen in keiner Sammlung

vor; sie sind nur in Musenalmanachs und in Flugblättern zerstreut. Er hat aber eine persönliche Farbe und Geltung. Warum er seine Weihestunden nicht zu einem zusammenhängenden Cyklus, zu größern Aufsätzen benützte, wird er wohl auf Berufsgeschäfte oder Familienpflichten zurückführen?

Hat er gewisse Inspirationen mit Candidus gemein, so fällt auch auf ihn, doch nicht in demselben Grade, derselbe Vorwurf. Seine Ideen, seine Gefühle sind nicht immer plastisch abgerundet, nicht immer durchsichtig klar wie der Bergquell. Was überhaupt der Mehrzahl unserer alsatischen Dichter abgeht, ist eine strenge, klassische Bildung, ein Heranreifen an den Mustern der antiken Griechen- und Römerwelt. Ich meine hiemit nicht ein sklavisches Nachahmen; aber wer sich mit den Meisterwerken der hellenischen Dichtkunst befreundet, wer an den römischen Sängern des Augustinischen Zeitalters sich herangebildet, wird sich nie der abgerundeten Form entschlagen, nie sich den oft getrübten, einherschleichenden Gedankenwellen der modernen Dichtung überlassen; er wird mit Wenigem Vieles ausdrücken; die kleinern Dichtungen, die aus seiner Feder fließen, werden wie schöngeschnittene Kamee'n, die größern wie schöngemeißelte Götter und Heroenbilder vor die Augen der Leser treten.

Dies Prinzip schob die romantische Schule allzuoft bei Seite, und führte ihre Jünger auf Abwege. — Uebersehe und untersuche ich genauer die Gedichte von Gustav Mühl, so bevorzuge ich solche, die erzählend oder beschreibend einen bestimmt abgegrenzten Stoff behandeln, und weniger solche, die ein Sichgehenlassen, ein Hingeben verrathen an verschwimmende Eindrücke.

Auf einem Flugblatt „Neue Bahnen" betitelt, tritt uns die lebhaft kolorirte Beschreibung einer Schienenfahrt entgegen; das Drängen vor der Abfahrt, die Zwischenfälle der flüchtigen Reise, und die Rückkehr. Einzelne Gemälde heben sich besonders ab von dieser im Vorüberfausen besuchten Galerie. So das schlafende Kind an der Mutterbrust, auf dem Heimweg; eine liebliche, ruhige Idylle in diesem tosenden Wirrwarr. Der poetische Eindruck, der sich auf der Eisenbahn auch dem ungebildeten Reisenden aufdrängt, ist mit Talent wiedergegeben. Eine unerschöpfliche Gedankenquelle — wie der Eindrnck des Meeres oder der Berge — bietet übrigens diese moderne dämonische Dampfmaschine. Unser alsatischer Dichter ist nur Einer von den Vielen, die sich am schnaubenden, wüthenden Renner bei jeder wiederholten Fahrt ergötzten; doch unter diesen Vielen ist er der Erwählten Einer; die volle Bedeutung der revolutionären Metamorphose im Reisesystem hat er durchdacht und durchschaut.

Auch der elektrische Draht begeistert unsern Sänger zu einem sinnreichen, halb elegischen, halb descriptiven Gedicht. Einige unklare Verse oder Strophen weniger und es wäre ein kleines Meisterstück . . . . . .

Die Drähte, kaltgeschäftig,
So unscheinbar und stumm,
Jetzt schuf der Bergwind kräftig
Zum sel'gen Spiel sie um . . . . . .

Die Waldesriesen lauschen
Dem neuen Saitenschwung,
Und ihre Kronen rauschen
Ihm neue Huldigung . . . .

Eine anmuthige Erzählung, wenn gleich mit tragischem Ausgang, trägt den einfachen Titel Marietta. Eine Jahrmarktsscene, vielleicht in dem heimathlichen Straßburg aufgezeichnet, bildet den Eingang. Marietta selber, die liebliche kühne Seiltänzerin, ist ein Abbild, eine jüngere Schwester von Mignon, von Fenella .... Das ist das eigene jeder von großen Dichtern in's Leben gerufenen Charakterbilder, daß sie unbewußt sich in den Schöpfungen der Epigonen aussprechen und wiederspiegeln. Es sind keine photographischen Abzüge, aber durch den Anblick jener ätherischen Gestalten begeistert, schafft der jüngere Dichter, der Epigone, aus ähnlichen Stoffen ähnliche Gestalten, und diese Spiegelbilder treten mit einem Lebenspasse versehen, in den Kreis der willigen Beschauer.

In zehn, seiner Gattin gewidmeten Gedichten (ohne Jahreszahl) finden wir das schon bemerkte Sichversenken in die großen, oder anmuthigen Naturphänomene. In solchem Sinne gehalten ist das mitunter schöne Gedicht: Pan schläft, oder des Mondes Gang am Abend.

Ihr Blumen meiner trauten Flur,
Wie schaut ihr jetzt mit fremdem Schimmer,
So zart und fremd, wie Schatten nur,
Doch heilig (?) lächelnd wie fast nimmer!

Geheime Lust bei euch zu ruhn!
Doch will ich keine von euch pflücken,
Nur reine Geister sollen nun
Mit euch die heit're Stirne schmücken .....

oder „das erste Finden im Lenze" — sinnige Anspielung auf die ersten Violen:

Immer tiefer laßt mich ſchauen,
Wie in Augen der Geliebten,
Klar, verſchwiegen und unergründet
Hin in euer zartes Glühen.

Ich ende mit dem Aufruf des Dichters an den Giftbecher des Socrates:

Trink Socrates! . . . . .
Bring's jenem Tage, wo der Geiſt der Liebe
Verſöhnend auf uns alle niederſinkt!

Dazu hat es aber leider noch lange Zeit!

VII. Dürrbach.

Von den bis jetzt vorgeführten alſatiſchen Dichtern durchaus verſchieden iſt der jüngſt verſtorbene Dürrbach, Verfaſſer einer epiſch-romantiſchen Erzählung, die vor ſiebenunddreißig Jahren unter dem Titel „Rappoltſtein" in einem ſtarken Oktavbande an das Licht trat. Es wäre eine Unterlaſſungsſünde, dieſe Epopöe nicht zu beſprechen, denn Rappoltſtein iſt das Produkt eines gewiſſenhaften, begabten Verſifikators und Erfinders, und möchte ich doch in jetziger Zeit Niemand zur Lektüre dieſes fünfhundertſeitigen Gedichtes antreiben. Doch einige Vorbemerkungen über den Dichter ſelbſt.

Pfarrer G. Dürrbach war eine originelle Natur; deutſch vom Wirbel bis zur Zehe; was ihn indeß nicht hinderte, vor fünfundfünfzig Jahren für Frankreich zu ſchwärmen. Als Kandidat der Theologie hatte er, in

den ersten Jahren der Bourbonenherrschaft, ein satyrisches Gedicht geschrieben: „Wehklage armseliger Poeten", worin ein Passus vorkam, den ein geistlicher Straßburger Würdenträger auf seine eigene Person bezog:

. . . . Die Stelle zu erhalten,
Fehlt nur noch ein Besuch,
Beim hochgelahrten, alten
Assessor Wolkenbruch . . . .

Diese kleine unselige Strophe, und die folgenden, wurden dem jungen anonymen Satyriker schwer angerechnet; sie versperrten ihm, so sagt man, die akademische Laufbahn.

Er wurde in eine einsame Pfarrei gleichsam relegirt; und dort am Fuße der Vogesen, dichtete er den Rappoltstein. Das war ein zweiter Mißgriff. An dieses durchaus nicht talentlose Epos verschwendete der Verfasser viel Zeit und Kraft. Der Gegenstand des langathmigen Gedichts ist eine mittelalterliche Sage, die an die drei Felsenschlösser oberhalb Rappoltsweiler anknüpft, und in kunstvollen, doch bisweilen ungelenken ottave rime durch zwanzig Gesänge hinzieht. Der Dichter schien völlig zu vergessen, daß die Wieland'sche Schule schon einer vergangenen Zeit anheimfiel. Im Jahre 1836 war schon längst das durch Walterscott'sche und andere historische Romane angeregte Publikum unempfänglich geworden für den Reiz eines gereimten erzählenden Gedichts. Rappoltstein wurde in die weitausgedehnte Nekropole der gleichzeitigen Heldengedichte eingereiht. Mit Unrecht. Aber wer gebietet über den Modegeschmack des lesenden Publikums? Der Wind blies nun einmal von

einer anderen Seite her und Dürrbach steuerte gegen den Wind.

Einzelne Theile des Rappoltsteins sind nichtsdestoweniger gelungen zu nennen. Die Naturgemälde sind lebhaft, in bestimmten netten Konturen gezeichnet; einzelne Vorkommnisse, zum Beispiel gleich am Eingang, die Weinlese, meisterhaft. Aber die Charaktere der handelnden Personen tragen kein individuelles Gepräge; sie erstehen nicht vor unserm leiblichen Auge, wie Shakespearische Gestalten, die Handlung wird mit ermüdender Langsamkeit vorangeschoben. Schon in dieser Hinsicht, welch' ein Abstand von dem wunderlieblichen Oberon! Wäre der Eindruck ein persönlicher von mir allein ausgehend, ich würde es nicht wagen, dem Andenken eines abgeschiedenen Freundes so nahe zu treten; aber ich habe hierüber nicht zwei verschiedene Stimmen vernommen und doch muß ich wiederholen, daß in Einzelstellen sich ein wahrer Dichter offenbart. — Hätte Dürrbach diesen elementaren Goldklumpen in kleine Silber- und Kupfermünze ausgeprägt, er hätte — sit venia verbo — seine poetischen alsatischen Zeitgenossen aus dem Felde geschlagen. So verhallte seine Stimme. Auch wurden ihm von einigen Puritanern gewisse etwas üppig ausgemalte Zauberscenen übel angerechnet. Zur Noth konnte er sich hinter seine Anonymität verstecken, die poetische Lizenz vorschützen und mit großem Rechte behaupten, daß neben einer Unzahl erzählender Gedichte in allen mitteleuropäischen Sprachen, der „Rappoltstein" in einer paradiesisch reinen Atmosphäre sich abspiegele. Mein Vorwurf trifft, wie gesagt, den Verfasser von einer ganz andern Seite, und zwar, daß er sich, beschwert mit

verroſtetetem Rüſtzeug, verirrt habe in einer troſtloſen Sackgaſſe.

Das dichteriſche Beſtreben Dürrbachs kömmt mir vor wie in archäologiſchen Vereinen das unzeitgemäße Beſtreben total verblichene und oft groteske Fresken an altem Gemäuer mit großen Koſten wieder aufzufriſchen.

Wo es der Mühe lohnt, ſei es, unzweifelhaft! aber vergeudet nicht Zeit und Geld an lebloſe Gebilde.

Es ſchlug unbeſtreitbar eine poetiſche Ader im Gehirn Dürrbachs. Schon der Gedanke, die Rappoltſteiniſchen Dynaſten mit ihrer traditionellen italieniſchen Abkunft und mit den Kämpfen Friedrich Barbaroſſa's in Verbindung zu bringen, enthielt eine Goldmine; nur verſtand es der elſäſſiſche Dichter nicht, ſie von den Schlacken zu ſäubern. In Dürrbach war der Menſch origineller als der Dichter; der letztere verkümmerte, weil er nicht über ſeine Befähigung gehörig aufgeklärt wurde; an dieſem wunden Fleck, an dieſem Erbübel der meiſten Elſäſſer Literaten erkrankte er, der arme Prediger! — Als Menſch war er ebenfalls nicht im rechten Fahrwaſſer, nicht im gehörigen Elemente. Er war für das profane, nicht für das geiſtliche Lehrfach geſchaffen. Mathematik und Aſtronomie trieb er mit Vorliebe; am geſtirnten Himmel las er die Wunderwerke des unſichtbaren, hoch über dem Raume ſchwebenden Schöpfers. Von ſeinen einzelnen gedruckten Predigten iſt vorzüglich die, welche ſich mit dieſem unendlichen Stoffe befaßt, hervorzuheben.

Am Anfang der Juliregierung wurde Dürrbach von der ſtillen Landpfarrei Thränheim (ominöſer Name!) in die Sankt-Nikolaikirche nach Straßburg berufen. Auch

las er einzelne, ausgezeichnete Kollegien über Aesthetik, und versah einige Jahre lang die Stelle eines Almoseniers und Religionslehrers an der Normalschule. Hier wurde ihm wohl nicht mit Unrecht vorgeworfen, er entferne sich allzusehr von dem speziellen Zwecke seiner Berufung. Was er seinen Schülern vordoziren mochte, war gewiß ausgezeichnet gut; aber, wohl nicht immer am rechten Orte vorgebracht . . . . . Er wurde seiner Stelle entsetzt. Dies Mißgeschick ließ einen tiefen Stachel in seiner Brust; nie hat er diesen Schmerz überwunden. Wie viel persönliche Gereiztheit dazu beitrug, ihn gegen gallisches Wesen aufzubringen, lasse ich unerörtert. In letzter Zeit, vom siebzigsten in das achtzigste Jahr, hatte er sehr gealtert; er schlich gebückt einher; der satyrische Zug auf seinem Greisenantlitz deutete auf inneres Leiden. Er betrat die Kanzel nicht mehr. Dürrbach gehört zu dem Häuflein der befähigten Geister, die hier zu Lande der zwitterhaften Stellung zwischen Ost und West zum Opfer fielen.

VIII. Daniel Hirtz.

Daniel Hirtz, der Drechslermeister, ist als lyrscher Dichter in seiner Vaterstadt Straßburg und jenseits des Rheines ein wohlbekannter Name. Er ist in spätern Jahren seinem ersten Berufe untreu geworden; ich denke, nachdem er einmal an dem Musenquell Hippokrene seine Lippen genetzt, fiel ihm die materielle Seite seiner täglichen Beschäftigung zur Last, oder gab ihm, dem Familienvater, nicht mehr genugsamen Unterhalt. Wie dem auch

sein mag, der Dichter Hirtz wäre, seinem alterego, dem Drechslermeister gegenüber, ein undankbarer Geselle, hielte er nicht die Erinnerung an seine Jugend und Mannesjahre fest. Gerade diese unliebsame Lage, gerade diese bürgerliche Stellung ward für den Sänger zum Isolirschemel, der ihn elektrisirte, und neunundneunzig Prozent zu seiner lokalen Berühmtheit beitrug. Wenn er in seinen „Freuden und Leiden" singt:

Wär' ich so ein reicher Mann,
Der aus Zinsen leben kann,
Da wollt' ich erst dichten!
Oftmals steckt mir was im Kopf;
Aber ach! mich armen Tropf (ächt elsässisch)
Fesseln Arbeitspflichten.

Wenn er dermaßen seine geheimen Wünsche ausspricht, da scheint er mir in großem Irrthum befangen. Mir ist durchaus nicht bewiesen, daß Daniel Hirtz, wäre er ein Millionär oder auch nur ein Zehntelsmillionär gewesen, sich zu einem hohen Sitz auf dem deutschen Parnasse aufgeschwungen hätte. — Er wäre vielleicht eingeschlummert in deliciis Capuæ. Er hatte wohl, als Jüngling, keine Ahnung von allem, was heutzutage zu einem Vollblutdichter gehört, welche ungemeine klassischen Vorkenntnisse, welches innere vulkanische Leben im Busen, bei olympischer Klarheit im Geiste, welche Ausdauer, welches ungezähmte Streben nach einem, wenn auch unerreichbarem, Ideale.

Um zu versifiziren
Muß man den Teufel im Leibe spüren,

sagte schon Voltaire; und das ist wohl einer der treffend-

sten Einfälle, die dem unfläthigen Patriarchen von Ferney über die Satyrlippen gekommen. Gerade die beschränkte Existenz des Drechslermeisters, somit eine gewisse unbestimmte weitlose Analogie mit dem Altmeister Hans Sachs verhalf dem Daniel Hirtz zu seinem Rufe. Dieselbe Dosis von poetischer Anlage in einem vom äußern Glücke Begünstigten, oder einem dem gelehrten Fache Angehörigen hätte keineswegs hingereicht, ihn aus der Menge hervorzuheben und seinen Namen auch nur in den Vorhof des Unsterblichkeitstempel zu tragen, wovon der Sänger des rasenden Rolands eine so herrliche Beschreibung für die Nachwelt in seinem Rittergedichte niederlegte.

Seitdem Daniel Hirtz sich, exclusive, mit intellektuellen Arbeiten zu befassen hat, kam der bescheidene Mann, die herzlich treue Seele, wohl selber zu dieser Einsicht. Auch so ist sein Loos, ich will nicht gerade sagen beneidenswerth — wessen Schicksal ist beneidenswerth hienieden — aber doch der erträglichen Eines. In dem engern Zirkel, den er einhielt, wurde er nicht verfolgt und begeifert; es ließ ein jeder seine anspruchslosen Lieder gelten; und gerade dem kunstfertigen Arbeiter an der Drechslerbank wurde oft, als Dichter, zu gute gehalten, was einem klassischgebildeten, oder sich für einen solchen ausgebenden Schriftsteller, als defekte Form oder Versündigung gegen den guten Geschmack zum Vorwurf gereicht hätte. — Die Naivetät des Ausdrucks hebt bei Hirtz über die Weitschweifigkeit der meisten seiner poetischen Aufsätze hinweg; seine schwachen Seiten zu verhüllen, bedarf er keines Gewandes; er gibt einfach her, was ihm nach vollbrachtem, ermüdendem Tagewerk seine heimliche Freundin, die Muse der Werkstatt, einflüsterte.

Daniel Hirtz erhielt einmal, vor Jahren, den Besuch der schriftstellernden Helmina von Chézy. Man kann sich keine größern Gegensätze denken, als den schlichten Meister, vielleicht in Hemdärmeln, an seiner Drehbank und die barocke, affektirte, alternde Dichterin. Die Schwester in Apollo umarmte den Meistersänger. Ich weiß nicht, wie diesem dabei zu Muthe war, und ob er sich von diesem Weihekuß geehrt fühlte; ich hätte mir diese Hexengunst verbeten.

Durch seine unzähligen Gelegenheitsgedichte — wie Göthe behauptet, die Grundquelle aller wahren Poesie — hat Daniel Hirtz sich die Liebe und Achtung vieler seiner Mitbürger in hohem und niedern Stande erworben; das ist wohl der reinste Gewinn seiner langen Laufbahn; er darf darauf stolz sein. Auch als populärer Kalendermann hat er, anonym, in weiten Kreisen Belehrung und Erheiterung verbreitet. Hierin folgte er dem Beispiele Hebels, welcher, unbeschadet seiner herrlichen allemanischen Lieder, durch seinen „Hausfreund" im Rheinlande gemeinnützige Kenntnisse und edelmüthige Gefühle in segensreicher Wirksamkeit wie Samen einer bessern Welt ausstreute.

Auch viele Gedichte in Straßburger Mundart hat Daniel Hirtz geschrieben. Auf diesem Boden erkläre ich meine Inkompetenz; nicht daß mir diese Mundart fremd wäre; aber, den Pfingstmontag ausgenommen, der einem höhern philologischen und sittenmalenden Zwecke dienen mußte, will mir scheinen, daß Verse in diesem mit unzähligen wälschen Brocken untermischten patois sich meist ziemlich trivial ausnehmen, und keineswegs dem idyllischen Dialekt, den Hebel gebraucht, gleichzu-

ſtellen iſt. Ich verhehle mir keineswegs, daß ich durch dieſen Ausſpruch gegen eine bibliſche Vorſchrift verſtoße, und zu vielem Aergerniß Anlaß gebe.

Drum lieber noch einen Rückblick auf ſeine ächt deutſchen Gedichte. Den gold'nen Boden ſeines Handwerks hat er ja ſelber gefeiert und verherrlicht, indem er die vielfachen Utenſilien, Möbel, groß und klein, Spiel- und Werkzeuge beſang, die aus der Hand des Drechslers hervorgehn. — Den einfachſten Begebenheiten des täglichen Lebens ſind wohl die Vorlagen ſeiner beſten Lieder entnommen. — Des jugendlichen Wanderers Eindrücke auf der Reiſe, ſeine Sehnſucht nach der Heimath, nach der Verlobten, die Vorfreuden der Ehe, die Geburt eines Kindes, die Kindergebete, die Wiegenlieder, das ſind die Anläſſe, bei welchen ſich die Bruſt des Naturdichters ergießt. Er feſſelt durch ſeine naiven Geſtändniſſe, wenn dieſer Ausdruck der offnen, faſt ſchmuckloſen Rede eines liebenden Gemüthes zukömmt.

Dem Münſter gegenüber, oder auf ſeinen Zinnen, ſchlägt ebenfalls das Herz des Dichters in ſtärkern Schlägen . . .

Nun ſteht ſchon manch' Jahrhundert
Das hohe Felſenhaus,
Geprieſen und bewundert,
Schaut's kühn und ſtolz hinaus;

Grüßt Badens ſchöne Gauen,
Des Schwarzwalds dunkeln Kranz,
Und grüßt Alſatiens Auen,
Das weite Rheinthal ganz.

Nicht Gränzen sollten scheiden
Dieß bied're Volk, dieß Land;
Bei Gott, 's wär zu beneiden,
Umschläng's Ein festes Band.

Verwächst zu einem Stamme
Dieß Volk einst und dieß Thal,
Glüht eine Freudenflamme
Auf Erwins Ehrenmal.

Das war vor mehr als einem Vierteljahrhundert geschrieben, und klingt jetzt wie ein sonderbarer Ahnungslaut herüber. — Für heimische Lehrer und Künstler hat Daniel Hirtz ebenfalls Worte des Dankes und der Bewunderung. Mit einem Wort, er ist so recht aus dem heimischen Boden entsprossen, wurzelt hier tief und fest, entlehnt aus solchem seine besten Kräfte, und würde in anderer Heimath, vielleicht nur über die Vogesen oder den Schwarzwald versetzt, viel von seinem Werth verlieren. — Elegieen und sonstige Gedächtnißverse, die auf gleichzeitige politische Begebenheiten hindeuten, sprechen weniger an; es sind zwar die Gedanken und Empfindungen eines ehrenwerthen, liberalen Bürgers; nur erhebt sich der Ausdruck nicht mit den Schwingen der Begeisterung über die Sphäre der gewöhnlichen Ansichten. Dahin rechne ich z. B. die bei dem unerwarteten und verhängnißvollen Tode des Herzogs von Orleans geschriebenen Strophen.

Seine Wanderjahre in den Ländern Mitteleuropa's hat er in einem Bändchen erzählt, das in vielen Bürgerfamilien gerade durch die anspruchslose Erzählung des Erlebten und Geschehenen beifällig aufgenommen wurde.

Auf ſolchen Fußreiſen war es jedenfalls dem Pilger vergönnt, mehr und beſſer zu beobachten, als dem raſch dahinfliegenden Eiſenbahnfahrer. Doch, wer ſtemmt ſich gegen das Rad der Zeit? . . . Fünfundzwanzig Jahre nach ſeiner Geſellenwanderung hätte Daniel Hirtz ſeinen Reiſezug ebenfalls auf den Schienen oder per Dampfſchiff unternommen, wäre vielleicht nach Amerika hinübergefahren, hätte ſich vielleicht in einer Anſiedelung des fernen Weſtens niedergelaſſen. Aber ſolches war nicht in den Sternen geſchrieben: — und ſo haben wir ja die zweite, vermehrte Auflage ſeiner Gedichte in dankbaren Händen.

XI. Das Pfeffelalbum.

Im Jahre 1859 erſchien in Kolmar das ſogenannte Pfeffelalbum, eine Sammlung lyriſcher Gedichte von Elſäſſer Sängern, als Beitrag zum Pfeffeldenkmal, das kurz vorher an der Oſtſeite des Muſeums zu Unterlinden eingeweiht worden. Etwa dreißig Namen, theils ſchon verſtorbener, theils noch lebender Dichter waren in dieſem friedlichen, anſpruchsloſen Muſenalmanach eingezeichnet; ihre Elegieen, Balladen, Lieder, Denkſprüche u. ſ. w. hatte Theodor Klein geſammelt und mit einem rythmiſchen Vorwort eingeleitet:

Auch an des Rheinſtroms linken Borden,
Und an des Wasgaus grünem Hang,
Erklingt es noch von Liederworten,
Und ſchmettert jubelnder Geſang . . . . . .

. . . . Mein Elſaß, ſprich; was hat die Glocken
Des Lands in hellen Schwung geſetzt?
Was hat die Schwerter mit Frohlocken,
Des Liedes Schwerter friſch gewetzt?

Es iſt Dein Name, blinder Dichter,
Mein Pfeffel, der das Wunder übt!
In Deiner Bruſt ward's licht und lichter,
Je tiefer ſich Dein Blick getrübt . . . .

. . . . Du haſt das Banner vorgetragen,
Der edeln Dichterſchaar vom Rhein,
In fernen längſt vergangnen Tagen,
Und ſollſt auch heut' die Loſung ſein.

Jeden dieſer ſangesfrohen Söhne des Elſaſſes einzeln zu charakteriſiren wäre wohl eine wo nicht ſchwierige, doch undankbare Aufgabe. Es ſind darunter wohlbekannte Namen; die Mehrzahl wo nicht alle der ſchon vorgeführten Verfaſſer. Einige erſcheinen mir wenigſtens zum erſtenmal, und nicht immer die unbedeutendſten. In der Lyrik überhaupt eine Rangordnung anzuweiſen, die einen emporzuheben, die andern herunterzuſetzen, iſt unmöglich, und wäre auch ungerecht. Aber da ich mir einmal vorgeſetzt, eine annähernde Aufzählung der Männer und Frauen zu geben, die im Elſaß, zu unſerer Zeit, den Cultus der deutſchen Sprache bewahrt, ſo trete ich nicht zurück, und proteſtire nur vorläufig gegen den Vorwurf abſichtlicher Parteilichkeit, abſichtlichen Uebergehens.

Auch bitte ich, mir keine frivole franzöſiſche Galanterie vorzuwerfen, wenn ich mit zwei Damen beginne. Die eine, Charlotte Engelhart, eine Tochter des berühm-

ten Helleniſten Schweighäuſer, eine Schweſter des gleichnamigen Archäologen, iſt ſeitdem achtzigjährig geſtorben. Schon lange war ſie mit einer totalen Taubheit behaftet, mithin von allem äußeren Verkehr abgeſchnitten. In geſellſchaftlichen Freundeskreiſen rezitirte ſie nicht ungern ihre anmuthigen Produkte. Ihr Styl verrieth die etwas laxe Wieland'ſche Schule. Ich hatte einmal das Vergnügen, einem ſolchen Vortrage beizuwohnen; der Gegenſtand, in Form einer Epiſtel, betraf ihre Lieblingskatze. Es iſt ſchon lange her, ſeitdem habe ich die lebhafte Greiſin nicht mehr geſehen. Das Pfeffelalbum bietet uns von ihrer Hand eine niedliche halbſymboliſche Erinnerung an die Schweizerflora: „Der Enzian vom Rigi im Stadtgärtchen.“ Es iſt etwas breit gerathen, aber doch nicht zu verwerfen.

Die zweite Dame, Karoline Neßler, iſt des Augenlichtes beraubt. Eine Elegie: „Des Blinden Abſchied von der Welt“, öffnet eine Einſicht in das friedſame Gemüth der Dichterin:.

. . . . Welt, leb wohl, mit deinen Roſenſünden!
Von Nacht umgraut, werd' ich den Himmel finden.

Ihr Bruder, Friedrich Neßler, iſt auch als Lyriker in das Album eingetragen. Er lebte damals in dem ſchönen Lauſanne am Genferſee, und feiert dort die großen Alpenſzenen, das Kommen des Frühlings und die geſchichtlichen Erinnerungen. Das von Byron beſungene Chillon und der idealiſirte Bonivard tauchen wieder auf in Neßlers Verſen.

Ich war ganz betroffen, zwei ächt franzöſiſche Namen, die zwei Brüder Parmentier, als deutſche Dichter im Pfeffelalbum zu treffen; eine ſonderbare, doch angenehme

Erscheinung. Als biographische Notiz sei hier angeführt, daß der eine dieser Brüder, Theodor Parmentier die Violinistin Therese Milanollo geheirathet. Auf dem mittelländischen Meere, gegen Sebostopol segelnd, (Mai 1855) schrieb er in sein Reisebuch:

Bist du es schon o Tod, der kommt,
Und klopft an meiner Tage Pforte?
Ich folge gern, obgleich mir däucht,
Ich sei noch nicht am Orte.

Hatte der Dichter etwa sein späteres Glück geahnt?

Naturgefühl und Naturgenuß athmen die Lieder von Wenning und von Theodor Stricker; der letztere ein Pfarrherr, legt auch in kurzen Sprüchen, religiöse Gedanken nieder.

Theodor Klein, der Sammler des Albums, gibt mehrere Balladen aus alter und neuer Zeit zum Besten. „Heliopolis", aus einem Cyklus, „Kleber" betitelt, ist ein Gemälde voll Kraft und Leben. Wie die meisten in diesem Bändchen aufgenommenen Sänger hat er für die Stunden der Weihe in der großen Bergnatur offnen Sinn und ein dankbares Herz; aber auch den Heimathsleiden ist er nicht fremd:

Wenn in der Neigung, die es fühlt,
Ein Herz wird oft gekränkt,
Das ist's, was seine Liebe kühlt,
Und uns mit Kummer tränkt.

Es gleicht der Blume, deren Haupt
Von Sonnengluth versengt,
Vom Qualm der Straße dicht bestaubt
Zur Erde niederhängt . . .

Einſt hat das Herz wohl einen Dorn
Der Liebe ſtill gehegt,
Worin nur eitel Haß und Zorn
Die wilde Woge ſchlägt.

Auf dem Heidelberger Schloſſe ſingt er ein ernſtes Lied. Welcher Beſucher fühlte ſich nicht tief angeregt in jenen wunderbaren, von herrlichen Bäumen, duftendem Geſträuch und Blumen umringten Ruinen! Ich kann alſo mit dem beſten Willen dem gefühlvollen Dichter kein abſonderliches Lob ſpenden; er iſt der Hunderten Einer, die ſich dort unwillkürlich in die Märchenwelt, die Geſchichte und den Naturgenuß verſenkten.

Unter den Verſtorbenen, deren Andenken durch das Album aufgefriſcht wird, zeigt ſich mit einem Paket Denkſprüchen und Sinngedichten der Paſtor Schaller, Verfaſſer eines zu ſeiner Zeit, im Elſaß viel geleſenen komiſchen Epos, „der Perückenkrieg" betitelt. Mir iſt dieſes literariſche Kurioſum nie zu Händen gekommen. In der berühmten encyklopädiſchen Bibliothek des ſeligen Kanzelredners Iſaak Haffner ſtand es, und zwar im Katalog mit einem vernichtenden Strafwort bezeichnet. — Was die mitgetheilten Sinngedichte anbelangt, da iſt kein verfänglicher, aber auch kein ſublimer Gedanke.

In der nämlichen Rubrik der ſchon Abgeſchiedenen zeigt ſich ein jetzt verſchollener, aber vor bald ſiebzig Jahren oft genannter Name, den ich nicht unter den elſäſſiſchen Dichtern zu treffen dachte. Ich meine Pfersdorff, der als Gendarmerie-Offizier bei der Verhaftung des unglücklichen Herzogs von Enghien eine untergeordnete Rolle ſpielte. Seine eingerückten Gedichte oder

vielmehr fragmentarischen Skizzen mögen als historische Curiosa gelten, poetischen Werth kann ich denselben nicht zuerkennen.

Nicht so der Nachlaß von Ferdinand Braun, der in vollem Mannesalter, wie mir scheinen will in bedrängten Umständen, zu Paris starb. Es liegt in diesen lyrischen Ergüssen ein tiefer Schmerz verborgen. „Die Zigeuner", wohl durch Beranger's Bohémiens eingegeben, athmen eine sonderbare fesselose Stimmung in kernhafter Sprache. Und „das Lied im Mai", welches Leiden offenbart es doch in des Sängers Gemüth!

Und in der Freude mitten d'rin,
Mitunter diesem Lustgekose
Beschleicht es mich wie Traurigkeit,
Seh' ich voll Kummer fast die Rose.

Warum denn dies, sag' an mein Herz!
Weil die Erwartung ist vergangen?
Weil im Besitze unser Glück
Viel kleiner ist als im Verlangen? . . .

Das tragische Loos des Sängers Rizzio hat in einer Ballade Ungerers einen wehmuthsvollen Ausdruck gefunden. Hackenschmidt leiht einer Szene aus Hans Holbeins Leben ein einfaches poetisches Gewand.

Der unter dem Pseudonym Ludwig Lavater vor etwa dreißig Jahren aufgetretene Dichter liefert hier als Beitrag einige dem „Ikarus" und der „Susanna", des Bildhauers Graß gewidmete Strophen. Vor „Vater Oberlin's Schattenriß" wirft er einige kennzeichnende Konturen des „praktischen Heiligen" auf das Papier. —

Gleich zu Anfang habe ich erklärt, ich könne nicht allen gerecht werden. Der Lobredner des Ikarus und der Susanna wird mir gnädigst verzeihen, daß ich seinen in französischer Sprache von Pfeffels Uebersetzer wiederholten Text hier nicht anführe. — Ich behalte mir eine besondere Uebersicht seiner poetischen Leistungen vor.

X. Ludwig Schneegans.

Auf dem Felde der Lyrik fanden wir uns einer beträchtlichen Anzahl deutscher elsässischer Dichter gegenüber; dasselbe Verhältniß zeigt sich durchaus nicht in der Dramaturgie.

Den Pfingstmontag, und seinen berühmten Verfasser hier wieder zu besprechen, hieße Eulen nach Athen tragen. Für jetzt wenigstens komme ich nicht auf dieses Lustspiel in Straßburger Mundart zurück. — Beinahe in derselben Zeit, als der humoristische, geniale Arnold sein Werk der Oeffentlichkeit übergab, und Göthe's Lob einheimste, versuchte sich einer seiner jüngern Freunde im tragischen Dichtungsfache. Im Jahre 1817, dem Jubeljahr der Reformation, erschien hier ein Trauerspiel in fünf Akten, mit dem bedeutsamen Titel: „Religion und Liebe", von Friedrich Schützenberger, dem nachmaligen Maire von Straßburg. Der kaum neunzehnjährige Verfasser hat den Stoff zu seinem dramatischen Versuche ganz in seinem eigenen Busen aufgegriffen; es war keine historische Tragödie. — Nach der Fiktion des Dichters, sucht ein Edelmann, von Luthers

Werk begeistert, die Glaubenslehre in Wälschland einzuführen, und geht, wie zu erwarten, in seinem Streben zu Grunde. Das Stück hält regelrecht die Vorschrift der drei klassischen Einheiten inne, ist also der Form nach, ganz nach französischem Schnitte; aber die Schillerische Gedanken- und Gefühlswelt herrscht in der Auffassung der Charaktere; der Styl ist nach Schillers Styl gemodelt. Der ganzen Komposition fehlte somit die Originalität; aber die Handlung ist gedrängt, lebhaft, interessant, das harmonische Gleichgewicht aller Theile ließ die Hand eines kombinirenden Künstlers ahnen. Der Dichter hätte größere Aufmerksamkeit verdient. Die Theilnahmslosigkeit seiner Mitbürger kränkte ihn tief; er ging in andere Bahnen über.

Der Name des Dichters, den ich diesem kritischen Paragraphen voransetze, hat in Deutschland schon einen gewissen Ruf erlangt. Ludwig Schneegans, der Sohn gleichnamigen verstorbenen Stadt-Archivars, ist der Verfasser zweier Tragödien: die eine „Tristan und Isolde", wurde so viel mir bewußt, nicht auf das Theater gebracht; die zweite dagegen, „Maria, Königin von Schottland" erlebte auf dem Münchner Hoftheater einige Vorstellungen; und der noch ganz junge Dichter feierte einen schönen Abend; er wurde gerufen. Dieser Applaus wird ihm hoffentlich zum Sporn dienen, noch Schöneres und Gediegeneres zu leisten. Dramatische Anlage läßt sich ihm durchaus nicht absprechen; aber noch sind in seinem Kopf und Herzen die Elemente in Gährung.

Das Sujet von Tristan und Isolde ist allbekannt. Dem altdeutschen erzählenden Gedichte Gotfrits von Straßburg entnommen, bietet es unstreitig einen erwünsch-

ten, bedeutenden Stoff zu dramatischer Bearbeitung; aber die Gefahr des Vergleiches mit dem Urbild stand hier in unmittelbarer Nähe. Nicht mit dem vorgefaßten Plane, diesen dramatischen Jugendversuch eines Elsässers zu bekritteln, las ich vor fünf oder sechs Jahren*) das niedliche Bändchen durch; es wäre ein erwünschter Vollgenuß gewesen, mich dem Dichter ganz, unwillkürlich hinzugeben, die idyllische und tragische Lebensgeschichte mir auf einer ideellen Bühne zu vergegenwärtigen. Bei einzelnen Szenen fühlte ich mich gefesselt und ergriffen, aber der Eindruck, im Ganzen, war unbefriedigend. Eine durchgängig glänzende, metaphorische, aber oft in Schwulst und Bombast hinüberspielende Sprache ließ schon in stylistischer Hinsicht keinen reinen Genuß aufkommen; einige Charaktere z. B. die Bösewichter Melot und Mariotto, schienen mir ganz verfehlt: die unnachahmliche Liebeständelei der zwei Hauptgestalten im Gotfrit'schen Epos, fand ich nur verkümmert und in preziösem Style wieder; den zarten Hauch der Leidenschaft, der wie ein Rosengewölk über dem ganzen altdeutschen Gedichte schwebt, vermißte ich überall; nur wo der Verzweiflungsschrei der unglücklichen Liebe dem Dichter Anlaß gibt zu Ausbrüchen des gesteigerten Affektes, überkam es mich wie eine Rückerinnerung an das Originalwerk der Hohenstaufischen Epoche. Doch in der ganzen dramatischen Vorlage fiel mir die übersprudelnde Kraftfülle des jugendlichen Verfassers auf; er steht, so sagte ich mir, noch diesseits am Scheidewege; noch kann er, ohne Ein-

*) Tristan, Trauerspiel in 5 Aufzügen mit Vorspiel von Ludwig Schneegans. Leipzig 1865.

buße an seiner urkräftigen Natur, einlenken in die Bahn der klassischen Dramaturgie, und von heitern Höhen herab, die Leidenschaft seiner Phantasiegeschöpfe bewältigen und lenken.

Die Momente, die sich in dem leider abgebrochenen Gedichte Gotfrits und seines Fortsetzers verwerthen lassen, hat L. Schneegans taktvoll gewählt. Ergreifend ist die Szene, welche uns den alten König Marke, den betrogenen Gatten der engelschönen, aber nicht engelreinen Isolde vorführt, im Augenblick, da er ihre und Tristans, seines Adoptivsohnes Schuld entdeckt und die beiden Liebenden mit Verbannung begnadigt. Wie im epischen Gedicht, begeben sie sich, mit der Verachtung des beleidigten Gatten und Vaters beladen, auf die Reise. Ich will damit nicht gesagt haben, daß Shakespeare, Göthe oder Schiller hier nicht ganz andere Saiten angeschlagen hätten; aber für einen zwanzigjährigen Dramaturgen ist diese Parthie ganz gut gerathen; weniger die, welche den Aufenthalt der Liebenden in der Waldhöhle und das Eindringen des nun plötzlich rachesüchtigen Königs schildert. Einen so wankelmüthigen und im Grunde schwachen Greisen den Augen des Zuschauers in gehöriger Perspektive zu zeigen, und das noch immer rege Räderwerk dieses halbverknöcherten Herzens bloszulegen, dazu gehörte eine Meisterhand und eine Welterfahrung, die unserem frühreifen Landsmann abging.

In den beiden letzten Akten zeigt er dagegen die ätzende Wirkung der Abwesenheit und der Trennung auf das Gemüth des überreizten Tristans, seine zweite Liebe zu einer zweiten Isolde, seine Reue, seine bodenlose innere Qual, seine erschütternde Rückkehr zu dem Todbette der

ersten, ächten Isolde. — Die Schrecken sind in der letzten Szene etwas gehäuft; beide Geliebten und der Held gehen zusammen unter; doch Shakespeare erweist sich, bei ähnlicher Gelegenheit auch nicht gemäßigt; im Hamlet fällt ja eine ganze Königsfamilie, die Nebenpersonen ungerechnet, als Sühnopfer.

Mit „Maria, Königin von Schottland" *) betreten wir historischen Boden. Dies Experiment auf festem, reellem Grunde, ist unserem Dichter nicht mißlungen. Dem kecken Wagniß, nach Schiller, eine Maria Stuart auf eine deutsche Bühne zu bringen, brach Ludwig Schneegans von vornherein die Spitze ab, indem er zu seiner Tragödie eine der früheren Lebensperioden der königlichen Sirene wählte. Hätte Schiller in seiner Jugend, als er die Räuber schrieb, eine Maria Stuart, wie er es vorhatte, dramatisch vorgeführt, gewiß wäre ihm die leidenschaftliche Periode der Jugendverirrungen der schottischen Königin als erwünschte Vorlage erschienen. Ein derartiges Sujet wäre ihm, auf seinem damaligen Standpunkt und in seiner excentrischen Stimmung, kongenial gewesen. Diese Behauptung wurde schon von einem deutschen geistreichen Kritiker**), und nach ihm von dem Verfasser gegenwärtiger Skizzen vor sieben Jahren aufgestellt. Ich weiß nicht, ob Ludwig Schneegans von dem einen oder dem andern die erste Idee zu seinem Plan entlehnte. Es thäte dies übrigens seinem Verdienste keinen Abbruch.

Wir sind im Jahre 1566; Darnley ist Maria's

*) Drama in 5 Aufzügen. Heidelberg 1868.

**) Beyer.

Gemahl, Rizzio der Musiker ihr Liebling, Bothwell ihr fatalistischer Verführer, ein ehrgeiziger Vasall, der nach Szepter und Krone die Hand ausstreckt und sich durch die mephistophelische Eroberung des Herzens der Königin den Weg zum Throne bahnt. In zweiter Linie zeigen sich die schottischen Lords, die offnen oder geheimen Gegner der Maria Stuart; Melvil, der Haushofmeister, der treue Knecht, dem wir bei Schiller im fünften Aufzug wieder begegnen, und der Reformator Knox, dessen eherne Prophetenstimme wie die Posaune des letzten Gerichts bei einigen kritischen Wendepunkten erschallt. — Die meisten Charaktere haben eine individuelle Haltung und Färbung; die Aktion eilt ziemlich rasch zum verhängnißvollen Ziele. Am Eingang ist Maria noch schuldlos, doch schon auf abschüssigem Pfade, bei der Katastrophe belastet sie schon direkte Mitschuld am Tode ihres Gatten, und die indirekte am Untergang des italienischen Sängers. Was Schiller erzählend ins Gedächtniß zurückruft, das spielt hier lebhaft vor unseren Augen sich ab.

Ein Vorwurf drängt sich hier unwiderstehlich auf. — Unseres elsässischen Dichters Heldin ist nicht liebenswürdig; wir stehen einer leidenschaftlichen Frau gegenüber, die nicht auf gesetzlichem Wege und durch ein unbedingt sich hingebendes Herz gewonnen wird. Sie sucht ein Ideal, aber nicht ein Ideal der Heldengröße oder der Männertugend; nein, sie will einen Mann, der sie unterjoche! Sie sagt in hochtragischem Tone, was die Frau des Moliere'schen Sganarelle in komischem, ächt populärem Worte ausspricht; sie liebt die Schläge. Darüber läßt sich nicht rechten. Bothwell hat ihr in diesem Sinne recht sehr Genüge geleistet.

Aus Rizzio macht Herr Schneegans nicht den romantischen wälschen Sänger, dessen Namen Schiller in die Unsterblichkeit eingeführt; hier ist er nur ein eitler Mann — ich bediene mich eines gemäßigten Ausdrucks — der selbstverständlich dem innersten Gemüthe der Königin fremd bleiben mußte, und blos als Zeitvertreiber diente.

Von Darnley schweigen wir lieber ganz; er ist vom Dichter recht brav gezeichnet; aber dies schwankende Charakterbild vermag uns ebenso wenig als Rizzio und Bothwell zu fesseln.

Nun werden mich meine Leser fragen, was ich nach all' diesen Ausstellungen an dem ganzen Gedichte auf festen Füßen lasse. Darauf erwiedere ich: Eben das Ganze. Daß wir den handelnden Personen — den ehrlichen Melvil etwa ausgenommen — unsere Liebe und Achtung nicht zuwenden, benimmt selbigen nichts von ihrem dramatischen Werthe. Der Autor zeigt sich befähigt für Zeichnung dramatischer Charaktere. Sein Styl ist in diesem Produkte bedeutend einfacher und gemäßigter als im Tristan; nur bisweilen verfällt er, besonders wenn er die sinnliche Leidenschaft malt, in etwas überschwenglichen Pathos; puritanische Frauenlippen würden sich nicht dazu verstehen, auch nur halblaut folgende Versen, die er in Darnley's vorwurfsvollen Mund gelegt, nachzusprechen:

„Du liebtest mich; noch brennen Deine Küsse
Verzehrend mir im Herzen; Sternenjubel
Der süßen Nächte rast mir noch im Blut;
Du hast mich einst geliebt, und wenn Du läugnest,
Die Sel'gen droben, die Dich weinen sah'n,

. . . . . .

. . . . . .

Die Sel'gen, die für unſre Seligkeit
Das Glück des Himmels hingeworfen hätten,
Strafen Dich Lügen.

Es mögen für Ludwig Schneegans die Zeiten kommen, wo er ſich und ſeine Leſer und Zuſchauer an moraliſch großen und ſchönen Charakteren aufrichten, oder, ſollte er ſich auf dem vulkaniſchen Gebiete der irdiſchen Leidenſchaft immerfort hinhalten, nicht über die zarte Grenzlinie des Schicklichen ſchreiten wird. Auch Schiller hat eine Eboli geſchaffen und in einem Augenblick, ganz geeignet zu verführeriſcher Schilderung hingeſtellt. Die Metaphern der Spanierin ſtreifen bis an die äußerſte Marke des Erlaubten; aber dort hält der Dichter inne; der äſthetiſche Sinn muß ſich nicht abwenden, ſchüchtern wie eine Mimoſe; das aber iſt das Kennzeichen des Genius, der ſich an rechter Stelle zu bezähmen weiß.

XI. Ludwig Lavater.

Ich darf dieſen Namen in der Reihenfolge der alſatiſchen Dichter nicht ganz unterdrücken, und doch, von ihm zu ſprechen, iſt für mich eine heikle Aufgabe. Er iſt mir ein naher Verwandter, früher ſehr eng verbrüdert. Seit vielen Jahren verlor ich ihn zwar aus den Augen, und ich glaube, aus ſo großer Ferne ihn ganz unparteiiſch als Fremden behandeln zu können. Aber die wenigen Leſer, die eingeweiht ſind in die enge Verbindung, die zwiſchen dem Dichter und dem Kritiker

beſtand, glauben mir vielleicht nicht auf mein Wort. Sie ſollen ſich bald überzeugen vom Gegentheil, und finden, daß ich vielleicht allzuſtreng gegen einen halb Abgeſchiedenen verfahre; denn, dem bewährten Sprüchworte zufolge: «de mortuis nil nisi bene», ſollte man auch bei untergeordneten Leiſtungen, wenn ſolche von Verſchollenen herrühren, mit Schonnng verfahren.

Ludwig Lavater hat den großen Fehler begangen, ſeine Kräfte auf zwei Bahnen, in der franzöſiſchen und deutſchen Literatur zu zerſplittern. Er geſteht dies mit unverholener Aufrichtigkeit in der Vorrede ſeiner ſchon im Jahre 1839 erſchienenen Gedichte:

„Mächtige, außer dem Bereich der Willenskraft fußende „Umſtände haben den Mann mehr oder weniger dem „Treiben ſeiner Jugend entfremdet . . . ein Uebel ent„ſprang für ihn aus ſeiner Verpflanzung in die Haupt„ſtadt, ein unſeliges Schwanken zwiſchen zwei ſich be„kämpfenden Sprachen . . . Im Doppelringen zerſplit„terten ſich ſeine Kräfte. Aufmunterung und Theilnahme, „die Lebensatmoſphäre des Dichters fehlte; die Morgen„röthe alſatiſcher Erinnerungen drang mühſam durch „den Dunſtkreis der zwiſchen den Hügelreihen von Mont„martre und St. Geneviève, im Sommer und Winter, „Jahr aus, Jahr ein, gewitterbrütend ſich lagert; die „Glockentöne der Kindheit verhallten nach und nach im „Wogen und Brauſen der Weltſtadt . . .“

Nun möchte ich, zürnend, den Verfaſſer dieſer Jugendgeſänge, dieſer Reiſeerinnerungen, dieſer ſehnſüchtigen Lieder an das heimathliche Elſaß, nun möchte ich ihn fragen: „Warum haſt Du dieſe beſſeren Stimmen in Deinem Innern verkannt? Warum ſuchteſt Du nicht

in engere Verbindung zu treten mit Deinem intellektuellen Vaterland jenseits des Rheines? Warum brachtest Du freiwillige Opfer auf dem Altare der falschen Götter? Ich lese neben Deinem Namen den Titel französischer Romane, deren Verfasser Du bist; warum ließest Du Dich verleiten in die Kreise, die sich um die bewunderten Modegötzen schaarten, und Dich keineswegs als ihresgleichen brüderlich aufnahmen? Du hast Dein Herzblut ausgegossen im „Henri Farel" und dem »Nouveau Candide«; warum ließest Du Dich hingehen „in den Wogen der Weltstadt", und lieheſt Dein Ohr nicht mehr den Glockentönen der früheren Jugendzeit? Dann hättest Du, nicht aufgelöst wie ein winziges Atom im brodelnden gallischen Hexenkessel, Dich vielleicht oben gehalten in der krystallhellen Fluth der deutschen Dichterquelle und Dein Streben hätte seinen Ausdruck gefunden in den reinen Akkorden der Muttersprache."

Auf diese harten Vorwürfe könnte aber der arme Ludwig Lavater doch entgegnen, daß er sein Möglichstes gethan, der Muttersprache unter den ungünstigsten Verhältnissen dennoch treu zu bleiben; daß bei jedem, wenn auch noch so kurzen Aufenthalte in der alsatischen Heimath sein früheres Dichten und Trachten wie eine neubegossene Wurzel frische Zweige emportrieb; daß aber diese Schößlinge nicht zu einem Baume heranwuchsen, daran seien die täglichen, unabweislichen Pflichten schuld.

Nehmen wir somit den Verfasser, wie er sich demüthig und reuig gibt und werfen wir einen flüchtigen Blick auf seine im Jahre 1839 bei Heitz in Straßburg herausgegebenen Gedichte. Sie theilen sich in mehrere Rubriken:

Die Jugenderinnerungen,
Die Erinnerungen aus Paris,
Aus dem Elsaß,
Aus der Fremde.

In den Liedern, die aus der ersten Jugendzeit des Sängers stammende und wohl nur fragmentarische Ueberbleibsel einer größeren Reihe von Gedichten sind, hört man Anklänge von Göthe und Byron durch; oft schwärmerisch, bisweilen humoristisch; eine leidenschaftliche Hinneigung zu Naturszenen herrscht überall; ein schwankendes, durch religiöse Zweifel gepeinigtes Gemüth gibt seiner Beklemmung unwillkürlichen Ausdruck: unter der Maske „eines Chorknaben" birgt sich der Dichter selbst und wenn er die Nachtseite des Lebens andeutet, so möchte man gerne, hätte er es nicht bisweilen selbst gethan, ihn zurechtweisen und seine Blicke zum blauen klaren Himmel richten.

In den „Erinnerungen aus Paris" finden sich einzelne abgegrenzte, aus dem Leben des Verfassers gegriffene Momente, die auf seinen Standpunkt und seine Verbindungen hinweisen. Dahin reihen wir die halb beschreibende, halb lyrische Ode: „Im Walde von Senars"; die Strophen an einen französischen Dichterfreund: „Auf dem Pont des arts"; die ahnungsvollen Verse: „Im Walde von Villers-Cotterets". — Er hat, wie jeder denkende Mensch, Blicke frei in die Zukunft, und diese Blicke werden ihm unbewußt durch die nachfolgenden Ereignisse oft zur vollen Wahrheit. — Dahin möchte ich die Strophen rechnen, die Ludwig Lavater an eine Jugendfreundin im hohen Norden an den Ufern der Ostsee richtet:

. . . . Wie ruhig fließen Dir die Tage
In Deiner neuen Heimath hin.
Dort heulet nicht mit wilder Klage
Des Pöbels ſturmbewegter Sinn.

Dort ſiedet nicht der Keſſel über,
Worin Verläumdung giftig kocht;
Dort raſet nicht des Aufruhrs Fieber,
Das hier an jede Schläfe pocht.

Wer weiß, eh' wenig Jahre ſchwinden,
Treibt uns vielleicht ein Sturmwind fort.
Knickt unſrer Auen duft'ge Linden
Und unſrer Kindheit Zufluchtsort.

Dann öffne Du mit milden Händen
Vertriebenen ein gaſtlich Thor,
Und zaub're an Europa's Enden
Ein zweites Vaterland uns vor.

So oft er ſeine Jugenderinnerungen wachruft, an Eltern oder Brüder oder Freunde denkt, oder für ſie dichtet, ſo oft er „die ſchöne, liebe Heimathsebene" nach langer Trennung wieder ſieht, ſo oft er an Hingeſchiedene eine elegiſche Klage richtet, iſt er einfach warm und tief ergriffen. Unter ſeinen zahlreichen poetiſchen Reiſeſkizzen ſpringen die Bilder aus Rom wohl am meiſten in die Augen und lokale Eindrücke, wie ſie zum Beiſpiel das finſtere Nachtgemälde des Scirokko widergibt, oder der Beſuch im Vatikan, auf dem Janikulus, in den Umgebungen der Papſtſtadt, ſind augenſcheinlich die idealiſirte Reproduktion perſönlicher Anſchauung und Beobachtung.

Ein Berliner Kritiker hat auf die wenigen Ueberſetzungen, die in dieſem Bändchen ſich vorfinden, aufmerkſam gemacht, und unter andern die Abſchiedsſtrophen von Childeharold an Englands Küſte als ſehr gelungen bezeichnet. So ſchmeichelhaft dieſe Anerkennung dem pſeudonymen Verfaſſer ſein mochte, ſo muß ſie, anderſeits, ihm zum Vorwurf gereichen. Er konnte ſich wiederholt zurufen, daß er ſeine Kräfte nicht gehörig auf einen Punkt geſammelt, daß er in der pietätvollen Nachahmung und Reproducirung größerer fremder romaniſcher und germaniſcher Dichter einen ſchönen Lebenszweck und Wirkungskreis gefunden hätte, wenn er ſich nicht in ſeiner wirren Jugendzeit zu eigenen ausgedehnteren Schöpfungen aufgelegt oder befähigt glaubte. So konnte er ſich, wie der Epheu, an einem mächtigen Baumſtamm hinaufranken. Aber es iſt nun einmal für jeden Sterblichen ſchwer, wenn nicht äußere Umſtände begünſtigend einwirken, ſich im eigenen Buſen zurecht zu finden. Ein franzöſiſcher Kritiker hat ſeiner Zeit, im „National", einige einzelne Gedichte von Ludwig Lavater analyſirt und überſetzt, unter andern die Strophen, die ſich auf die reuige Sünderin Lavallière und die impenitente Buhlerin Pompadour im Schloſſe von Etiole beziehen. Auch das muß ein Pfahl im Fleiſche Ludwig Lavaters geweſen ſein, auch das war ein Aufruf, ſich auf einem breiteren geſchichtlich-poetiſchem Felde zu ergehen. Daß er ſich damals dieſer Aufgabe nicht gewachſen fühlte, ſcheint er unwillkürlich in dem kleinen Gedichte: „Velletri", zwiſchen Rom und Neapel anzudeuten:

Im lieblichen Banditenlande,
Wo ſich die Flur zum Feſte ſchmückt,

Von jedem wald'gen Hügelrande,
Ein Städtchen freundlich niederblickt,
Wo nur antike Formen wallen,
Mit Liederklang in jedem Wort,
Hat uns das Dunkel überfallen,
Und drohet mit Verrath und Mord.

Ich kann es kindlich nimmer glauben,
Daß eine Maiflur Schlangen birgt,
Und daß vorüberfliehende Tauben
Der reiche Geier hungrig würgt.
Sie haben hier die üpp'ge Fülle
Olivengrün und Traubengold,
Und unter leichtgeritzter Hülle
Den Grund, der tausendfältig zollt.

Sie haben moos'ge Römersteine
In jedem Wald, in jedem Feld,
. . . . . .

Dennoch ist's wahr! Beraubte Britten
Verkünden mit verbißner Wuth,
Daß hinter diesen Friedenshütten,
Der Räuber der Montagna ruht.
Und sei es, plündert nur, ich wehre
Nicht einem hier sein karges Glück!
Ich kam als Bettler und ich kehre
Von Rom fast ärmer noch zurück.

Am Palatin liegt unbetrachtet
Porphyr und Marmor und Granit,
Wie man im Norden Kiesel achtet —
Von allem nehm' ich keines mit.

Nicht Mosaik und nicht Kameeen,
Kein Abbild von dem Petersdom,
Kein Zwergmaß, Riesen zu verstehen —
In Roma nur verstehst Du Rom.

Wie arm, wie klein bin ich geworden
Seit ich des Forums Raum betrat,
Und mich mit hergebrachten Worten
Dem alten Heiligthum genaht.
Nicht Ein Gedanke mochte keimen,
Der würdig war an solchem Ort.
In Jovis Tempel wollt' ich träumen,
Es wies ein jeder Stein mich fort . . . .

Und so lasse man denn, ihm gegenüber, Gnade für Recht ergehen. Er ist, wie ich am Eingang bemerkte, als ein Halbabgeschiedener zu betrachten, der sich wohl späterhin unter einer anderen Hülle entpuppte, und seinen Mitbürgern zu beweisen bemühte, daß er, ernsterer Pflichten ohngeachtet, nie im Stillen der deutschen Muse ganz den Abschied gab.

XII. Rückblick.

Durchaus nicht erschöpfend ist die Umschau, die wir uns auf dem Gebiete der alsatischen Dichterleistungen während dem laufenden Jahrhundert erlaubten. Da sich die Dichter fast alle ausschließlich auf dem lyrischen Felde — nach dem Ausdrucke eines derselben, „des Liedes

Schwerter wetzten", so wäre die Erwähnung jedes einzelnen Kämpfers etwas einförmig ausgefallen und hätte einem Bücherkatalog geähnelt. Der Familiencharakter dieser Sängerschaar trat, wir wagen es zu hoffen, dabei klar zu Tage. Berechtigte Vorliebe für ihr enges alsatisches Vaterland bildet den Grundzug ihres Wesens; hie und da ein flüchtiger halb verstohlener Blick über den Rhein zu den stammverwandten Genossen auf dem Parnaß; hin und wieder auch ein gallisch-patriotischer, von den Vogesen herübergeholter Anhauch — wir erinnern nur an Lamey — aber im Ganzen ein willenloses Sichversenken in die Heimathsflur, in den Heimathswald; die epische Verwerthung lokaler elsässischer Sagen, dieß ist, irren wir nicht, das unwandelbare Thema der meisten.

Wendet sich nun der Blick in die Zukunft, was entdecken wir wohl am Horizonte? Werden mit den neuen Verhältnissen neue Gefühle und Gedanken erstehen? oder sehnsüchtiges Verlangen nach dem politischen entrissenen Frankenland die Gemüther bewegen, zu elegischem Hinbrüten, oder tyrtäischem Mahnrufe den und den Dichter begeistern? Das Letztere in französischer Sprache vielleicht, in deutschen Versen schwerlich; es müßte denn der Geist des Widerspruchs im deutschredenden Dichter eine Stätte aufschlagen. Daß aber die ungeheuere Umwälzung, die sich nun seit sieben oder acht Monaten*) unter unsern Augen vollzieht, hier zu Lande, über kurz oder lang, auf Denker und Dichter rückwirken wird, das steht unstreitig zu erwarten. Seien es Landeskinder oder Eingewanderte aus anderen Gauen

*) Geschrieben in den ersten Monaten des Jahres 1871.

Deutschlands, es wird in der elsässischen Lyrik ein zeitgemäßer Umschlag sich Bahn brechen, das junge Geschlecht wird andere Pfade im Dichterwald einschlagen, als seine Vorgänger, auf andere Höhenpunkte losziehen; die malerischen Linien der Gebirgszüge im weiten Rheinthale werden sich anders spiegeln in den Augen der künftigen Generation; aus den Tannenwäldern werden andere Waldesstimmen rauschen, der Gießbach wird in seinem Gemurmel eine neue Sprache führen; ahnen kann der Geist diese „Musik der Zukunft", solche zu bestimmen, wagt er nicht.

Auf dem Gebiete des Romans und der dramatischen Poesie werden sich neue Kräfte versuchen, oder ältere verjüngen. Die Geschichte des Elsasses bietet der Anhaltspunkte viele; und wie im Prologe zu Faust der Schauspieldirektor sich ausspricht:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Denn wo ihr's packt, da ist's interessant . . .

Dürfen wir hier ausrufen: „Greift nur hinein in Alsa's Prachtannalen"; von den ältesten Zeiten bis auf das heutige Geschlecht werden sich dem taktvollen Forscher zahlreiche Glanzpunkte und noch viel mehr verborgene Erzadern aufschließen. Einzelne Versuche liegen übrigens schon vor. Der frühzeitige Tod Georg Kastners war ein Hemmschuh für die musikalische Komposition und Inszenirung des historischen Singspiels: „Kaiser Sigismund in Straßburg". Hätte der „Münsterbau" des Verfassers des Sigismund, in Musik gesetzt von Viktor Elbel, an irgend einem deutschen Theater Aufnahme gefunden, so wäre wohl der dramatische Charakter dieses weitangelegten Oratoriums in helleres Licht

getreten, als bei der Aufführung durch eine ergebene aber unzureichende Gesellschaft lobenswerther Dilettanten. Straßburg erhalte nur ein stehendes deutsches Theater *) und intelligente, rührige deutsche Verleger, so werden in allen Fächern der Literatur, der schaffenden und der sammelnden, sich einheimische und adoptive Kräfte bethätigen. Und wie bis jetzt elsässische Gelehrte die Produkte der deutschen Wissenschaft nach Frankreich übertrugen, so werden künftighin, über einseitigen Nationalhaß sich erhebend, jeder exclusiven Richtung sich entgegenstemmend, jüngere und ältere Genossen die Schätze der höheren französischen Literatur auf dem deutschen Büchermarkt verwehrten.

*) Diesem vor zwei Jahren ausgesprochenen Wunsche wird jetzt Genüge geleistet.

Moderne französische Dichter im Elsaß.

Wir haben den Lesern dieser Blätter eine nicht ganz unerhebliche Reihe von deutschen elsässischen Dichtern vorgeführt; es sei uns vergönnt, dasselbe Experiment auf dem Felde der französischen Dichter anzustellen. Elsaß hat, besonders seit der Revolution von 89 an Frankreich ein zahlreiches Kontingent von ausgezeichneten Kriegern und Männern der Wissenschaft geliefert; fand nun wohl dasselbe Verhältniß statt auf dem Felde der Literatur? Ist dieses Verschmelzen, oder dieses Nebeneinanderleben zweier Nationalitäten im Gebiete des mittleren Rheinthales der deutschen Fraktion zum Heile gediehen, und hat im französischen Gewande der deutsche, ursprüngliche Geist schon seine Schöpfungskraft glänzend bewährt, oder, noch im Durchgange begriffen, bewegte er sich peinlich in der Zwangsjacke eines ihm fremden Idioms?

Eine kategorische Antwort darauf zu geben, wäre schwer, wäre unmöglich, gerade weil Elsaß mit seinen Bewohnern sich noch in transitorischem Zustande befand. Und dann, wie begränzen wir wohl das Feld? Wohin verlegen wir dessen Marksteine? Wie haben wir chronologisch und ethnographisch zu verfahren? Dürfen wir Elsässische Schriftsteller aufzählen, die, in Paris lebend,

ganz im Pariser Leben aufgegangen? Haben wir französische Literaten auszuschließen, die im Elsasse lebend, willig oder unwillig, wissend oder unbewußt, etwas mehr oder weniger vom deutschen Geiste aufnahmen, und dankbar oder undankbar, nachahmend, oder korigirend, und plündernd als Ephemeren auftauchten und verschwanden? — Schreiber dieser Zeilen nimmt sich vor, blos die ausgezeichnetern Schriftsteller zu besprechen, die sich durch irgend ein sichtbares Band mit dem Elsaß verbrüderten. Chronologisch glaubt er diese Mittheilung auf den Zeitraum beschränken zu dürfen, der etwa mit der Restauration anfängt und sich bis heutzutage herab zieht. Warum wir nicht weiter hinaufgreifen, hat überdies seine gute Ursache. Im letzten Jahrhundert gab es ebensowenig französische Dichter im Elsasse, als Männer im Monde. Andrieux, der geistreiche Verfasser einiger Lustspiele und Erzählungen in Versen, ist zwar in Straßburg geboren (6. Mai 1759), doch gehörte er Paris an, ganz und gar; von deutschem Wesen blieb ihm aus der Kinderzeit auch nicht ein Atom; er konnte, noch vor fünfzig Jahren, in seinen vielbesuchten Vorlesungen im Collège de France, vor einem gebildeten Publikum den großen Göthe wie einen gemeinen Scribenten bespötteln. Doch diese Sünde gegen den heiligen Geist berechtigt mich keineswegs an seinen sprudelnden, gallischen Witzen etwas abzumarkten. Der Panegyrist der Berlinischen Justiz im „Müller von Sans-souci", hat einen ganz besonderen Werth; aber Andrieux war nun einmal Stockfranzose, unfähig einzugehn in das Wesen einer ihm fremden antipathischen Nationalität, und Geister von seinem Schlage waren ganz dazu geeignet, ihre Zuhörer

in der Selbstvergötterung einzulullen, die unter unsern Augen so herrliche Früchte trug.

Im Anfang der zwanziger Jahre kam aus der Seine-Hauptstadt nach Kolmar ein junger Pariser Professor mit offenem Aug' und Gemüth; er war im College als Lehrer der Rhetorik angestellt, und machte sich bald bei seinen Schülern und ihren Eltern in der kleinen lebensfrohen Stadt im höchsten Grade beliebt. Land und Leute wirkten magnetisch auf ihn. Ozaneaux — so hieß er — kam der Zuneigung auf halbem Wege entgegen. Unter seinen jüngern Busenfreunden befand sich der später als protestantischer Kanzelredner in Paris hochgefeierte Eduard Verny; dieser geniale Jüngling führte den transvogesischen Lehrer in die Dichtung Klopstocks und Schillers ein. Die neue Welt begeisterte den gallischen Fremdling; Schillers Jungfrau von Orleans erregte in ihm den Gedanken, die lothringische Heldin durch ein Epos zu verherrlichen. Ozaneaux führte seinen Vorsatz durch; er dichtete langsam, und mehrmals an seinem ursprünglichen Plane abändernd, seine „Mission der Jeanne d'Arc" in zwölf Gesängen. Patriotisch-lyrische und descriptive Stellen sind vielfach in dem Gedichte nachzuweisen, es ist von einem ernsten Geiste durchdrungen. Von der supra-naturalistischen Inspiration der Johanna war der Dichter, wie später die Historiker Henri Martin und Michelet überzeugt; und doch war seinem ausgezeichneten Werke kein allgemeiner Succeß beschieden: es fehlte ihm die überwältigende, schöpferische Gestaltung, das rege dramatische Interesse. Wie mehreren Dichtern seiner Epoche ging ihm die eigentliche Einsicht in die poetischen Zeitbedürfnisse ab; Ozaneaux scheiterte an einem unmög-

lichen Unternehmen; er schöpfte Wasser in das lecke Faß der Danaïden. Tausendmal Schade um das schöne Talent, das an der verfehlten Form zu Grunde ging.

Als dramatischer Dichter errang Ozaneaux im Frühjahr 1828, durch seine „Belagerung von Missolunghi" einen nachhaltigen Erfolg im Odeontheater, und überlieferte später dem Drucke eine Reihe von Tragödien, die aber nicht zur Ausführung kamen. In allen*) erkennt man novatorische Tendenzen, in allen den Hauch eines frischen Lebens und die Eingebungen einer menschenfreundlichen Seele. Mir ist es lange ein Räthsel geblieben, warum Ozaneaux nicht zum völligen Durchbruch kam; ich konnte mir's nur durch das Schwanken zwischen zwei Systemen erklären. Er hatte, dem klassischen Geschmacke der Altfranzosen zuwider, den neuen Göttern viel zu viel Zugeständnisse gemacht; der neuen Dichterschule dagegen, die sich mit Kolbenschlägen hinter Alexander Dumas und Victor Hugo Bahn brach, that er des Guten zu wenig. — Als Mitarbeiter des Theaterdirectors Sauvage verfertigte er mehrere Melodramen und Schauspiele; und hier auf dem uneigennützigen Boden der Anonymität, vor einem durch keine akademische Koterie bestochenen Publikum, an den Theatern der Boulevards hatte der Sänger der Jeanne d'Arc erfolgreiche Abende. — Newgate, aus den Memoiren eines entlassenen Galeerensträflings geschöpft, führte mit tiefer philosophischer Tendenz, ganz in Shakespearischem Geist, halb burleske und tragische Szenen vor und deckte schonungslos die schauderhaften Mängel unserer damaligen Strafsysteme

*) Le nègre — Lapeyrouse — Tamerlan etc.

auf. Ozaneaux war academischer Lehrer, und durfte, wenn auch ungenannt, nicht auf dieser Bahn fortwandeln; sie hätte ihn mit seinen Oberbehörden in Konflict gebracht. — Als lyrischer Dichter auf dem Boden seiner Jugenderinnerungen an Elsaß und die Schweiz ist er fesselnd; er hat sich das wehmüthig-schwärmerische des deutschen Gemüthes angeeignet, und in schmelzenden Accorden wiedergegeben. Die Poesie der Kirchhöfe und der sehnsüchtigen, reinen Liebe beseelt manche seiner kleinen Lieder.

In den dreißiger Jahren bildete sich — auch im pittoresken Oberelsaß — ein dem Stande der Fabrikherren angehöriger Mann zum eleganten französischen Versifikator, indem er sich mit kindlicher Pietät an Pfeffels Muse dahingab, und den ächt moralischen deutschen Volksdichter auf den gallischen Parmaß zu verpflanzen unternahm. Zur Lebensaufgabe war es für Herrn Paul Lehr geworden, die philosophischen und politischen Apologen des blinden Dichters, mit gewissenhafter Treue und doch in leichter, anmuthiger Form dem französischen Publikum mundgerecht zu machen. Mit unermüdlicher Ausdauer und einer Feile, die nicht vor dem zehnfachen Anlegen an die widerstrebende, deutsche Materie zurückscheute, brachte es Paul Lehr in der That dahin, daß eine schöne Auswahl der poetischen Versuche Pfeffels in französischer Sprache zu Stande kam, und sich wie Originalgedichte dem Leser empfahl. Die Arbeit war ausführbar, weil dem Sänger des „Prinz Eugen" und des „Storchs zu Delft" die allerhöchste dichterische Begeisterung und der metaphorische Schwung abging. Indem ich diese Bemerkung hinwerfe, nehme ich von

dem Werthe der Ueberſetzung und des Originaltextes keinen Deut weg; ich gehe erklärend zu Werke. Paul Lehr hat den greiſen Dichter noch in ſeinen letzten Lebensjahren in ſeiner Häuslichkeit geſehen, und war ihm als Schüler nahegeſtanden; er wollte dem Andenken des geliebten Altvaters ein Denkmal ſetzen, und unſtreitig erreichte er ſeine Abſicht.

Nun dürfte mich der Leſer fragen: Hat ſich Pfeffels getreuer alterego an keinen anderen Repräſentanten der deutſchen Dichtung gewagt und iſt er unwiderruflich im Bezirke der Pfeffel'ſchen Fabel und poetiſchen Epiſtel geblieben? — Nicht immer — ſo hat er z. B. die Geiſterſcenen von Bürgers Lenore meiſterhaft reproduzirt; in eigner Kompoſition hat er die Najade Niederbronns gefeiert und bei Sängerfeſten, oder wenn es galt, einheimiſche Größen zu verherrlichen, hat er elſäſſiſche Kantaten mit lyriſchem Schwunge gedichtet; er hat in Freundeskreiſen, bei frohem und trübem Anlaß, ſeine Verſe wie Blumen hingeſtreut, und ſich begnügen laſſen mit ſpärlichem Lobe in unſerer proſaiſchen Zwittergeſellſchaft.

Ungefähr zur ſelben Zeit, aber noch in froher Jugend prangend, hielt ſich ebenfalls im Oberelſaß ein Sänger auf, der ſich vorerſt ganz an franzöſiſchen Muſtern herangebildet. Unter ſeinen Freunden und bald in weitern Zirkeln erlangte Herr Theodor Braun den Ruf eines liebenswürdigen geſellſchaftlichen Liederdichters; er war aus der Schule Berangers und Deſaugiers hervorgegangen. Aber auch ihn erfaßte bei vorrückenden Jahren und bei näherem Eingehen in die deutſche Dichtung der Gedanke, zum vermittelnden Dollmetſcher zwiſchen den zwei Literaturen zu werden. Herr Theodor Braun be-

gann im Jahre 1848 mit der Herausgabe einer Ueberſetzung des Schiller'ſchen Don Carlos, in Alexandrinern. Dieſe dramatiſche Reproduction legte ein ſprechendes Zeugniß ab von dem Talente des Verfaſſers; ein fließender, leichter Styl, ein den Zwang des Verſes überwältigendes Anſchmiegen an den Inhalt des Originaltextes, machten ſich vorerſt bemerkbar. Allein der Uebelſtand des zwölffilbigen monotonen Alexandriners, dem deutſchen fünffüßigen, leichtgeſchürzten Jambus gegenüber, hatte ſchon eine unvermeidliche Dehnung des Textes zur Folge; die Zahl der deutſchen Verſe wurde ebenfalls nicht unbedeutend überſchritten; ſomit erſchien die dramatiſche Handlung gelähmt. Und was dem Ueberſetzer beſonders hart zuſetzte, das war die Unmöglichkeit, in der franzöſiſchen, ſpröden, hyperdelicaten Sprache den Metaphern-Reichthum und die Gedankenfülle der Sprache des deutſchen Dichters neu zu ſchaffen. Allein, all dieſer unvermeidlichen Mängel unbeſchadet, ward dem Ueberſetzer ein verdientes Lob zu Theil und ermuthigte ihn, auf derſelben Bahn fortzuſchreiten. — So erſchienen nach und nach die Ueberſetzungen — wohlverſtändlich immer in Verſen — der Jungfrau von Orleans, der Maria Stuart, des Wilhelm Tell, der Wallenſteiniſchen Trilogie und der Braut von Meſſina. Zum erſtenmale ward in rythmiſchem Gewande das ganze dramatiſche Vermächtniß Schillers, mit Ausnahme der in Proſa geſchriebenen Stücke vor das franzöſiſche Publikum gebracht, und je länger und je mehr der Verfaſſer in ſeiner Arbeit voranſchritt, machte ſich, beinahe bis ans Ende, die progreſſive Leichtigkeit bemerkbar, womit er den ſchwierigen Stoff bewältigte. Wenn dem Schreiber dieſer Zeilen ein Urtheil

über die einzelnen überſetzten Tragödien zuſteht, ſo iſt er geneigt, der Jungfrau von Orleans die Palme zu ertheilen; ſei es, daß die franzöſiſch-patriotiſche Vorlage auch dem Ueberſetzer die Schwingen zu hohem Fluge verlieh, ſei es, daß er ſchon geübt, aber noch nicht ermattet, mit voller männlicher Kraft ſich ſeiner Aufgabe entledigte. — In der „Braut von Meſſina", der zuletzt erſchienenen Ueberſetzung, iſt etwas Ermüdung zu bemerken; die Chöre mit ihrem lyriſchen Schwung, ihrer meiſterhaften, glänzenden poetiſchen Sprache, erleiden unter franzöſiſchem Mantel eine ſichtbare Abſchwächung. Der Ueberſetzer ſieht ſich zu mehrfacher Umſchreibung genöthigt und wirft ſomit einen Schleier über die Farbenfülle des Originaltextes.

Herr Theodor Braun hat in ſeinen Muſeſtunden beinahe zwanzig Jahre an ſein kühnes Unternehmen gewendet; ihm blieb das Verdienſt, nach Hrn. v. Barante und Reiniers proſaiſchen Ueberſetzungen*) der einzige Franzoſe zu ſein, der ſich an die Totalität der verſifizirten Tragödien Schillers wagte, und ehrenvoll aus dem Kampfe mit dem unerreichbaren Urbild hervorging.

Unter der Juliregierung begann hier in Straßburg eine literariſche Bewegung, die wir nicht unerörtert laſſen, obgleich ihre Urheber, jüngere Profeſſoren des Lyceums und der Academie, ihrem Urſprunge nach dem Elſaſſe nicht angehörten. Durch die Lektüre des Leben Sophokles von Leſſing angeregt, fühlte ſich Guſtard berufen, die ſieben Tragödien und ſämmtliche Fragmente

*) Der letztere hat ſämmtliche Werke Schillers, Herr von Barante nur die dramatiſchen wiedergegeben.

des griechischen Dichters in französischen Versen mit möglichster Kürze und Treue wiederzugeben. Die übertragenen Trauerspiele lassen ganz den Eindruck von Originalstücken in dem Geiste des Lesers zurück. Ihre Veröffentlichung fällt in die dilettirende elektische Epoche, während welcher in Berlin und Paris die Aufführung griechischer Tragödien beinahe zur Modesache geworden. Für Guïard, den einfachen, aber nichtsdestoweniger ehrgeizigen Provinzialdichter war es eine tiefe Bekümmerniß, zu diesem Behufe andere Uebersetzer bevorzugt zu sehen. Die Lorbeern von Octave Lacroix verbitterten sein Leben; er starb jung, unbefriedigt, unbelohnt, und doch legt seine Uebersetzung, besonders der Sophokleischen Chöre, ein Zeugniß ab von der lyrischen und stylistischen Begabung des Translators.

In Straßburg begann Génin, ebenfalls durch locale Freunde in die Schätze der poetischen und kritischen Literatur eingeführt, seine ersten polemischen Angriffe gegen mehr als einen Pariser Tagesgötzen, vor allem gegen den halbwahnsinnigen Victor Hugo und seinen „Rhein". Von hier aus erließ St. René Taillandier seine ersten Manifeste in der Revue des Deux-Mondes über die Verhältnisse und die Producte der modernen deutschen Dichtung. Weder der eine, noch der andere verleugnete den Einfluß der geistigen Atmosphäre der Straßburger Academie, und des nahen gedankenschweren Deutschlands.

Nicht immer mit gleicher Aufrichtigkeit verfuhren andere ihrer academischen Genossen. So lebte hier, fast zu gleicher Zeit mit Génin, der ebenfalls an der faculté des lettres angestellte Colin, der Uebersetzer und Kom-

mentator Pindars. Er benutzte reichlich zu seinem gediegenen Werke die deutschen Helleniſten, doch erwähnt derſelben keineswegs. — Ein für mich unerklärliches Verfahren! Es hätte dem franzöſiſchen Bearbeiter kein Jota hinweggenommen von der Ausführung ſeiner preisgekrönten Monographie und ihn, wie er es im bürgerlichen Leben war, auch auf literariſchem Boden als gewiſſenhaften Mann bethätigt. — Die poetiſchen Aufſätze, die Colin wenig Jahre vor ſeinem a. 1865 erfolgten Tode der literariſchen Geſellſchaft von Straßburg mittheilte, tragen das Gepräge eines mit dem Naturgenuſſe und den Leiden des Herzens vertrauten Charakters. Dahin ſind zu rechnen: „Der Forellenfang im Schwarzwald“, „ein Beſuch auf der Petersinſel im Bielerſee“, und die elegiſche Biographie eines fünfzehnjährigen, frühreifen und im Vorfrühling verſtorbenen Mädchens.“ Strenge Kritiker werfen Colin die Inkorrektheit ſeiner Verſe vor; in dieſer Hinſicht ſind die Wächter des franzöſiſchen Parnaſſes unerbittlich.

Ein Muſter franzöſiſcher Korrektheit iſt dagegen Herr Delcaſſo, aus dem mittäglichen Frankreich gebürtig, aber während mehr denn vierzig Jahren zu Straßburg als Profeſſor des Lyceums und der Faculté des lettres, und zuletzt als Rektor der Academie fortgeſetzt thätig. — Es iſt eine durchaus klaſſiſch gebildete Natur, die ſich dem Anhauch des deutſchen Nachbarlandes zwar nicht ganz entziehen konnte, und beſonders als Philolog die Errungenſchaften der transrhenaniſchen Gelehrten gelegentlich nicht verſchmähte; aber für die Verbreitung, für die alleinige Herrſchaft der galliſchen Sprache kämpfte er zeitlebens, gleichſam pro aris et focis. Er hatte die

instinktive Ahnung, daß hinter dem literarischen Bestreben vielleicht ein politischer Feind lauern dürfte, und suchte, besonders während seinen Rectoratsjahren, das Deutsche nach und nach in den Volksschulen auf dem Lande einzuschränken. Nach meiner Ansicht ein fatales Bestreben! — Das Elsaß wäre keineswegs deßhalb deutsch geworden, wenn es sich, statt zu degermanisiren, immermehr mit dem Nahrungsstoff der deutschen Wissenschaft und Sprache durchdrungen hätte. Das Elsaß ist deutsch geworden, weil in den Sternen geschrieben stand, daß fränkischer Größenwahnsinn zu diesem Extrem per fas et nefas treiben würde; und nun rettet und verwerthet Elsaß — nach dem ungeheuren Schiffbruch einer Uebergangsperiode — was ihm noch von der Erbschaft der germanischen Urväter, und von dem mühsam unter französischer Herrschaft Errungenen übrig bleibt.

Ich komme auf Delcasso zurück. Als Dichter bewährte er sich besonders in den poetischen Episteln, die er an locale Notabilitäten richtete und worin er meist in anziehender Gestaltung die Aufmerksamkeit zu fesseln wußte, indem er die Sprache Boileau's an moderne Bedürfnisse anpaßte und mit modernem Style zusammenschweißte. Weniger gelungen schienen mir seine lyrisch-epischen Versuche. In diese Kategorie verweise ich unbedingt eine pretentiöse Verherrlichung der heiligen Ottilie; der skeptische Versifex steht überall hinter dem vorgeblich gläubigen Verehrer. Ich sollte eigentlich diese längst verschollenen Experimente nicht erwähnen, da in neuerer Zeit Delcasso unstreitige Fortschritte gemacht und unter anderen den Curculio oder Parasiten des Plautus, in französischer freier Nachahmung meisterhaft erneute, indem er das

Stück in eine Art von komischer Oper umwandelte. Das Geistreiche dieses Versuches, die künstlerische Versifikation lassen nichts zu wünschen übrig; die Arbeit Delcasso's würde als allgemein mustergültig angesehen, hätte die Hauptstadt jemals Augen gehabt für die Producte der verachteten Provinzialgesellschaften. Auch an die blühende Restaurationszeit, als die erste Normalschule unter Victor Cousin's Leitung stand und Delcasso unter dessen befähigte Schüler zählte, knüpft eine poetische Erinnerung des Straßburger Professors liebevoll an. Die Germanophobie des Dichters soll uns keine Binde vorhalten gegen seine reellen Vorzüge als academischer Lehrer und Dichter.

In neuerer Zeit siedelte ebenfalls ein französisch dichtender Professor von Kolmar nach Straßburg. Sainte-Beuve hat in seinen „Montagsplaudereien" die Verdienste von Antoine Campaux, dem Biographen von Villon, so anerkennend hervorgehoben, daß gegenwärtige Besprechung fast überflüssig scheinen dürfte. Doch hat gerade in diesem letzten Decennium die poetische Entwicklung von Campaux wiederholte Proben ihrer Lebensfähigkeit abgelegt. In einem Bändchen von lyrischen Gedichten (das Vermächtniß von Mark Antonio) geißelt der Dichter die unzüchtige, gesetzlose Modepoesie und stellt sie in gelungenen, individualisirten Portraits an den Pranger. Nur hat dies Gebahren oft etwas räthselhaftes für den Leser, der nicht ganz in das Treiben der literarischen Pariser Zigeunerbande (Boheme) eingeweiht ist. Die poetische Sprache von Campaux ist sehr gediegen; wie denn überhaupt die neuere Schule in Frankreich und in Deutschland, was die Form betrifft, untadelhaft dasteht

und zu wahrer Vortrefflichkeit gediehen ist. Ob gerade dieser materielle Fortschritt, diese Durchbildung der Versifikation, nicht dem Gedanken und der Erfindung Eintrag thut, das ist eine andere Frage. — Campaux ist nicht nur Satyriker; er ist ein tieffühlender und blendend malender Naturfreund. Mit der Scenerie der alsatischen und lotharingischen Vogesen ist er in jeder Jahreszeit vertraut und führt uns vor anmuthige, durch Staffage belebten Landschaftsgemälde. Für die einfachen Freuden und ernsten Pflichten des Schullehrers hat er ganz eigene analytische und doch mit Farben getränkte Schilderungen; er erinnert wohl an die englischen Lakisten, aber es ruht doch über dem Ganzen ein ächt gallischer Hauch. — Die Schilderung abnormer, einsiedlerischer Charaktere gelingt ihm vorzüglich; er vertieft sich nicht ungern in die Seelenleiden Anderer und hat wohl selber eine herbe Schule des Lebens durchgemacht. In seinem Talent sehe ich keine Spuren des nahen intellectuellen Deutschlands, aber die Luft der deutschen Berge hat ihn durchdrungen und gesättiget. —

Unter den jüngern, rein elsässischen Versifikatoren tritt uns Paul Ristelhüber entgegen. Sein Name spricht seine deutsche Abkunft aus; doch hat er nicht eine Silbe deutsch geschrieben, oder einen Gedanken deutsch aufgefaßt, obgleich er Göthes Faust und Schillers Maria Stuart auf seine Art, nicht ohne Geschick, in französische Verse für das Theater umformte. Ich will diese Versuche nicht als mißlungen hinstellen, sie müßten vor Allem die Feuerprobe der öffentlichen Aufführung bestehen; dann erst wäre der Kritik erlaubt,

sich darüber auszusprechen. Als Pierre Lebrun gerade vor einem halben Jahrhundert die Maria Stuart für das Theater zustutzte, und mit Talmas Hülfe einen zuerst bestrittenen, dann enthusiastischen Succeß errang, brachte der französische Dichter zu seinem Werke schon eine erprobte Bühnenkenntniß und eine ausgezeichnete academisch-stylistische Begabung mit. — Herr Ristelhüber müßte wie gesagt seine Bearbeitung, die bisweilen willkürlich mit der Originaldichtung verfährt, auf die Scene bringen. Seine formelle Befähigung ist bedeutend: er besitzt die Factur, die poetische Sprache, wie sie durch Victor Hugo's Schule befördert worden, und legte davon Proben ab in einem Bändchen fantasiereicher, kapriziöser Gedichte, die er unter dem Titel „Rythmen und Rund-Reime" ausgab (1864). Alfred Musset hat ihm wohl bisweilen als Muster vorgeschwebt; die individuelle Laune, das Capricio läßt sich aber nicht nachahmen, nicht in seinem Schmetterlingsfluge haschen. Herr Paul Ristelhüber ist noch in jugendlicher Entwicklung begriffen; er ist auch ein Arbeiter auf historisch-alsatischem Gebiet *). Sein zwiefaches Bestreben berechtigt also noch zu fernerer Erwartung.

Ich war unentschlossen, ob ich Herrn Louis Ratisbonne unter die Elsässischen Dichter reihen dürfte. Er ist durch Geburt und verwandtschaftliche Bande an unsere Heimath gekettet; aber seine Erziehung und Entwicklung gehört fast ausschließlich in die französische

*) Er ist der neue Herausgeber von Baquol's alsatischem geographisch-statistischem Wörterbuch.

Hauptstadt. Gleichviel! Ich glaube nicht, daß er seine Abkunft ganz verleugnet, und es übel aufnehmen wird, wenn in dieser Aufzählung alsatisch-französischer Dichter und Schriftsteller sein Name vorkömmt. — Der Neffe des Pater Ratisbonne und des berühmten Konvertiten Alphons Ratisbonne, der gewissenhafte talentvolle Uebersetzer der „göttlichen Komödie", der Beschützer manches aufstrebenden elsässischen Literaten, muß wohl unter den heimischen Illustrationen aufgestellt werden, auch wenn ihm wenig daran gelegen!

Herr Louis Ratisbonne steht noch in den besten Mannesjahren. Seine ersten poetischen Versuche reichen um achtzehn Jahre aufwärts. Die poetische Bearbeitung Dante's, in sechs Bänden, ist schritt- und terzinenweise mit allem Bedacht vorangeführt worden, und hat ihrem Verfasser zweimal die höchste academische Belobung und Belohnung eingetragen. Daß er nicht in den Reihen der vierzig Unsterblichen sitzt, das ist dem Schreiber dieser Zeilen ein fast unbegreiflicher Umstand, zumal wenn er die in letzter Zeit stattgefundenen Wahlen einiger wahrhaft mittelmäßiger Talente in Betracht ziehet. Als Herr Alfred de Vigny seinen jüngern Freund testamentarisch zum Herausgeber seines literarischen Nachlasses bezeichnete, schien dies ebenfalls der Fingerzeig eines Sterbenden, der maßgebend und bestimmend für die französische Academie sein sollte. Der letzte Wille des Verfassers von Chatterton blieb unbeachtet; und doch hatte Louis Ratisbonne eine ganze Reihe von poetischen und prosaischen Schriften als Rechtstitel aufzuweisen, und in all' seinen lyrischen Ergüssen bewährt sich ein ächtes Talent in ausgezeich-

neter Form und krystallreiner Begeisterung. Was ihm vielleicht geschadet, ist sein verschwenderisches Auftreten in Tagesblättern, er hat seine Begabung nicht immer gehörig zusammengehalten. Doch möchte ich deshalb nicht allzustrenge sein, denn in der französischen Academie sitzt mehr denn einer, dem diese tägliche politische oder literarische Improvisation auch zur zweiten Natur geworden. Vielleicht fand man in seiner poetischen Totalität nicht das Mark und die Kraft eines durchaus männlichen Dichters. Seine „Komödie für Kinder" oder „Kindliche Komödien" *), das heißt seine in Aktion gesetzten väterlichen Unterhaltungen im Kreise seiner kleinen Familie, diese naivseinsollenden Apologe haben in Paris ein sehr günstiges Publikum getroffen; mir konnten sie dagegen nie ganz munden. Ich vermißte darin das franke, freie, das naturgemäße Sichgehenlassen, welches dem Dichter für die Kinderwelt ziemt. Es liegt für mich etwas gezwungenes, manierirtes in dieser allzugeistreichen Inscenirung. Die vorlauten, frühreifen, altklugen Pariserkinder — les enfants terribles — scheinen vor mir wie geschniegelte Drahtpuppen einher zu hüpfen; sie sprechen nicht zu meinem Gemüthe; mithin kann ich selbigen nicht von Herzen gut sein, und die vom Dichter gepredigte Moral läßt mich kalt. — „Du hast nun einmal die Antipathie" dürfte mir ein Freund des Dichters zurufen, und ich wäre geschlagen; denn die Beobachtungs- und Erfindungsgabe in diesen lakonischen, epigrammatisch zuge-

*) La Comédie enfantine.

ſpitzten Apologen iſt unläugbar. Es iſt etwas von Leſſingiſchem Verfahren dahinter; nur ſchrieb Leſſing ſeine Fabeln nicht für Unmündige.

Herr Louis Ratisbonne hat ſich vor zwölf Jahren mit einer einactigen Tragödie auf das Theâtre français gewagt. — Sein „Hero und Leander" wurde beifällig aufgenommen; und doch hat ſeitdem der Verfaſſer nicht mit einem zweiten Stücke den Verſuch wiederholt. „Hero und Leander" iſt mit vieler Kunſt angelegt. Das kleine Drama iſt aus einem wie es ſchien, unmöglichen, jedenfalls ſpröden Stoff herausgemeißelt. Die Prieſterin der Venus erwartet am ſturmgepeitſchten Meeresufer ihren Geliebten; eine Sklavin, Amilla, (die unvermeidliche Confidente der franzöſiſchen Tragödie) ihr zur Seite. — Von ferne kämpft Leander mit den Wellen; er ſinkt, er verſchwindet. . . . Da richtet die verzweifelnde Hero ihr Gebet nicht an die Venus; ſie fleht zu Neptun, dem Meergott; ſie ſchwört bei dem Styx, ihrem Geliebten, ihrer Liebe zu entſagen, wenn der Arme aus dieſer Todesgefahr ſich rettet. Kaum iſt das Gebet und das Gelübde ausgeſprochen, da iſt auch der Sturm beſänftigt.

Und das Meer lag ſtill und eben
Einem reinen Spiegel gleich;
Keines Windes leiſes Weben
Regte das kryſtallne Reich.

Leander ſtürzt auf die Scene; Amylla entfernt ſich, aber warnt die Prieſterin ihr Gelübde nicht zu vergeſſen. — Die Zuſammenkunft der Liebenden iſt mit vieler Delicateſſe behandelt, das pſychologiſche Motiv der Lage fein entwickelt. Leander findet ſeine Geliebte verlegen,

beinahe kalt, ängstlich ausweichend; er kann sich diese Stimmung nicht erklären, er wird zudringlich, heftig; dann wieder in Zärtlichkeit sich auflösend; die arme Priesterin ist erweicht, erschüttert, auf dem Punkte, ihn zu erhören ... da erscheint Amylla warnend, drohend. Hero verläßt die Scene. .. Amylla soll dem Unglücklichen das fürchterliche Gelübde offenbaren.

Die Unterredung zwischen der Sklavin und dem unseligen Jüngling ist ergreifend. Er versagt der Erklärung jeden Glauben. Eine Untreue, eine räthselhafte Wandlung in den Gefühlen der Hero ist für ihn die einzig annehmbare Ursache dieses Zurückstoßens. — „Der erste Schwur galt der Venus, ruft er aus; dieser Schwur war bindend für die Geliebte, nicht der gottlose, dem Styx zugesagte. Er verwünscht sich und sein Leben, er will nichts mehr hören; er stürzt sich in das Meer, nicht nur ahnungsvoll, nein, mit der Ueberzeugung, er werde diesmal untergehn. Die Schlußscene zwischen Hero und Amylla ist vielleicht etwas gedehnt, aber doch tragisch in hohem Grade. Hero, da sie den Geliebten nicht mehr am Meeresufer findet, bricht ihrerseits in den Schmerzensschrei der Verzweiflung aus; sie klagt mit heftigen Worten ihre Sclavin der Verstellung an: „Du liebtest ihn, Du wolltest zwischen uns eine Trennung!“ — Leser und Zuschauer sehen leider das unvermeidliche Ende voraus. Die Wellen

Schwemmen ruhig spielend
Einen Leichnam an den Strand ....

Hero stürzt sich mit fliegendem Gewande in die See. Hat nun der dramatische Dichter jeden Anstoß ver-

mieden? jede Schwierigkeit, die in dieſem Sujet lag, umgangen? Ich möchte dies nicht unbedingt bejahen. Schillers Hero und Leander wird in ewiger Jugendfriſche leben; wer könnte dem franzöſiſchen Dichter für ſein Trauerſpiel dasſelbe Unſterblichkeitsdiplom verſprechen? — Nur pflichtgetreue Kritiker werden in gar nicht ferner Zeit den Hero und Leander von Herrn Louis Ratisbonne leſen. Und doch liegt in dieſer feinen Skizze ein ungemeines ſtyliſtiſches Talent; die Verſe ſind einſchmeichelnd; der Dichter iſt bald energiſch, bald graziös; mehrere gut vorbereitete und kunſtreich durchgeführte pſychologiſche Momente bringen Leben und Handlung in das Ganze. Aber . . . aber . . . ſchon die ganze Situation iſt etwas gezwungen. Der Jüngling, der eigentlich, der Wahrſcheinlichkeit gemäß, von Seewaſſer triefend auftreten ſollte; und dann das riskirte, indiskrete in der Lage des vorgeführten Paares! doch ich will nicht ſtrenger ſein als das ehrenwerthe Publikum des Théatre français. Mit der Mehrzahl der Theaterſtücke des zweiten Kaiſerreichs zuſammengehalten, iſt Ratisbonne's Hero und Leander rein und unſchuldig.

Für mich ſteht Ratisbonne der Kritiker höher als der Dichter. In ſeinen einfachſten, leichthingegoſſenen proſaiſchen Aufſätzen liegt ein Schatz geborgen von neuen frappanten Anſichten über Welt und Menſchen, über Kunſt und Literatur. Er hat dieſe zerſtreuten Blätter, im Laufe von einem Decennium, mehrmals in Kränze zuſammengebunden und ſie glänzen noch in Jugend- und Frühlingsfriſche. Auch die Satyre geht nicht leer aus; mit vernichtendem Spott fällt der Kritiker

über die unheimlichen Schwächen seiner Zeitgenossen her; nicht ungestraft lebt der gemüthsvolle Dichter in der widerwärtigen faulen pariser Atmosphäre; mehr als einmal fühlt er sich berufen, die Geißel zu schwingen. Wohl hat der insolente Louis Veuillot keine herberen Streiche empfangen, als die von der anscheinend weichen Hand Louis Ratisbonne's auf den breiten Rücken beigebrachten; wohl nie ist das Wettrennen nach Ordensbändern treffender geschildert und verhöhnt worden als durch den Uebersetzer Dante's. Er ist mithin vom Zeitgeiste getränkt und nicht in die Sphäre der elegischen Naturdichter gebannt; mit gellendem Gelächter begrüßt und verfolgt er die Tagesgötter hinter und neben ihren Triumphwagen, und reißt die entweihten Lorbeerblätter von den gemeinen Stirnen. — Tadeln kann er also, und dennoch ist er mit seinem Lob noch viel zu sehr verschwenderisch. Wer nicht zwischen den Zeilen liest, mag oft für baare Münze nehmen, was der Kritiker als erzwungene Scheidemünze betastet wissen will. Seine Aufsätze kommen der psychologischen, biographischen Analyse, worin Sainte-Beuve unerreichbare Muster geliefert, bei Weitem nicht gleich; aber ich gebe selbigen entschiedenen Vorzug vor der schillernden phrasenreichen leeren Kritik, wie sie Jules Janin seit vierzig Jahren allwöchentlich in den Debats an den Mann bringt.

Die Uebersetzung der „Divina Comedia" bleibt trotz alledem bis jetzt die Hauptleistung des Herrn Louis Ratisbonne. Ich habe sie nicht mit den deutschen Uebersetzungen von Streckfuß, Witte, Philalethes und Andern verglichen und darf ihr mithin keinen bestimmten Rang anweisen. Daß aber Ratisbonne zu seiner

Arbeit eine Vorschule wie die ebengenannten grundgelehrten Dichter durchlaufen, darf ich mit Recht bezweifeln; was im schwierigen Ringen mit der gallischen, prüden Sprache zu erreichen war, das hat er ohnzweifelhaft geleistet.

In dieser kurzen Uebersicht der poetischen Leistungen französisch gebildeter Elsässer und im Elsaß auf kürzere oder längere Zeit angesiedelter Franzosen, geschah bis jetzt keine Erwähnung der übrigen Zweige der Belletristik, der Romanen und Novellen, der Touristenliteratur, der Fantasiestücke, der moralisirenden Abhandlungen u. s. w. Es erübrigt in diesen Fächern einige namhafte Personalitäten anzudeuten.

Da stoßen wir gleich an allem Anfang auf einen achtzigjährigen Greis, der mit Göthe das Privilegium eines hohen rüstigen Alters und einer Doppelbeschäftigung auf naturwissenschaftlichem Gebiete und im blühenden Garten der Dichtkunst theilt. Herr Fée würde mir's als eine unverdiente Satyre auslegen, wenn ich den Parallelismus weiter fortsetzen wollte. Sein schriftstellerisches Talent und seine Leistungen als Mann der Wissenschaft übersteigen nicht ein gewisses Mittelmaaß. Herr Fée, der Botaniker, ist wohl schon seit vierzig Jahren bekannt; nach den Aussprüchen kompetenter Richter hat er sich aber unerwiesene Hypothesen erlaubt; uns steht darüber abzuurtheilen keineswegs zu. In der französischen Literatur hat sich Herr Fée als Moralist, Tourist und Novellist hervorgethan. Seine Erinnerungen aus Spanien und Korsika sind anmuthig und lesen sich leichtweg. Die Volkspoesie, die Voceri der Napoleonischen Insel hat er eingehend mit Vorliebe

und Sachkenntniß behandelt: auch einzelne literariſche Bändchen geben Zeugniß von ſeiner Beobachtungsgabe und ſeinem gefälligen Weſen; er hat etwas von der Art des Xavier de Maiſtre; nicht ohne Intereſſe läßt er im Volke aufgegriffene Typen, mehr oder weniger hart heimgeſuchte Charaktere, vor uns auftauchen. Was aber Herrn Fée in den meiſten ſeiner Produkten abgeht, das iſt das Kernhafte, Gedrungene; alles geräth und verläuft bei ihm ins Breite, beſonders wenn er zu moraliſiren anfängt, Sentenzen und Gedanken aufzeichnet, da möchte ich ihm wohlmeinend bedeuten, daß nach La Rochefoucauld und vielen Denkern ſeiner Nation die Gemeinplätze in dieſem Fache unerlaubt ſind. Damit will ich nicht geſagt haben, daß nicht mitunter gute, feingedachte Gedanken ſich bei ihm vorfinden; aber der Hauptſtock ſolcher Mittheilungen iſt der Art, wie ſie in geiſtreichen franzöſiſchen Geſprächen, am Kamin oder beim Nachtiſch, der Weltmann unbeachtet zum Beſten giebt, ohne ſie je der Druckerpreſſe zu überliefern.

Eine ungemeine Productivität bleibt Herrn Fée auch in ſeinem vorgerückten Alter unverſehrt. Dieſer Umſtand allein bezeugt die materielle und geiſtige Geſundheit des Neſtors der franzöſiſchen Elſaſſer-Literatur und academiſchen Profeſſoren. Nach den furchtbaren Wochen des Bombardements der Stadt und Feſtung Straßburgs, las ich mit ungeheucheltem Erſtaunen — ich glaube im Journal de Genève — daß Herr Fée nach all den ausgeſtandenen Strapazen, in der Stadt Kalvins, J. J. Rouſſeau's und Decandolle's botaniſche Vorleſungen ankündigte. Ich denke, er hat Wort gehalten und in dieſen Vorträgen vor

einem gemischten aber höchst gebildeten Publikum seine doppelten Kenntnisse und Eigenschaften als Mann der Wissenschaft und des rhetorischen gefälligen Vortrags zugleich verwerthet. Er zählt jedenfalls zu der immer seltener werdenden Klasse der Weltleute, deren Unterhaltungsgabe die früher erworbenen Kenntnisse in schönem Rahmen darbietet, und auf welche das Ovidische materiem superabat opus immer noch anwendbar bleibt.

Von deutschem Wesen ist Herr Fée, wie die Mehrzahl seiner französischen Collegen in Straßburg ganz unberührt geblieben. Ueber deutsche höhere Literatur, die er blos fragmentarisch aus Uebersetzungen kannte, war er im höchsten Grade absprechend, und unbewußt für Fachmänner beleidigend und herausfordernd. Hier verläugnete er nicht die alte, engklassische intolerante Schule: hors de l'église point de salut. — Auch auf den wissenschaftlichen Kongressen Deutschlands ließ er sich sehen und hören; die Wissenschaft ist kosmopolitisch, und ich sollte denken, daß Herr Fée in diesem weiten Bezirke sich bescheiden vor den Sternen erster Größe gebeugt.

In dem vorletzten Jahre der Bourbonenregierung erschienen „die Briefe über den Orient", von einem aus dem Elsaß gebürtigen Gesandtschaftssekretär, Baron Theodor Renouard de Bussierre. Der junge Diplomat hatte seine Reise von Wien aus nach Konstantinopel, Smyrna und Egypten ohne zureichende archäologische Vorkenntnisse angetreten, aber die anspruchslose naive Reisebeschreibung fand zuvorkommende Leser; waren doch beide Bändchen mit einer wohlgefüllten Mappe lithographischer Landschaftsgemälde ver-

sehen, die jetzt nach vierzig Jahren nichts von ihrem ursprünglichen Reize verlieren. Herr von Bussierre war mehr als Dilettant; sein Künstlerauge war im Auffassen der Gegenden und der Monumente sehr glücklich: er verband Eleganz und Anmuth mit beinahe photographischer Treue. Die Reise dehnte sich bis an die Nubischen Tempel aus und war, in einigen Begegnissen, nicht ganz gefahrlos. So brachte er im St. Katharinenkloster am Fuße des Sinai, mit seinem Freund und Begleiter, Lord Brabazon, mehrere böse Tage zu. Die Beduinen, die er von Kairo nach Jerusalem gemiethet, wollten die ursprünglichen Bedingungen nicht einhalten und zwangen die Reisenden nach Egypten zurückzukehren. Die Klostermönche beschworen vergebens ihre unvorsichtigen Gäste, sich den treulosen Führern nicht anzuvertrauen, und die Ankunft irgend einer Karavane von Pilgern abzuwarten. Die Rückreise war peinlich und durch die Befürchtung eines verrätherischen Ueberfalls getrübt. — Hr. von Bussierre verwand nie die fehlgeschlagene Fahrt an das heilige Grab. Schon damals neigte sich wohl seine lebhafte Fantasie zur katholischen Kirche. Als polemisirender Katholik ist er vielfach aufgetreten, doch diese Leistungen gehören nicht hieher. Eine Reise in das Innere Siciliens und auf den Etna, in Gesellschaft seines Bruders, lieferten ihm den Stoff zu einer Reisebeschreibung, die gediegener als sein Erstlingswerk ausfiel.*) Als

*) Herr Leon von Bussierre, damals auch ein eifriger Tourist, gab eine interessante und faktenreiche Reise nach Rußland heraus (1832). Vergessen wir nicht, daß vor vierzig Jahren Ausflüge dieser Art noch nicht zum Gemeingut geworden.

alsatischer dilettirender Historiker ist er Verfasser einer Biographie Karls des Kühnen, einer Geschichte des Bauernkriegs, einer einseitigen leidenschaftlichen Geschichte der Reformation in Straßburg; für die letztere benutzte er indeß gewissenhaft die localen Archive. — Das Aufzählen seiner Werke würde hier zum trocknen Büchercataloge anschwellen; er war Polygraph und fand als Konvertit unter seinen neuen Glaubensgenossen zahlreiche wohlwollende Leser. Sein schöner Landsitz zu Reichshoffen, früher ein Eigenthum des unglücklichen Friedrich von Dietrich, beherbergte den berüchtigten Louis Veuillot und das nahe Kloster in Niederbronn wurde der Ausgangspunkt einer thaumaturgischen Propaganda. Alphons Ratisbonne, der römische Konvertit, war einer der nähern Freunde Bussierres. Symptome dieser Art sind für die Zeitereignisse bezeichnend. Inmitten seiner eifrigen Studien behielt Theodor von Bussierre eine treue Anhänglichkeit an alte wenn auch anders denkende Freunde. — Schreiber dieser Zeilen sucht ihn indeß lieber auf in den Jahren seiner ersten Entfaltung; er erinnert sich lieber an den offenen Jüngling, an den begabten Dilettanten; der später entwickelte Visionär scheint ihm wie ein Nachtwandler auf schwindelerregender Höhe, wo die Gesichtspunkte sich verrücken und die Lebenden ebenfalls wie flüchtige Schatten in Nacht und Nebel verschwimmen.

Auf dem Gebiete der Romanenliteratur tritt am Anfang der Juliregierung der pseudonyme Louis Lavater auf. Er beschränkt sich in seinem „Henri Farel" auf Sitten- und Landschaftsmalerei, auf die Analyse der

Gemüthsleiden und läßt die Zeitereigniſſe des erſten Kaiſerreichs und der Reſtauration nur im Hintergrund ſeines zweibändigen Werkes durchſchimmern. Die Pariſer Kritik warf dem Verfaſſer, bei aller Anerkennung des leidenſchaftlichen Intereſſens, ſeine Germanismen vor und witterte vielleicht hinter dem Kultus der deutſchen Literatur Tendenzen, die ihm keineswegs im Sinne lagen. Im Elſaß wurde dem ſchüchternen Pſeudonym das Zeichnen unliebſamer Charaktere vorgeworfen; er habe ſich, ſo hieß es, an ſeinen Landsleuten durch dieſe unwahre Verunglimpfung verſündigt; aber nichtsdeſtoweniger ſpürte man, ſcandalſüchtig, hinter dem Schleier der Dichtung, nach unmöglichen Realitäten. — Ein zweiter Roman deſſelben Schriftſtellers, „der neue Candide", brachte keinen Schluß und konnte ſomit nicht befriedigen. Die Scene ſpielt in Italien und führt Charaktere aus der damals wenig bekannten römiſchen Bürgerwelt vor. — Rom und die pittoreske Campagne bilden den Rahmen. — „Maneſſe", der mittelalterliche Dichter, wurde für Louis Lavater zum Gegenſtand einer Novelle, welche in der Neuenburger Revue Suiſſe ans Licht trat. (1848). Sie verſank in dem Strudel jener furchtbaren Socialiſten-Epoche.

Den rein literariſchen Character, der in Louis Lavater's Romanen vorherrſcht, überwog in neuerer Zeit das ſtoffartige Intereſſe, welches die Produkte von Erckmann-Chatrian kennzeichnet. Es characteriſirt ganz das jetzige Leſepublikum, daß eine den geſchichtlichen Ereigniſſen entlehnte und ins Breite durchgeführte Erzählung, das künſtleriſche Verfahren ganz in den Hintergrund drängt. — Erckmann Chatrian greift

bekanntlich nur als Geschäftsführer ein), Erckmann, in der Festung Pfalzburg, auf der Grenz- und Wasserscheide Lothringens und des Elsaß geboren, in den Erinnerungen an die Kaiserzeit aufgewachsen, stellte sich zur Aufgabe seines literarischen Berufs, den Krieg mit all seinen Scheußlichkeiten zu brandmarken, und somit der Wiederholung einer langen unheilvollen Periode (1792—1815) vorzubeugen. Seine Romane genießen eines europäischen Rufes; die Edinburgh-Review, das anerkannte Orakel der höhern Kritik, hielt den Erzeugnissen der Muse Erckmanns eine mit Belegen ausgestattete Lobrede; aber der wohlgemeinte Versuch des philantropischen Romanschreibers sollte der Mitwelt leider keinen Schuß Pulvers und nicht ein einziges Menschenopfer ersparen; ein neuer Beweis, wie gering der Einfluß der beliebtesten Schriftsteller, wenn solche nicht den Interessen und den Leidenschaften der Masse schmeicheln. Ich habe die Freiheit genommen die Firma Erckmann-Chatrian mit den Elsässischen in französischer Prosa sich ergehenden Belletristen unter dieselbe Bedachung zu bringen, ungefähr wie ich mir dasselbe Verfahren gegen den Dichter Louis Ratisbonne erlaubte. Die zahlreichen Romane des Pfalzburgers sind selbstverständlich in Paris erschienen und hätten — wären sie in einer Provinzialstadt herausgegeben — nun und nimmermehr irgend eine Celebrität errungen. Die ersten in den Démokrate du Rhin*) gelieferten Novellen blieben ganz unbeachtet; denn „was kann aus Naza-

*) Diese radicale Zeitschrift war a. 1848 in Straßburg von dem kürzlich verstorbenen Dr. Küß gegründet worden.

reth Gutes kommen?“ . . . Die nicht talentloſen «Contes fantastiques» ſcheiterten ebenfalls an der Indifferenz des Publikums. Erſt mit dem „Doctor Matheus“ (1859) und dem „verrückten Yekof“ (1862) begann für dies Freundespaar eine günſtigere productive Periode. Die Szenen der Kampagne von 1814 ſind ergreifend in dieſem letztern Romane geſchildert. Der Partiſanenkrieg in den Elſäſſiſchen und Lothringiſchen Engpäſſen am Fuße des Donon und in den Umgebungen Pfalzburgs bildet die Hauptvorlage. Nach der Natur gezeichnet ſind die Charaktere; die Realität iſt photographiſch wiedergegeben; keine Spur, kein Anflug von Idealiſirung. — Mit einem glücklichen Griff hatten ſo die Verfaſſer den öffentlichen Geiſt errathen und konnten nun auf dem gebahnten Wege getroſt vorangehen. Was ich von der Character-Zeichnung ſage, möchte ich nicht immer von der Naturſchilderung gelten laſſen; hier ſind die Konturen nicht überall und nicht immer mit feſter Hand gezeichnet, und es möchte der Einbildungskraft des Leſers nicht leicht werden, ſich von jeden beſchriebenen Localitäten ein beſtimmtes Bild zu entwerfen. Auch mit der reellen Topographie und mit dem Höhenmaße der Berge gehen die Verfaſſer willkürlich um; für die erſtere und für die Orthographie der deutſchen Benennungen ſind ſie nicht verantwortlich; ſchreiben ſie doch für franzöſiſche Augen und Ohren; aber die Abgründe und Hochebenen ſind mit Zahlen bezeichnet, die etwa für die alpiniſche Schweiz, nicht aber für die Vogeſen anwendbar ſein dürften.

Ein unbeſtreitbarer Vorzug bleibt den Romanen

Erckmann-Chatrians, vergleicht man solche mit den gleichzeitigen französischen Erzeugnissen in diesem belletristischen Fachwerk. Erckmann-Chatrian's Werke sind ächt moralisch, nicht moralisirend. Die Verfasser, ihrer intensiven Stärke sich bewußt, verschmähen es, in der Schilderung der Verhältnisse beider Geschlechter, auf die Sinnlichkeit ihrer Leser irgendwie zu wirken. Ihre weiblichen Gestalten sind wahr und einfach, bisweilen sehr anmuthig und naiv, nicht verführerisch; es ist ihnen auch nicht immer eine Hauptrolle zugewiesen.

Mit den sechziger Jahren (1861—1870) wächst der Ruf Erckmann-Chatrians in geometrischer Progression. Frau Therese, oder die Freiwilligen von 1792 (edit a. 1863); die Geschichte eines jungen Soldaten von 1813 (a. 1864 edit); Waterloo; die Blokade (edit a. 1867); die Schicksale eines Bauern (a. 1868) u. a. m. behandeln insgesammt Epochen aus den Revolutionskriegen oder den Jahren des zum Sturze sich hinneigenden Kaiserreichs. Allen ist der Vorzug lebhafter Anschaulichkeit gemein; aber auch in allen stoßen wir auf die weitgedehnten, ich möchte sagen, die merkantilisch berechneten Gespräche der vorgeführten Personen. Walter Scott, ich weiß es gar wohl, wird ebenfalls nicht laß, seine Geschöpfe dialogisirend, und zwar nicht lakonisch, vorzuführen; aber es belebt sie ein gewisser Shakespearischer Geist; ein fester Styl hebt sie immer etwas über die platte Wirklichkeit empor. Daß Erckmann-Chatrian einen so ungemeinen Einfluß, wie durch Zauberschlag, errungen, ist mir ein unwiderleglicher Beweis, wie sehr das ästhetische Feingefühl bei dem jetzigen Lesepublikum allmälig abge-

ſtumpft, und wie in den Blüthetagen Walter Scotts und Fenimore Coopers, oder, um noch etwas weiter chronologiſch hinaufzuſteigen, in den Tagen als Frau von Staël die Corinne ſchrieb, die Maſſe der Leſewelt ſich durchſchnittlich auf einem höhern Standpunkt, ſei es beurtheilend, ſei es paſſiv aufnehmend, oben hielt.

Ohnlängſt haben ſich Erckmann-Chatrian im dramatiſchen Fache verſucht und ihren „polniſchen Juden", der ſchon in den fantaſtiſchen Erzählungen als Skizze vorlag, auf eine der ſecundären Pariſer Bühnen gebracht. Der Verſuch iſt gelungen.

Welchen Einfluß die jüngſten welthiſtoriſchen Begebenheiten auf Erckmann-Chatrian wohl ausüben werden? Die gräßlichen Verheerungen, die ſchauderhaften Grauſamkeiten, alle unausbleiblichen Folgen der einmal entfeſſelten Kriegsfurie, geben ihren patriotiſchen Friedenstendenzen in vollem Maße Recht; an ihrem guten Willen lag es nicht, daß kein lohnendes, praktiſches Ziel erreicht worden. Sie predigten Gerechtigkeit auch gegen fremde Nationalitäten; ſie wollten über den Rhein hinaus die Hände der Uferbewohner zuſammenlegen, nicht die Schwerter wetzen. Auf ihre ehrenhafte ſchriftſtelleriſche Thätigkeit fußend, mögen ſie jetzt, mitten in den Nachwehen und im gährenden Chaos, an irgend einem Rettungsufer ankern, und von dort aus mit neuen Schöpfungen die bewegten Gemüther beſänftigen, vereinigen, verſöhnen.

Der Sprung von der kräftigen Doppelfigur des Herrn Erkmann-Chatrian auf den einfachen Moraliſten Herrn Adolph Schaeffer, der einen religiöſen Roman verfaßte, iſt ein wahrer salto mortale. Das Büch-

lein «un homme heureux», „ein glücklicher Menſch“ betitelt, iſt eine Fiktion mit moraliſcher Nutzanwendung, ein wenig nach Art gewiſſer engliſcher Damen-Romane, die mit mehr oder weniger Talent eine Theſe im Gewande der Erzählung vortragen und vertheidigen. Ich will ſolche äſthetiſch-dogmatiſche Verſuche gerade nicht abweiſen, aber für meinen Geſchmack ſind ſie nun einmal nicht. „Der glückliche Menſch,“ wie der Verfaſſer ihn hinſtellt, iſt es keineswegs im Sinne der Weltmenſchen; er lebt in ſehr beſchränkten, niedern Verhältniſſen; aber durch ein liebendes weibliches Weſen, durch ſeine engelgleiche Gattin, iſt er aus einem Freidenker nach und nach ein gläubiger Chriſt geworden, und ſeine Glaubenszuverſicht geht nicht nur unverſehrt aus der Feuerprobe des ſchwerſten Hauskreuzes und innern Leidens hervor, nein, ſie gibt ihm Ruhe und Zufriedenheit; ſie ſtempelt ihn zum wahren Glückskind. Der Held des Romans iſt mithin ein chriſtlicher Hiob und nicht der ſceptiſche Raiſoneur des Alten Teſtaments; die Perſonen alle, die ſich in dem Kern der Erzählung gruppiren und die erfundenen oder erlebten Begebenheiten bezeugen das Talent des Verfaſſers; allein — „man merkt die Abſicht und man iſt verſtimmt.“

Herr Ad. Schaeffer hat unter dem Patronate von Laboulaye eine Apologie des Chriſtenthums geſchrieben, und überdies einen ausgedehnten Traktat über die Toleranz; er gehört unter die literariſchen Notabilitäten des Elſaſſes. Herr Ad. Schaeffer verſieht, wenn wir nicht irren, noch eine Seelſorger-Stelle in Kolmar. In derſelben Stadt lebt oder lebte ein Rath beim

Appellhof, Namens Huot, der in letzter Zeit durch einige historische Monographieen (z. B. „Beaumarchais in Deutschland") und Aufsätze über locale Geschichte in der Revue d'Alsace vergangene Schuld abzubüßen trachtete. — Herr Huot hatte nämlich vor einigen Jahren bei Berger-Levrault ein archäologisch-historisch-belletristisches Bändchen unter dem Titel „Von den Vogesen zum Rhein"*) veröffentlicht. Das „Berliner Magazin für die Literatur des Auslands" nimmt dieses Mischmasch sehr hart mit, — und uns dünkt, nicht einmal strenge genug. In dem höchst oberflächlichen Produkt sind auf jeder Seite mehrfache Ungenauigkeiten und Verstöße gegen den wahren Sachverhalt, und was noch schlimmer, wo etwas annehmbares angebracht, stammt es von außen her, ohne Quellenangabe. Mit einem Worte, es wird in dieser Schrift eine unverschämte Freibeuterei getrieben. Dieses anmaßende Verfahren erregte im Stillen den wohlberechtigten Ingrimm aller ernsten Freunde der elsässischen Geschichte und des heimischen Bodens; doch wollte sich keiner an der geweihten und gefeiten Magistratsperson vergreifen, die von „jenseits der Vogesen an den Rhein" verpflanzt, ihre imperialistischen Sympathieen zur Schau trug. Das Erstlingswerk obbenannten Appellraths bietet eine Musterkarte des frechen Bücherraubs und des leichtsinnigsten Dilettantismus.

Jean Macé ist nicht aus dem Elsaß gebürtig; doch gehört er in die Reihe der elsässischen Schriftsteller. Seine Thätigkeit als populärer Pädagog geht aus vom

*) Des Vosges au Rhin.

Fuße der Vogesen Er stand bekanntlich an der Spitze eines Pensionats für Mädchen der mittlern Stände, in Beblenheim. Die Tendenz dieser Erziehungsanstalt war rein rationalistisch, außerhalb jeder confessionellen Beschränkung. — Macé hat durch seine „Geschichte eines Bissen Brods“ einen allgemein geschätzten Namen erworben; es ist dies eine faßliche, für die Jugend geschriebene Abhandluug über unsere Organe. — In derselben Richtung fortfahrend, hat er auch die „Werkzeuge des Magens“ beschrieben. — „Seine Theater“ und seine „Erzählungen für das kleine Schloß“ möchte ich mit den Schriften des Weise'schen Kinderfreundes vergleichen. — Doch greift Macé noch in andere Zweige des öffentlichen Unterrichts, er ist zum Theil Stifter und Beförderer der Volksbibliotheken. Seine Strebsamkeit ist segensreich.

Herrn Charles Dollfus gegenüber hätte ich mir dieselbe Frage zu stellen, wie bei der obigen Besprechung der Werke von Louis Ratisbonne. Darf ich ihn unter die Elsässischen Schriftsteller rechnen oder nicht? Zwar ist er in Mülhausen geboren, saugte Luft und Licht in der ersten Lebensperiode auf dem heimatlichen Boden, aber seine eigentliche spätere Bildung verdankt er der französischen Schweiz und der Pariser Welt. Seine publizistische und belletristische Wirksamkeit ging aus von Paris. Und doch glaube ich über ihn, als einen Elsässer, verfügen zu dürfen. Charles Dollfus, der Sohn des Herrn Jean Dollfus, des weitbekannten ehemaligen Municipal-Verwalters von Mülhausen, ist mit den Ideen deutscher Philosophie und Literatur groß gezogen; es sind solche mit seinem eigenen Wesen ver-

schmolzen; aber nie wäre er wohl in seiner jetzigen merkwürdigen Entwicklung vorangeschritten, hätte ihn nicht ein günstiges Geschick an der Grenzscheide beider Nationen in die Welt gesetzt. — Charles Dollfus ist ein Denker; ein tüchtiger, vielseitiger, vielfach anregender Denker. In seiner Jugend schon ward er von den sozialen Fragen beunruhigt und bestürmt; schon am Eintritt in das Mannesalter wagte er sich an die Lösung der Räthsel, die uns auf dem Gebiete der Religion, der Moral, der Psychologie und der Staats-Wissenschaft verwirren. Es ist ein unruhig, fieberhaft erregtes und daneben doch wieder von gläubiger Zuversicht strahlendes Gemüth, das in seinen zahlreichen Schriften vor unsern Blicken sich enthüllt. Ein überfließender Ideenreichthum, ein unerschöpflicher Springquell von Gedanken, Empfindungen, Wünschen, Ahnungen und Prophezeiungen tritt in seinen philosophischen Aufsätzen zu Tage. O wie viele seichte und matte Arbeiter auf dem Felde der Wissenschaft und der Kunst könnte er mit seinem Ueberfluß tränken und sättigen!

„Humanität und Fortschritt" hat er auf seine hochgehaltene Fahne geschrieben; und ich bin überzeugt, es ist dem enthusiastischen Manne voller Ernst mit seinem Glaubensbekenntniß. — In der Menge der Freiheitsaposteln gehört er zu den wenigen, die den Idealen ihrer Jugend treu bleiben. Auch unter gegenwärtigem, trübem Horizonte, was sage ich, in gegenwärtiger egyptischer Finsterniß wird er immer noch seine frühere Leuchte festhalten.

Ja! man athmet in den Schriften von Charles

Dollfus wie in einer von Ueberzeugungstreue gesättigten Athmosphäre. Er ist eine sympathische Natur; und doch bin ich in vielem nicht mit ihm einverstanden; vielleicht liegt der Fehler wohl an mir?

Von seinen äußeren Verhältnissen ist mir nichts oder weniges bekannt. Daß sein ausgezeichneter Vater, der philanthropische Economist, der Gründer der Arbeiterviertel (Cités ouvrières) in Mülhausen auf den begabten Sohn mehrfach anregend gewirkt haben mag, läßt sich denken. Kaum dreißigjährig gründete Charles Dollfus mit dem frühern Elsässer Theologen Neffzer, die Revue germanique, die etwas später ihre allzuenge Bezeichnung mit dem Titel einer «Revue moderne» umtauschte. In dieser periodischen, inhaltreichen, etwas radicalen Zeitschrift, legte er vorzugsweise die Ergebnisse seines persönlichen Forschens nieder über die Grundübel unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, und der etwa anwendbaren Heilmittel; denn um das Wohl seiner Mitmenschen ist ihm Ernst, und den Ausbruch der jetzigen unheilvollen Krisis verkündigte er jahrelang zuvor mit tragischer Beklommenheit. Er unterzieht die abgestorbenen Religionen des Alterthums und die am Sterben liegenden Confessionen der modernen Welt einer kritischen, zernichtenden Untersuchung. — Nur will mir immer nicht einleuchten, was er an ihre Stelle zu setzen hat, und mir ist keineswegs erwiesen, daß die Religion der Zukunft, wie er sie sich denkt, aus dem Reiche der rhetorischen eloquenten Formeln jemals in das Reich der Wirklichkeit übergeführt werden könnte. Indem er der christlichen Religion, wie sie jetzt besteht, jede Lebensfähigkeit abspricht,

scheint er mir einerseits nie auf das eigentliche Fundament des christlichen Glaubensbekenntnisses durchzudringen, und andrerseits nie das leidenschaftliche, von Grund aus verdorbene menschliche Herz in seinen Tiefen ergründet zu haben.

Mag sein, daß die Menschheit in langsamem Fortschritte einem höhern Ziele unaufhaltsam entgegenstrebt; mag sein, daß einzelne bevorzugte Naturen in einem philosophischen Systeme volle Befriedigung und Ruhe finden; mag sein, daß der unpersönliche Gott, das Gesetz, die Gerechtigkeit, wie Charles Dollfus die regierenden Gewalten im Weltsysteme nennt, zur Regelung des Lebens bei einigen Geistern sich vollauf hinreichend erweisen. Nie, niemals wird die rohe, von Begierden gepeitschte Masse sich unter solchem abstracten Gesetze beugen; nie wird das zerfleischte Herz der Bessern bei solcher Glaubenskost sich stärken und heilen. Wenn ich Herrn Charles Dollfus aufforderte, seine Doctrinen in einem allgemein verständlichen Katechismus zusammenzufassen, — ich will nicht sagen, daß er es nicht könnte — aber ich meine, daß er damit nicht auf Kindheit und Jugend und männliches Alter dieselbe praktische Wirkung ausüben dürfte, die in der christlichen Sittenlehre und den Aussichten auf künftige individuelle Fortdauer geborgen liegt.

Nicht mit der mythischen Seite des christlichen Glaubensbekenntnisses würde ich die Ansichten des Herrn Dollfus bestreiten. Er würde mich und meine Argumente in die Rumpelkammer der veralteten Dogmatik werfen und mich mitleidig belächeln. Ich will ihn durchaus nicht bekämpfen mit dem alexandrinischen

Evangelium Johannis, das er vielleicht mehr als ich durchdacht haben mag — aber mit den Worten des Glaubens von Schiller:

. . . Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt.
Lebendig der höchste Gedanke.

Ich möchte ihm zurufen, daß zur Ausübung der Pflicht und dem Streben nach Tugend durchaus kein philosophisch-sozial-politisches System nöthig. In demselben Evangelium Schillers steht geschrieben:

O! was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Herrn Charles Dollfus gehörig zu würdigen, sollte ich nun in das Einzelne seiner vielfachen Leistungen eingehen: dazu fehlt es hier an Raum. Dollfus ist nicht allein Publizist, Moralphilosoph und Kritiker; selbstproduzirend hat er sich auf das Feld der Romanliteratur in seinen Mußestunden begeben. — Doch steht bis jetzt der Publizist höher als der Romanschreiber — „Der Kalvarienberg" aus seinen früheren Jahren schien mir bei flüchtigem Durchlesen etwas declamatorisch. — „Die Gegenpartie des Zufalls" ist eine spannende Novelle und bekundet ein ausgezeichnetes Erzähler-Talent. Nur sind die psychologischen Motive zu kurz angedeutet, ich möchte behaupten, sie seien wo nicht unmöglich, doch unwahrscheinlich. Mit dem Verfasser getraute ich mir eine Wette einzugehen, daß in ganz Paris sich keine einzige vornehme Dame vorfinden ließe, die so rasch wie „seine Wittwe" zu einem wenn auch hochbegabten armen Musiker sich hinneigen und ihr Loos mit dem Seinen

vor Gott und der Welt theilen würde. Und nun gar der Selbstmord dieser Dame, weil sie sich von ihrem Idole verschmäht wähnt! nein! nur durch eine ausführliche, mit ungemeinem Talente eingeleitete Motivirung würde diese Vorlage annehmbar. J. J. Rousseau hätte vielleicht — ich sage vielleicht — dieses Paradoxon als eine wirkliche Thatsache hinzustellen vermocht; in seiner Nouvelle Héloïse hat er etwas analoges versucht.

Mit seinen philosophischen Briefen fesselte Herr Ch. Dollfus zuerst die Aufmerksamkeit des größern Publikums. Hier bekundet er schon seine Anlage zur psychologischen Analyse; in dieser Abhandlung liegen schon die Keime seiner spätern Arbeiten; hier legte er zum erstenmale sein Glaubensbekenntniß ab, äußerte seine Besorgnisse für die nächste Zukunft und sagte den bedeutenden Spruch: Wissenschaft, Kunst und Vermögen das sind die Hauptpfeiler der menschlichen Gesellschaft; aber die thätige Liebe allein kittet die Steine des mächtigen Baues. Und so verkündet er das letzte eigenste Wort des christlichen Evangeliums; scheint er doch zu vergessen, daß Liebe nur im Glauben an Vergeltung und an eine höhere Liebe und Weisheit Wurzel schlägt.

In demselben Ideenkreise bewegt sich ein anderes Werkchen von Charles Dollfus, das im Jahr 1858 unter dem Titel: „Die Verkündiger der Offenbarung" ins Leben trat. Nach seinem Dafürhalten schweben alle die Geister, die für das Wahre, das Schöne, das Rechte kämpfen, an der Spitze der Menschheit; sie werden die Wohlthäter der folgenden Jahrhunderte, indem sie die ideale Welt zu verwirklichen streben. Das alles ist

sehr schön gedacht, aber es ist kein für die größere Menge ausgearbeiteter Katechismus.

Das Gehaltreichste seiner philosophischen Werke ist die ausgedehnte, vor zwei Jahren erschienene Abhandlung „über die menschliche Natur". Darauf bezieht sich vorzüglich mein obiger Ausspruch, die ungemeine Gedankenfülle des Verfassers betreffend. Die Lektüre ist deßhalb etwas ermüdend; sie erfordert, um die Goldkörner alle nach einander aufzulesen, mehr Geduld und Anstrengung, als dem größeren Publikum zuzumuthen ist. Der Denker, der Forscher und der Dichter reichen sich hier die Hand. Der Styl des Verfassers ist metaphernreich; für den französischen Geschmack nicht einfach genug; aber wie lohnend für den gleichmäßig forschenden Leser! — Herr Charles Dollfus scheint in labyrintisch verschlungenen Gängen sich zu verlieren; aber es läuft durch all die partiellen Aufsätze des reichhaltigen Bandes ein Ariadne-Faden — das Suchen eines göttlichen Gesetzes, das Auffinden dieses Gesetzes in der Natur, im Menschen, in der Vernunft, im Gewissen, in unserm Herzen. — Ueber die Religion der Vergangenheit bricht der Verfasser den Stab; er giebt sich unverhohlen als Freidenker, und wird ängstliche Gemüther nicht nur nicht befriedigen, er wird sie mehr als einmal verwunden. Also wer vor Angriffen, die gegen jüdische und christliche Religion gerichtet, eine heilige Scheu empfindet, der nehme die Werke des Herrn Ch. Dollfus nicht zur Hand; wer dagegen nachsichtig auch Andersgläubige anhören kann, der prüfe das System des Verfassers; jedenfalls wird er mit neuen Ansichten bereichert aus dieser Gymnastik hinweggehn.

Wenn Herr Ch. Dollfus die literarische oder philosophische oder religiöse oder ästhetische Kritik handhabt, stellt er sich immer auf einen hohen Standpunkt. Ueber die Kunst spricht er als ein denkender, fühlender Künstler; da ist er ganz auf heimischem Boden, er möge nun vor griechischen Bildwerken und vor den Madonnen Raphaels seine Kniee beugen, oder den Symphonien Beethovens lauschen. Wohl überschätzt er manches Talent, sobald er eine kongeniale Tendenz erblickt. So zum Beispiel unterschreibe ich nicht seine Besprechung von Daniel Stern. In gewissen Fällen ist es mir nicht gegeben, den Schriftsteller vom Menschen zu scheiden; wenn mir erwiesen ist, daß die zur Schau getragenen Maximen des erstern nicht übereinstimmen mit der Laufbahn des Individuums, da vernehme ich nur — um mit den Worten des Apostels zu sprechen — ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Im Gährungsprozeß, der allem Anscheine nach, immer fort im Innern dieses begabten Schriftstellers vor sich geht, ist bis jetzt der reine Nahrungsstoff nicht völlig ausgesondert. — Die Zeitereignisse, die Katastrophen, die vor unsern Augen und zu unsern Füßen wie Wetterstrahlen einschlagen, die Leiden und Erfahrungen des spätern Alters werden noch gewaltig an dem Quaderbau seines jetzigen Systems rütteln, und er wird vielleicht, ehe er sich zur Ruhe legt, den bis jetzt gebrauchten Kitt ungenügend finden. Aber daß er zu einem fantasiereichen, trefflichen Architekte die Anlage hat, daß er sich schon in manchen Räumen wesentlich eingerichtet, daß stelle ich keineswegs in Abrede.

Noch ein Wort, bevor ich diese schon allzuweit hier verfolgte Uebersicht schließe:

Die französisch-literarischen Interessen im Elsaß vertrat seit einem Dezennium die «Société littéraire de Strasbourg». Ihre Mitglieder bestanden großentheils aus Professoren der Academie und des Lyceums, und einigen dem Kultus der schönen Wissenschaften nicht abgeneigten Gelehrten oder Privaten. Im größern Publikum blieb dieser Verein so ziemlich unbeachtet, bis er in den Jahren 1864—67 öffentliche Vorträge (Conférences) organisirte und je nach dem behandelten Gegenstande oder dem anerkannten Talente der Redner, Anklang und Zulauf fand. Die moderne deutsche Literatur war eine der bevorzugten Parthien dieser belletristischen Vorlesungen; doch blieben auch Ausflüge auf philosophisches und geschichtliches Gebiet und in die Domäne der französischen und der antiken Literatur nicht unberücksichtigt. Durch politische Bedenken war mehr als ein Gegenstand ausgeschlossen; die administrative Behörde, welche zuerst die Anstalt ins Leben gerufen, überwachte ängstlich jede Aeußerung und ließ dem uneigennützigen Unternehmen nicht Schutz und nicht Aufmunterung angedeihen.

In dem Innern der literarischen Gesellschaft zeigte sich auch nie ein rechter, franker Eifer für die Sache. Die seit zehn Jahren herausgegebenen Bulletins umfassen zwar eine nicht unbedeutende Reihe von gediegenen Aufsätzen; aber es sind diese Arbeiten meist einer kleinen und stets derselben Gruppe von Mitgliedern zu verdanken. Es schien als wäre gleich von allem Anfang ein Mehlthau gefallen auf diese anspruchslose

Pflanzstätte provinzieller Bildung. Für den Fremden ist dieser Unsegen in einer academischen Stadt wie Straßburg kaum begreiflich; wer aber hier in das innere Getriebe der Gesellschaft und des intellectuellen Verkehrs hineinblickt, der kann sich bald diese sonderbare Erscheinung erklären. — In Straßburg waren bis jetzt noch die confessionellen und nationalen Gegensätze der Art, daß auf einem andern Boden als dem der exacten Wissenschaften kein frohes Entgegenkommen und Verschmelzen zu Stande kam. Von höherm Standpunkte, mit aufrichtiger Toleranz den Andersdenkenden hier anzuhören und auf humane Weise zu bekämpfen und zu widerlegen, das war zur Unmöglichkeit geworden. — Wenn Beaumarchais in seinem Figaro, im allbekannten Monolog, die Freiheit der „spanischen Presse" ironisiren läßt, indem er die verpönten Gegenstände galoppirend aufzählt, so schildert er vorbildlich die Zustände, wie solche in Straßburg herrschten, und es steht zu fürchten, noch eine Zeit lang unausgeglichen die Herrschaft behaupten dürften. Dermaßen eingekeilt zwischen innere und äußere Hemmnisse, ist es ein wahres Wunder, daß die Straßburger literarische Gesellschaft bis in letzte Zeit fortbestehen konnte und in einer Reihe von Bänden die unwiderleglichen Beweise ihrer Thätigkeit hinterließ. — Unter den Mitarbeitern finden sich zum Theil die in der gegenwärtigen Uebersicht angeführten Namen, zum Theil andere unausgesprochene und solche die Abwesenden oder Abgeschiedenen zugehören. Ich führe wohl einmal meine Leser mit einer Todtenfackel in diese Nekropole. Beim Antritt einer neuen Aera wird es Pflicht, die vergangnen, nicht ganz zu

verwerfenden Leiſtungen, wie eine eröffnete Erbſchaft, zu inventoriren, wäre es auch nur in Vorausſicht der eigenen Zukunft. — «Sicuti vos metiti estis, vobis metietur», was verdeutſcht alſo lautet: Ehret das Alter und die Todten, denn auch ihr, die ihr jetzo in Jugendfriſche prangt, werdet altern, und, wenn nicht fromme Hände eure Aſche ſammeln, dem allgemeinen Beinhaus der Vergeſſenheit anheimfallen.

Die modernen alsatischen Historiker.

In dem Bilde des modernen, intellectuellen Deutschlands, das sich nach und nach fragmentarisch vor unsern Augen entfaltet, dürfen die Historiker, deutsche und französische, nicht fehlen. Von jeher wurde dieses Feld der Wissenschaft hier zu Lande eifrig angebaut; die Mitlebenden haben in dieser Richtung das Erbe ihrer Vorfahren und Vorarbeiter nicht verwahrlost. In das Nähere einzugehen, bibliographisch genau von jeder Arbeit zu sprechen, ist wohl unthunlich; es liefe dem Zwecke dieser Blätter entgegen. Aber skizzenhaft die bekanntesten Geschichtsschreiber im alsatischen Lande andeuten, das können wir, und erregen vielleicht damit bei einigen Lesern den Wunsch zu näherer, persönlicher Einsicht. Wir beginnen mit den deutschen Verfassern.

An der Spitze der wissenschaftlich gebildeten Männer, die sich in neuerer Zeit mit der Geschichte der heimathlichen Provinz beschäftigt, steht unstreitig Adam Walther Strobel. Er hatte in den ersten Decennien des Jahrhunderts einige Vorgänger, die ich aber nur beiläufig erwähnen darf. Dahin rechne ich Friese mit seinen fünf Bänden „Vaterländischer Geschichte Straßburgs und des Elsasses" (1792—1801). Ein von der Bürgerschaft viel gelesenes, handliches Buch! Die gute Aufnahme verdankte es den vielfachen interessanten No-

Notizen, die es anſpruchslos mittheilte in treuherzigem, breitem, meiſt ſehr trivialem Style. Frieſe hatte ſo recht den Schulmeiſterton getroffen, welcher dem damaligen Philiſterthum behagte. Er war das Spiegelbild der politiſchen Kannegießer, die über Staat und Kirche entſcheiden; aber dabei unſtreitig belehrend. So iſt, um nur Eines anzuführen, der famoſe Klinglin'ſche Proceß ausführlich behandelt; etwas herbe und ſtreng: aber das ſteht dem ehrlichen Manne wohl an, dem Biedermanne, der ſich durch keinen falſchen Glanz und Schimmer beſtechen läßt, und gar wohl das Morſche, Unhaltbare in den localen Zuſtänden während des achtzehnten Jahrhunderts durchſah. — Gehen wir in ſeinem Werke ein halbes Jahrhundert höher hinauf, ſo ſtoßen wir auf die tragiſche Geſchichte des Ammeiſters Domenikus Dietrich und der Uebergabe Straßburgs an Louvois, welche der Verfaſſer ebenfalls auf eine feſſelnde Weiſe darzuſtellen gewußt. Noch heutzutage befindet ſich Frieſe's Geſchichte mit ihren groben Holzſchnitten und ihrem grauen Löſchpapier in mancher Hand. Nur ſuche man darin keinen künſtleriſchen Werth. Frieſe bietet eine derbe, geſunde, allein nicht jedem Magen zuſagende Hausmannskoſt.

Ein Hiſtoriker von ganz anderem Schrot und Korn iſt, oder vielmehr war Strobel. Seine „Vaterländiſche Geſchichte des Elſaſſes" in ſechs Bänden — wovon die anderthalb letzten Herrn Dr. Heinrich Engelhardt zukommen — bildet durchſchnittlich keine anziehende, leichte Lectüre; aber ſie iſt gehaltreich und aus Originalquellen, handſchriftlichen und gedruckten, gewiſſenhaft geſchöpft. Es iſt alſo ein wiſſenſchaft-

liches Werk; doch sagen wir's gerade heraus: Strobel hat es nicht verstanden oder hat es verschmäht, seiner Arbeit die künstlerische Rundung zu geben. Licht und Schatten sind nicht gehörig vertheilt; die geschichtlichen Charaktere und Personalitäten nicht mit festen Zügen aus dem Wuste der Pacten und Acten herausgehoben. Sonderbarer Widerspruch zwischen der Grundanlage des Mannes und den Leistungen des Schriftstellers! Strobel, wenn er sprach, war lebhaft, anregend, witzig; ein unterhaltender Rhapsode! auf eine anschauliche, pittoreske Weise trug er die Scenen aus der alten elsässischen Geschichte vor; doch wenn er schrieb, verschwand dieser Zauber. Es war, als ob ihn die Masse des Stoffes, den er nicht bewältigen konnte, zu Boden drückte. Der Geschichte des Elsasses fehlt leider schon von Haus aus das geistige Band, die gehörige Einheit. Den Faden, woran die zersplitterten Interessen des Landes sich etwa anreihen ließen, fand Strobel nicht, errieth er nicht; er war zu sehr in dem gelehrten Wahne befangen, man müsse im Texte Alles wiedergeben; er bedachte kaum, wie kurz die dem eifrigsten Leser zugemessenen Stunden! So kam es, daß sein gewissenhaftes Werk nicht die verdiente, nicht die gehoffte Aufnahme fand. Es erschien in lange auseinander gehaltenen Lieferungen (von 1841—1847). Das Monument, das er seiner Heimath im besten Sinne errichten wollte, war nicht frei aus einem Blocke vogesischen Sandsteins gehauen; es baute sich ruckweise, beschwerlich, vor den Augen des ungeduldigen Beschauers aus verschiedenartigen und zu verschiedenen Zeiten gebrannten Ziegelsteinen auf; und als die mo-

derne Geschichte, die doch ebenfalls berechtigt ist, in einer Localgeschichte die gehörige Seitenzahl einzunehmen, an die Reihe kam, war der Baumeister müde und matt; dem Tode nahe, überließ er einem Freunde die Bedachung.

Nun da ich zu gutem Anfang mit der Kehrseite begonnen, wird mir die Anpreisung der Verdienste des ehrenwerthen alsatischen Geschichtsschreibers zur doppelten Pflicht. Ihm ward vor Allem die Eigenschaft der maßvollen Unparteilichkeit zu Theil. In dem confessionell gespaltenen Lande wollte er auf keine Seite hin aufregen oder beleidigen, und das in einer Periode, welche hier den leidenschaftlichen Streit über den Gebrauch des Chors in den gemischten Kirchen, das sogenannte Simultaneum, entbrennen sah. Strobel war ein rationalistischer Protestant; es stand zu fürchten, er werde die Reformation auf Kosten der streng abwägenden Gerechtigkeit in ein rosiges, vortheilhaftes Licht setzen. Das war aber keineswegs der Fall; nur erlaubte er sich hier eine allzuabgerissene Kürze. Den Fels zu vermeiden, der querüber auf seiner Bahn lag, umging er dies Hinderniß nicht und sprang auch nicht darüber hinaus; er überdeckte den Fels nicht mit gefälligem Grund und Rasen; er wies ihm gar keine Stelle an. — Aber in den vorhergehenden Jahrhunderten ist er ein ruhiger, competenter Richter. Einzelne Stellen sind oft mit Wärme, mit anschaulichem Reize geschrieben. Das Leben einzelner Männer, Prälaten und Dynasten, bildet manchmal eine Oase in der dürren, ermüdenden Sandwüste der angehäuften, unmalerischen Thatsachen. Strobel hatte die altdeutsche

sowie die altfranzösische Literatur studirt; war er doch selber ein tüchtiger Editor von Brandt's Narrenschiff. Diese literarische Seite seines Werkes trug er, zwar nicht erschöpfend, aber in voller Kenntniß des ausgedehnten Labyrinthes vor. Auf lange Zeit hinaus wird Strobel für jeden alsatischen Geschichtsforscher zum Ausgangspunkte, zur Fundgrube dienen. Ein deutsches, im Elsaß sich akklimatisirendes Publikum — anspruchsloser ohne Zweifel als die gegenwärtige verwöhnte Lesewelt — wird sich diesem Grundstock der Localgeschichte wieder zuwenden.

Die von Heinrich Engelhardt durchgeführte Geschichte der Revolution im Elsaß ist bei Weitem anziehender gehalten, als die vorhergehende Strobel'sche Arbeit. Der Stoff brachte das schon mit sich. Engelhardt ist ein freisinniger Constitutionsfreund; den Ueberschreitungen des Liberalismus, geschweige des Terrorismus, entschieden abhold. Eine in jedem Sinne ehrenhafte Natur spricht aus seiner umständlichen, ebenfalls auf Original-Documenten fußenden Erzählung. Strobel konnte sich keinen treueren Fortsetzer wählen zum Abschluß seines Werkes Beide Namen werden vereint, wie die von Schweighäuser und Golbery, im Gedächtniß der alsatischen Geschichtsfreunde fortleben.

Auf streng wissenschaftlichem Standpunkte steht Röhrich, Geschichtsschreiber der „Reformation im Elsaß und besonders in Straßburg". Des Zelotismus will ich ihn nicht anklagen; aber einem katholischen Leser kann er keine Gunst abgewinnen. Das wollte er auch nicht; er wollte in seinem Sinne, nach seiner Ueberzeugung wahr sein. Eine in's Einzelne gehende

Kenntniß der Zeit, die er sich zur Vorlage gewählt, ist ihm eigen. Den Männern der Reform ist er von Herzen ergeben; er ist ein Bewunderer ihres Werthes, ihres Glaubenseifers; er hätte wohl in gleichen Umständen wie sie gehandelt, gelitten wie sie. Mit den kirchlichen Zuständen des Elsasses war er, als Sohn eines Pfarrers und er selber Seelsorger, wie verwachsen. In mehreren Monographien schildert er Personen und Ereignisse jener aufgeregten Zeit.*)

Auch Andreas Jung, der unvergeßliche Bibliothekar, hatte schon vor bald vierzig Jahren eine Geschichte der Reformation im Elsaß begonnen; aber sie ist „liegen blieben" mit dem ersten Bande. Das Werk würde gewiß mit großer Sachkenntniß fortgesetzt worden sein; Jung hat indessen einen wohlthätigeren Einfluß als gewissenhafter Rathgeber jüngerer und älterer Freunde, einheimischer und auswärtiger Gelehrten ausgeübt.

Pfarrer Lehmann in Nußdorf bei Landau hat, als treuer Nachbar, viel über alsatische Geschichte gesammelt und geschrieben; seine umfangreichen Monographien über Hanau-Lichtenberg und über das Haus Zweibrücken, Erbe der elsässischen Ochsensteiner, aus unedirten Documenten zusammengefügt, sind zwar keine leichte Lectüre, aber als gehaltreicher Stoff für künftige Historiker aller Ehren werth. Den Ansprüchen eines größern Lesepublikums genügend, ist seine Geschichte der Reichsstadt Landau und seine stattliche Uebersicht der Burgen und Schlösser der Pfalz.

*) Mittheilungen zur Geschichte der evangelischen Kirche im Elsaß. 3 Bände.

Der verstorbene Stadtarchivar Ludwig Schneegans, der Vater des dramatischen Dichters, und der noch in voller Kraft lebende Auguſt Stöber haben, Einer wie der Andere, Vieles für alſatiſche Geſchichte geſammelt und geſchrieben; Letzterer beſonders in ſeiner vieljährig fortgeſetzten Zeitſchrift: „Alſatia"; doch eigentlich Zuſammenhängendes in größerem Maßſtab verdanken wir ihnen nicht. — Ebenſowenig kann ich mich hier in einzelne Monographieen, z. B. von Lobſtein (Geſchichte der Muſik im Elſaß), oder von Heitz (das Zunftweſen im Elſaß), verirren. Die größeren hiſtoriſchen Arbeiten von Profeſſor Karl Schmidt gehören in das Gebiet der franzöſiſchen hiſtoriſchen Werke über unſere Provinz.

Seine Hochwürden, der Herr Biſchof von Straßburg, Dr. Andreas Räß, dürfte mit einigem Recht unter die alſatiſchen deutſchen Geſchichtsſchreiber gezählt werden, obgleich das bedeutende Werk ſeines höhern Alters, „die Convertiten ſeit der Reformation", bis jetzt in zehn Bänden, eigentlich nur eine kleine Minderzahl von Elſäſſern, die in den Schooß der alten Kirche zurückkehrten, zu behandeln die Gelegenheit hatte. Die Tendenz dieſer umfangreichen Arbeit läßt ſich von vornherein errathen. Es iſt leicht zu ermeſſen, daß ein katholiſcher Prälat, wenn er ſeine ſeltenen Mußeſtunden zur Biographie, zur pſychologiſchen Analyſe der Lebensläufe bekehrter Proteſtanten hergiebt, nur vom ultramontanen Standpunkte aus ſchreiben und urtheilen kann. Dies benimmt nichts von dem Intereſſe dieſer wie eine Moſaik chronologiſch zuſammengefügten Monographieen. In endloſer Reihe bieten ſich die Namen

von Fürsten, Gelehrten, Geistlichen und Laien aller Völker des mittleren und nördlichen Europa dem gläubigen und ungläubigen Leser zur Wahl. Merkwürdig gedachte und kernhaft geschriebene Vorreden versetzen, an der Spitze der meisten Bände, in die Stimmung, welche der Verfasser zu erwecken sucht. Die Quintessenz der Polemik und der individuellen Berichte, die sich an die meisten einzelnen Lebensabrisse der Convertiten knüpft, hat für den Theologen den Werth, in verhältnißmäßig engem Raum wiederzugeben, was in unzähligen Special-Werken zerstreut sich vorfindet. Für den Schreiber dieser Zeilen bleibt es räthselhaft und drängt ihn zur ungeheuchelten Bewunderung, wie der rüstige Prälat Zeit und Kraft zu dieser Riesenarbeit aufwenden kann, auch wenn ihm einiges Material vorläufig und auszugsweise zugeführt werden sollte. Nur eine von frühster Jugend an unausgesetzte Arbeitsliebe — Dr. Räß ist bekanntlich einer der gelehrtesten Theologen Deutschlands und Frankreichs — war zu solchem Unternehmen befähigt und vermochte auszudauern in dem Drang der täglichen Sorgen und Geschäfte. Die Belesenheit*), wovon das Werk unwidersprechliches Zeugniß ablegt, ist für einen Nichtkatholiken wohl die auffallendste Seite des Schriftstellers; für verwandte Geister und Gesinnungsgenossen mag es der Glaubenseifer des greisen Bischofs sein.

Noch jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, weiß ich nicht, ob es dem unter dem Namen des illustern deutschen Gelehrten Gieseler sich bergenden Elsässer Theo-

*) Wir führen zum Belege die Biographie des Grimmelshausen, Verfasser des Simplicissimus, an, VII., p. 69 u. ff.

logen*) genehm wäre, wenn der Schleier gelüftet würde. — Die „Geschichte der modernen protestantischen Kirche in Frankreich" ist der freie Erguß eines etwas ironischen Geistes; in der Materie, die er behandelt, ist er aber ganz zu Hause.

Aus dieser kurzen Uebersicht erhellt, daß die confessionellen Zustände die Hauptmotive für die deutschen Historiker des Elsasses hergaben. Nicht dasselbe Verhältniß findet sich auf dem Boden der französischen alsatischen Geschichtsschreiber; hier athmen wir in einer andern Athmosphäre und schauen unter einem anderen weiteren Horizonte umher.

Während dem ersten Kaiserreich lag dieses Feld gänzlich brach. — Mit der Restaurationsperiode erwachte die Lust zu lokaler, historischer Forschung. Die öffentliche Aufmerksamkeit war nicht mehr ausschließlich mit den Zeitereignissen in wildem Strudel fortgerissen. Die Straßburger Maire's Hermann und Kenzinger sind schon als Herausgeber interessanter Documente in diesen Blättern genannt worden. Schützenberger begleitete in einer Vorrede über die Geschichte der Verfassung Straßburgs die Prachtausgabe des Code diplomatique (1843), und das Andenken von Schöpflin wurde (1850 u. f.) durch eine französische Uebersetzung der Alsatia Illustrata von Ravenez aufgefrischt. Zum handlichen Gebrauche ist die französische Ausgabe bei Weitem bequemer, als das lateinische Original in zwei Foliobänden; Noten aller Art und Pläne sind dem Texte beigefügt, die Liste der alten Geschlechter durch Angabe der Neugeadelten, von Frankreich herüber-

*) Hr. Präsident Mäder ist unterdessen, 81jährig, mit Tod abgegangen.

gesiedelten, vermehrt. Ravenez, obgleich nur ein Translator, war eine originelle Natur, die Schönes geleistet hätte, wäre sie nicht, durch die herbe Noth gezwungen, in das Joch eines beschwerlichen, untergeordneten Amtes eingespannt worden. Einzelne Unrichtigkeiten in der Uebersetzung thun dem ganzen keinen Eintrag: es ist eine Benedictinerarbeit.

Schon etwas früher hatte Coste (1840) in einem gehaltreichen, bedeutsamen, kleinen Bande die Uebergabe Straßburgs an Frankreich erzählt. Er hatte zu diesem Zwecke die Materialien im Pariser Kriegs-Ministerium gesammelt und sich darüber mit einem ihm befreundeten Archivar, mit Louis Hugot von Colmar, auf immer überworfen. Hugot, ein geistreicher und eruditer Zögling der École des Chartes, der Gründer des herrlichen Museums von Unterlinden, hatte dem Freunde seine in Paris gesammelten Notizen mitgetheilt, und Coste dieselben auf eine etwas indiscrete Art benützt. Wie dem auch sei, das Publikum verdankte diesem Umstande eine werthvolle Monographie, worin die Verhandlungen des Domenikus Dietrich mit den Residenten Ludwigs XIV. in Straßburg oft wörtlich angeführt, das wahre dramatische Vorspiel der September-Katastrophe von 1681 bilden.

Um dieselbe Zeit wie Coste (1844) schrieb Graf Hallez-Claparède, der unter dem zweiten Kaiserreich als orleanistischer Deputirter in Ungnade fiel, seine Geschichte der Vereinigung des Elsasses mit Frankreich. Es ist keine gründliche Arbeit; aber die Darstellungsgabe des Verfassers ließ von seiner Feder mehreres hoffen; er blieb auf halbem Wege stehen. — In

dem folgenden Decennium gab Vicomte Théodore Renouard de Bussierre seine einseitige leidenschaftliche Geschichte der Reformation in Straßburg heraus. Der Convertit konnte es nicht lassen, seinen früheren Glaubensgenossen beiläufig ihr historisches Sündenregister vorzuhalten. Durch gewissenhafte Vorarbeiten hatte er sich zu seinem Werke gewappnet, und ist jedenfalls dem Vorwurf der Seichtigkeit entgangen. Er ist heftig, aber ehrlich; und wenn er die Kehrseite der großen kirchlichen Bewegung mit Vorliebe beleuchtet, so kann ihm das nur ein Häretiker verübeln. Seine Geschichte Karls des Kühnen ist ruhiger gehalten; seine Erzählung der Legende der heiligen Ottilia dagegen dürfte vor dem Richterstuhle einer streng historischen Kritik nicht bestehen.

Ganz auf entgegengesetztem Standpunkte befindet sich Professor Karl Schmidt, der Verfasser des »Chapitre de St.-Thomas«, Biograph der Straßburger Humanisten ꝛc. ꝛc. Das erstgenannte Werk ist eine der besten Monographien der Straßburger Kirchengeschichte; daß es in Paris beim Institut nicht die gehörige Beachtung fand, erklärt sich nur aus dem Eigendünkel und dem absprechenden Wesen der hauptstädtischen Gelehrtenwelt. — Die Belobungen, die von dem academischen Areopag ausgehen, sind reinweg dem Zufall und der Laune unterworfen. Unbedingt hätte das gelehrte, aber durchaus nicht indigeste Werk mehr als eine oberflächliche Anerkennung verdient. Sieht man dagegen weiland Herrn Boyer, den Verfasser einer absurden, ans Schülerhafte grenzenden Monographie über „das Lügenfeld“ belobt und gehätschelt, weil er kaiser-

licher Rath am Appellhofe in Colmar war, da wird man irre an der Gewiſſenhaftigkeit und dem Wahrheitsſinne der Pariſer Richter. Herr Boyer hatte ſich ebenfalls vermeſſen, eine Geſchichte des Elſaſſes zu beginnen. Es iſt ein komiſches mixtum compositum von etymologiſchen Hypotheſen. Der Editor weigerte ſich den Druck fortzuſetzen, und ich denke, daß auch der ergebenſte Freund und Schmeichler der Magiſtratsperſon nicht umhin konnte, ſich mit dieſem Urtheilsſpruch, im Stillen wenigſtens, einverſtanden zu erklären.

Ein eifriger Bearbeiter einzelner Theile der alſatiſchen Geſchichte war ſchon unter der Juli-Regierung Louis Levrault, der Verfaſſer einer gewiſſenhaften Abhandlung über das Münzweſen in Straßburg. Er war, als oberer Beamter in der hieſigen Münze, doppelt zu dieſer Arbeit befähigt. Wir werden ſeinem Namen noch in dem Abriß über die hiſtoriſch-archäologiſche Geſellſchaft des Elſaſſes begegnen. Seine Geſchichte des Ottilienberges läßt den gläubigen Katholiken in mancher Seite durchſchauen. Als Legende behandelt, hat die Biographie der „elſäſſiſchen Herzogstochter und kanoniſirten Aebtiſſin“ einen relativen, traditionellen Werth; auf unverfälſchte Dokumente erſter Hand läßt ſie ſich nicht gründen. Aber im Glauben des Volkes iſt ſie ein noli me tangere geworden, ein Vermächtniß, das feſt wie die Tannen zwiſchen den Felſen von Hohenburg wurzelt.

In der Geſchichte des mittleren Rheinthales iſt auch Herr Maximilian von Ring eingebürgert und heimiſch; er hat für die römiſche Epigraphik dieſer

Gegenden, für die Urgeschichte der Kelten und Romanen, für die Burgen der benachbarten Schwarzwaldreviere Vieles geleistet. Seine vielfachen Verdienste um die historisch-archäologische Geschichte des Elsasses haben wir anzuerkennen noch späterhin Veranlassung.

Es sei uns vergönnt, einen Augenblick in den Oberrhein abzuschweifen. In Colmar lebt und webt eine ganze Phalanx von Mitarbeitern auf bezeichnetem wissenschaftlichem Felde. Da ist vor Allen der Advokat Ignace Chauffour, der sich als Beförderer alsatischer Geschichtsforschung durch Ansammeln einer ausgezeichneten Bibliothek und durch juristische Abhandlungen und Plaidoyers seit Jahren hervorthat. In jüngster Zeit führte er gegen Abbé Hanauer, den Verfasser der Geschichte des Bauernstandes und der Dinghöfe im Elsaß", einen Streit über den Ursprung und die Verfassung dieser ländlichen Tribunale. Diese gründliche, aber derbe und fast giftige Polemik zog sich in die Länge, aber gerade dieser letztere Umstand trug dazu bei, die Gegner, wo nicht zu versöhnen, doch zu beschwichtigen.

Ein ebenso eifriger Sammler von Alsaticis, als Ignace Chauffour, ist der Advocat Charles Gérard, dessen schöne Bibliothek leider vor einigen Jahren an die damalige königliche Bibliothek in Berlin überging. Gérard hat in einer halb-humoristischen Abhandlung: »L'ancienne Alsace à table«, ein von originalen Documenten abgezogenes Sittengemälde geliefert, das einzig in seiner Art dasteht. Mit Liblin, dem langjährigen arbeitsamen Director der Revue d'Alsace hat er die Dominikanerchronik von Colmar an's Licht

gefördert. — Auch Liblin, als Herausgeber der nachgelassenen Werke des Geschichtsschreibers Grandidier (5 Bände groß Octav) hat sich bei den alsatischen Geschichtsfreunden ein unbestreitbares Verdienst erworben. Nun, da der Brand der Straßburger Bibliothek die Manuskripte Grandidiers in Asche verwandelt, erhält die Arbeit Liblin's einen unvorhergesehenen doppelten Werth.

Ebenfalls zu Colmar giebt der Stadtarchivar Moßmann, ein Mitarbeiter des verstorbenen Louis Hugot, seit Jahren eine schöne Thätigkeit kund, und zwar durch Herausgabe einzelner localer Documente und mannigfaltiger Monographien. Da er noch in voller Lebenskraft, so ist zu hoffen, daß er sich zu einer zusammenhängenden Composition entschließt. Zu der Revue germanique hat er Beiträge geliefert; zu der Revue d'Alsace ist es selbstverständlich. Seine Thätigkeit als Stadtarchivar wurde von dem französischen Inspector und dem Ministerium nicht gehörig anerkannt, weil er sich nicht an das vorgeschriebene Formular halten konnte oder wollte.

An der äußersten südlichen Grenze des Elsasses, aber schon auf Schweizergebiet, betheiligte sich fortwährend Hr. Quiquerez an der Erforschung römischer Antiquitäten und alsatischer Burgen. Die Revue d'Alsace zählte ihn unter ihre eifrigsten Mitarbeiter. — In demselben helvetischen Districte, zu Pruntrut, lebte und wirkte der vor einigen Jahren verstorbene Trouillat, der als Herausgeber eines dreibändigen Codex diplomaticus des Basler Bisthums sich um elsässische Geschichte verdient machte.

In Colmar, um dorthin zurückzukehren, behauptete in den letzten Decennien Herr Véron-Réville, ein Rath am Appelhofe, unter den alsatischen französischen Historikern eine bevorzugte Stelle. Als gründlicher Jurist schrieb er eine reichhaltige Abhandlung über die alten Gerichtsbarkeiten im Elsaß*). Das bedeutende Werk hält mehr, als der Verfasser zu versprechen scheint. Die Geschichte der alsatischen Städteverfassung ist darin gehörig berücksichtigt. Fragmentarisch läßt sich z. B. die Verfassung von Straßburg recht gut aus den einzelnen Kapiteln wieder aufbauen und gestaltet sich für den Leser zu einem anschaulichen Bilde. . . . In die Revolutionsgeschichte im Elsaß greift ein anderes Werk von Véron-Réville direct ein**) und eröffnet eine neue Perspective, indem es das Scheitern der politischen Bewegung an die Nichtbeachtung der religiösen Bedürfnisse des Volkes, an die Verfolgung der Priester knüpft. Diese Ansicht bezeichnet den ehren- und gewissenhaften Standpunkt des katholischen Verfassers.

Auf einer fast entgegengesetzten Seite steht der rationalistische, ohnlängst verstorbene Karl Heitz, Typograph und Buchhändler in Straßburg. Im Grunde ist Heitz kein Historiker; er war ausschließlich Sammler, und hat als solcher während fünfzig Jahren eine noch ungetheilt bestehende Bibliothek von Alsaticis zusammengebracht. Diesen Schatz stellte er zu seiner Lebzeit mit wahrer Liberalität den elsässischen Forschern zur Verfügung. In seinen letzten Jahren gab Heitz eine Reihe von Documenten aus dem 18. Jahrhundert

*) Des anciennes jurisdictions en Alsace.

**) La contre-révolution en Alsace.

heraus. Die vorzüglichſten beziehen ſich auf die Straßburger Clubs und geheimen Geſellſchaften und auf den abtrünnigen Mönch Eulogius Schneider. Dem nachſichtigen Urtheile, das er über letzteren fällte, können wir durchaus nicht beiſtimmen. Ueber beide Blokaden von Straßburg (1814 und 15) referirt er unparteiiſch; aber in einem älteren Zeitraume, wo es ſich um die Erfindung der Buchdruckerkunſt handelt, erwies er ſich beinahe leidenſchaftlich; dem Gutenberg ſprach er die Erſtlingsſtelle ab, zu Gunſten Mentelin's. Die hiſtoriſche Geſellſchaft war Zeuge unangenehmer darauf bezüglicher Scenen zwiſchen ihm und dem bibliographiſch unantaſtbaren ſeligen Andreas Jung. Dieſe Bemerkung thut dem reellen Werthe des Sammlers keinen Abbruch. Möge ſein Bücherſchatz, mit betreffenden Katalogen und handſchriftlichen Notizen der künftigen Stadt- oder Univerſitätsbibliothek erhalten bleiben. In dieſem Wunſch ſtimmen gewiß alle alſatiſchen Geſchichtsfreunde überein.*)

Zwei hiſtoriſche Prachtwerke, von ſehr verſchiedenem Inhalte und ſehr verſchiedenem Werthe, erſchienen in Straßburg, das eine vor etwa fünfzehn Jahren, das andere am Eingang des letzten Krieges. Wir meinen das „illuſtrirte Straßburg" von Piton, und die «Alsace noble» von Ernſt Lehr.

Piton hatte ſich ſchon lange her mit Zeichnung der mittelalterlichen Straßburger Koſtüme, mit den Gebäulichkeiten und Umgebungen der hieſigen S adt beſchäftigt. Daher kam die Idee zu ſeinem zwei dicke Bände in Quart faſſenden Werke. Er ſchrieb einen

*) Dieſer Wunſch ging ſeitdem in Erfüllung. Die Univerſitäts-Bibliothek hat die Heitz'ſche Sammlung käuflich an ſich gebracht.

Text zu seinen treuen Abbildern. Es war also nicht der Text, welcher die Illustrationen in's Leben rief; er war umgekehrt das Produkt der schon im Album des Zeichners prangenden anschaulichen Zeichnungen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist das Ganze zu beurtheilen. In stylistischer Hinsicht läßt das verdienstvolle Werk hin und wieder zu wünschen übrig; irgend eine Freundeshand hätte Einiges ausmerzen, vereinfachen, berichtigen sollen. Auf hiesigem Boden that die mangelhafte Form dem Ganzen nicht den geringsten Eintrag. Führte doch das Strasbourg illustré den Bürger auf einem nicht ermüdenden Pfade durch die Straßen und in die Wohnungen der lieben Vaterstadt; eröffnete es doch dem eingewanderten transvogesischen Genossen einen leichten Einblick in die Sitten und in die Vergangenheit seiner neuen Heimath! Der Brand des Straßburger Gymnasiums, im Juni 1860, verzehrte eine zahlreiche Niederlage des Piton'schen Werkes und erhöhte somit den Werth der zerstreuten bestehenden Exemplare.

Von ganz anderem Belange ist das reinfranzösisch geschriebene Werk: »L'Alsace noble« in drei Quartbänden von Hrn. Lehr, dem ehemaligen Generalsecretär des protestantischen Directoriums. Mit seltenem kostspieligem Luxus von dem Verleger ausgestattet, war im Grunde das genealogische Werk auf eine ruhige Friedenszeit berechnet, wo jede vorgeführte Familie, jeder alsatische Forscher sich dem Ankauf des Prachtexemplars nicht entzogen hätte. Aber auch unter dem ungünstigen, umwölkten Horizonte, welcher die ersten Geburtsmonate der zehnjährigen Arbeit Herrn Lehr's verhüllte, kann es derselben auf die Länge an Abnehmern

nicht fehlen. Mit dem erhöhten Interesse, welches jetzt der geschichtlichen Metamorphose des Elsasses zu Theil wird, dürfte keine öffentliche Sammlung sich der «Alsace noble» entschlagen, und die Privatarchive der fürstlichen, gräflichen, freiherrlichen, patrizischen Häuser, deren Vorfahren alle in genauer Reihenfolge übersichtlich eingereiht sind, können sich der Aufnahme dieses „goldenen Adels-Buches" nicht verschließen. Bildnisse der Hauptpersönlichkeiten, der Burgen und Schlösser zieren die einzelnen Abschnitte; vor Allem ist die Heraldik in polychromen blendenden Abdrücken berücksichtigt. Der erzählende Text, als Einleitung in die Geschichte der fürstlichen Häuser, ist in didactischem, einfachem Tone geschrieben. Die eine oder die andere jungfranzösische Adelsfamilie, welche ihre Illustration dem ersten Kaiserreiche oder einer Laufbahn in höheren Aemtern verdankt, mag vielleicht in einem künftigen Adelsbuche des Elsasses sich nicht mehr vorfinden. Für die jetzigen Tage, gerade beim Eintritt in eine neue geschichtliche Periode, ist das gegebene Verhältniß jedenfalls festzuhalten, und dürfte sich dieses anschauliche Repertorium als maßgebend erweisen.

Schon einige Mal habe ich auf die Anhäufung alsatischer Monographien hingewiesen; in dieser Hinsicht herrscht ein Ueberfluß, welcher dem Gesammtblick eher zu Schaden als zu Nutzen gereicht. Dem Bearbeiter größerer Epochen in der Geschichte des Elsasses wird die Bewältigung des überhandnehmenden Materials mit jedem Tage erschwert. Wenn ich z. B. erwähne, daß in letzter Zeit das Städtchen Ober-Ehnheim, ehedem eine der zehn Landvogteistädte — einen

Annaliſten in der Perſon des ehemaligen Spital-Almoſeniers gefunden, und daß dem Verfaſſer kaum zwei dicke Bände hingereicht, ſo wird der eifrigſte patriotiſche Geſchichtsfreund vor ſolchen Symptomen erſchrecken. Herr Abbé Gyß hat das von ihm ſchließlich inventorirte Hoſpitalarchiv benützt, und ſein Gebäude ſomit auf feſten Grund gelegt. Die Verfaſſung der alten Reichsſtadt, ihre Berührung mit der oberen Behörde der Landvogtei zu Hagenau, ihre territorialen Verhältniſſe, ihre Zwiſtigkeiten mit umliegenden Herren und Stiftern fanden in ihrem modernen Erzähler eine ruhige, klare Würdigung. Die Leiden, die Ereigniſſe des fürchterlichen dreißigjährigen Krieges, der ſeine Verheerungen auf alle Länderſtrecken des Elſaſſes — mit Ausnahme des einzigen Straßburgs — ausdehnte, ſind vom Ober-Ehnheimer Annaliſten ausführlich in ihrem Bezug auf ſeine Adoptivſtadt vorgetragen. Auf dramatiſche Erzählung macht der Verfaſſer keinen Anſpruch; er iſt einfach, aber für frühere Leiſtungen, nicht ohne Abſicht, bisweilen vergeßlich.

In der «Revue catholique» ſind, wie in der «Revue d'Alsace», unendlich viel ſpecielle hiſtoriſche Aufſätze niedergelegt; in beiden erheben ſich einzelne Verfaſſer auf einen Standpunkt, wo ſich Wahrheitsliebe allein geltend macht; nicht ſelten aber legt ſich Parteilichkeit an den Tag.

Einer der vorzüglichſten Mitarbeiter*) der erſtgenannten Revue iſt ohnſtreitig Profeſſor Straub, jetzt

*) Eine ſeiner bemerkenswertheſten Monographien iſt über Abtei und Stift Neuweiler.

Generalsecretär des Bisthums; wir werden ihn, bei künftiger Uebersicht des Bulletins der historischen archäologischen Gesellschaft des Elsasses, als Antiquar und gründlichen Kenner der christlichen Symbolik wieder treffen.

Von jüngern Kräften, die auf dem Gebiete der Localforschung in Zukunft Schönes zu leisten versprechen, muß ich Herrn Rudolph Reuß erwähnen; er verwerthet das Resultat seiner Besuche in auswärtigen und inländischen Bibliotheken und Archiven bald in französischer, bald in deutscher Sprache. Seine Monographie über einige Lebensjahre des Grafen Mansfeld bezieht sich leider nicht auf die Periode, welche der berüchtigte Kondottière in Hagenau und vor den Mauern von Elsaß-Zabern an der Spitze seiner mordbrennerischen Banden zubrachte; aber zur Charakteristik des kecken Führers gehört sie unstreitig. Direct in die elsässische Geschichte schlägt der Bericht von Reuß über die Unterhandlungen, welche ein Straßburger Beamter, Glaser, zu Paris (anno 1639) mit der französischen Regierung anknüpfte. Es ist, nach dem Ausspruch der «Revue critique», ein unerwarteter, glücklicher Fund. Das Straßburger Archiv wird noch manche der Art zu Tage fördern.

Eine Rundschau über die Geschichte des Elsasses hielt vor etwa zwölf Jahren der Archivar des Niederrheins in seiner «Histoire de la Basse-Alsace», welche zugleich als historische Einleitung diente für das vom Präfecten Migneret in's Leben gerufene Gesammtwerk: *„Description du Bas-Rhin"*. Das Compendium von Ludwig Spach hatte die Bestimmung, in

gedrängtem, aber anschaulichem Zusammenhang die bis jetzt fragmentarischen Annalen der alsatischen Provinz vor dem Leser zu entrollen. Dazu dienten dem Verfasser seine eigenen mannigfachen archivalischen Vorarbeiten und das factenreiche Werk von Strobel. Auf diesen Ueberblick folgten von demselben Verfasser die „Briefe über das niederrheinische Departementalarchiv", die ebenfalls auf die Theilnahme eines größeren Publikums berechnet, den Inhalt der ehemaligen Intendance d'Alsace, die Documente der alsatischen fürstlichen Geschlechter, die Schätze des bischöflichen Archivs, der Stifte, Abteien und Klöster in rascher Aufeinanderfolge aufdeckten. Seitdem hat der niederrheinische Archivar seine zahlreichen historischen Monographien gesammelt, in den «Biographies alsaciennes» und in den «Mémoires d'archéologie et d'histoire alsatique» der Oeffentlichkeit übergeben. In der Vorrede zu dem erstgenannten, vor sieben Jahren erschienenen Werke macht er auf Unparteilichkeit Anspruch, so schwierig die Aufgabe in einem mehrfach zerklüfteten Lande, wo im Gewirre der Parteien auch stärkeren Händen als den seinen die Richtschnur entgleitet oder gewaltsam entrissen wird.

Es wäre noch ein eigener Abschnitt den Schriftstellern zu widmen, die sich außerhalb des Elsasses mit dessen Geschichte beschäftigt; aber das vorgezeichnete Programm wollte Schreiber dieser Zeilen nicht überschreiten. Schon jetzt, nach kaum erfolgtem Anschlusse an das deutsche Reich, bringt jeder überrheinische Bücherkatalog die Anzeige von extemporirten „Geschichten" des jungen Rheinlandes. Die Gelegenheit, solche Symptome der

Zeit bei ihrem Auftauchen zu ergreifen, läßt vermuthlich nicht lange auf sich warten. Die Aufzählung des Alten, schon geleisteten, hatte mithin einige Eile. Möge es nicht veralten! Mit diesem Wunsche schließen wir diese erste Uebersicht.

Die historisch-archäologische Gesellschaft des Elsasses.

Der eigentliche Name dieses Vereins lautet etwas pompös: Gesellschaft zur Erhaltung der historischen Monumente des Elsasses (Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace). Im Augenblick ihres Entstehens schien also der Zweck der Begründung einzig und allein auf die Sorge beschränkt, es möchten die noch übrigen Reste der keltischen, römischen, mittelalterlichen und Renaissance-Periode der Beschädigung und Zerstörung anheimfallen; diesem Vandalismus müsse gesteuert werden. Aber gleich bei den ersten Berathungen eines freiwillig gebildeten Comités (Dezember 1855 und Januar 1856) wurde die Ausdehnung auf das Gebiet der alsatischen Geschichte beschlossen und in die Statuten aufgenommen. Dem Präfekten Migneret gebührt das Verdienst der ersten Anregung. Auch ist nicht mehr als billig zu bemerken, daß die kaiserliche Regierung solche Beschäftigungen gern sah. Von Napoleon III. ging im Grunde die archäologische Bewegung aus. Beamte und reiche Müssiggänger, die sich vorher um Cäsar und gallische oder römische Lagerstätten gerade so viel als um den Mann im Monde bekümmert, beschäftigten sich jetzt angelegent-

lich mit Sammlung von antiken Waffen und Geräthschaften, mit Erforschung historischer Localitäten. Das kaiserliche Prachtwerk über die gallischen Kriege war in der Hand von jedermänniglich. Christliche und mittelalterliche Archäologie war schon unter dem Bürger-König vornehme Mode geworden. Der alsatische Verein erwuchs aus natürlichen Verhältnissen. Mit etwa hundert Mitgliedern aus den höhern und mittleren Gesellschaftsklassen ward er eröffnet und schwoll in Zeit von wenig Jahren, besonders durch die thätige Theilnahme des oberrheinischen Departements, auf das fünffache.

An der Spitze stand ein Verwaltungs-Ausschuß von zwanzig Mitgliedern, worunter etwa ein Kern von zehn bis zwölf Arbeitern. Jährliche vielbesuchte General-Versammlungen unterhielten die öffentliche Theilnahme. In einem splendid gedruckten Bülletin, das seitdem auf ein Dutzend Bände anwuchs, wurden die Berichte über die in alten Kirchen und Burgen vorgenommenen Restaurationspläne und Ausführungen niedergelegt und mit historischen Monographien bereichert. Es war eine unbedingt schöne Zeit des Schaffens; kleine Mißhelligkeiten verschwanden im werkthätigen Getriebe; die jährlichen Generalversammlungen wurden zu halbjährigen, abwechselnd in Kolmar und Straßburg abgehaltenen. Die Präfekten beider Departemente präsidirten gerne bei solcher Gelegenheit und vereinigten wohl auch zu geselliger Abendunterhaltung die vorzüglichsten, thätigsten Mitglieder.

In den mittleren Rheingegenden, in der benachbarten Schweiz, in mehreren ähnlichen Vereinen Frank-

reichs, Belgiens, Süddeutschlands, sogar in Paris (!) fand die alsatische Gesellschaft Beachtung. Schon im ersten Jahre ihres Bestehens kam ihr der berühmte Archäologe Eduard Gerhard in Berlin freundlich entgegen; dasselbe Verhältniß knüpfte sich an mit dem badischen Archivdirektor, dem jüngstverstorbenen verdienstvollen Mone. Die Gunst des französischen Ministers des Unterrichts bethätigte sich durch Geldspenden und officielle Anerkennung der Stiftung als «Société d'utilité publique». Der Departementalrath bewilligte ansehnliche, jährliche Beiträge; eine Zeitlang (etwa von 1858—1863) schien die Gesellschaft ein Schooßkind des Glückes.

Was hatte sie bewerkstelligt, um solche Lage zu verdienen? Was gethan, um sich darin weich zu betten? Warum erfolgte dann ein Stillstand und in den letzten Jahren ein bemerkbarer Rückschlag? ... Schreiber dieser Zeilen wird sich bemühen, mit größter Unparteilichkeit zu berichten, als ob er nicht pro domo spräche.

In erster Zeit war der zu bearbeitende Boden gerade nicht ein Brachfeld, aber ließ doch in vielfacher Richtung neue Pflanzungen zu. Seither verstorbene, weggezogene oder abgewandte Mitglieder brachten ihre besten Kräfte dem jungen Anbau bereitwillig entgegen. Da fand sich, gleich am Anfang, der encyclopädisch gebildete Stadtbibliothekar, Professor Andreas Jung, der mit römischer Epigraphik, Beschreibung antiker Fünde und mancherlei Notizen seine Collegen unterhielt; unter andern die vor Jahren in Rheinzabern zu Tage geförderten Antiquitäten ihrer angemaßten Authenticität entkleidete und mit

unerbittlicher Kritik in ihr ursprüngliches Nichts zurückwies. Auf vielen Punkten des Ober- und Unter-Elsasses. in Wäldern und Feldern, lagen und liegen unzählige keltische Grabhügel zerstreut; viele derselben wurden aufgegraben, im Hagenauer Forste, im Walde von Brumath, in der Umgegend von Schlettstadt, bei Soultz, Heidolsheim, Ensisheim im Oberrhein; ihr mannichfacher Inhalt, ihre Geräthschaften, oxydirte Waffen und Schmuck wurden zu Tage gefördert; ihre tausendjährigen Skelete, zum ersten und letzten Male von der Sonne beschienen, lösten sich in Staub auf. Der Arbeiter auf diesem vorgeschichtlichen Felde war Herr von Ring, der erste Secretär der Gesellschaft. Seine Berichte, mit betreffenden Zeichnungen, erschienen im Bulletin und in eigenen Prachtwerken, die er auch in die Hände des Staatsoberhauptes niederlegte. — In Deutsch-Lothringen entdeckte und beschrieb ein dilettirenden Antiquar und Zeichner, Herr Pfarrer Ringel, die römischen Thermen von Mackwiller, und auf den vogesischen Anhöhen, westlich von Elsaß-Zabern, in römischen Lagerumkreisen sammelte Obrist de Morlet Grabsteine und sonstige Antiquitäten, die er in einem niedlichen, von ihm begründeten, localen Museum aufstellte.

Mit kirchlichen Ornamenten und Mobilien, mit Beschreibung mittelalterlicher, farbiger Glasfenster, mit Zeichnung von ländlichen Kapellen und Kirchen befaßte sich gleich in den ersten Jahren des Vereins Abbé Straub, damals Professor im kleinen Seminarium; ein jugendlich frischer Fußwanderer und Forscher, der beide Departemente durchzog, unter Geistlichen und

Laien die Luſt zu gleichem Streben erweckte, erlöſchende Frescogemälde entdeckend, in die Glockenſtühle ſteigend und die Inſchriften dieſer ehernen Zeugen einer alten Zeit mit gewiſſenhafter Treue aufnehmend.

An der Grenzſcheide des Ober- und Niederrheins, gleichſam als bindendes Mittelglied, thront auf pyramidalem Bergkegel die Hohkönigsburg, nach dem Heidelberger Schloß die größte Burgruine der mittleren Rheingegend. Hier verwandte eine Reihe von Jahren hindurch der archäologiſche Verein erhebliche Summen zum Wegräumen des Schuttes, zur Stütze der bedrohten Mauern, zum bequemen Beſuche der innern, weitläufigen Säle und Gebäulichkeiten. — Der Vorſtand der Geſellſchaft, Ludwig Spach, hatte mit einer auf inedirte Documente geſtützten Monographie über das Rieſenſchloß die Reihen der Memoiren eröffnet, welche dem Bulletin eine gnädige Aufnahme in der gelehrten und ungelehrten, aber wißbegierigen Welt eroberten. Von nun an durfte er es wagen, ſich in gleicher Weiſe, abwechſelnd, mit der Geſchichte der elſäſſiſcheu Burgen, der Abteien und Klöſter zu befaſſen, und geſchichtliche alſatiſche Perſönlichkeiten oder ganze Dynaſtengeſchlechter dem geneigten Leſer vorzuführen. Von Otfrit dem Mönch bis zu den beiden Schweighäuſer und Golbery herab führt eine langgedehnte Straße mit vielen Ruhepunkten. An manchen hielt er an; die Hanau-Lichtenberger feſſelten ihn abſonderlich, und die jetzt mit dem Brand der Bibliothek vernichteten Bruſtbilder des Grafen Jakob und der ſchönen Barbara von Ottenheim ſchmückten, treu photographirt, belehrend und erheiternd, die Blätter

der ernsten Geschichte. Ein kolossales Bergschloß, fast von demselben Umfange, wie die Hohkönigsburg, Girbaden, am Eingange des Breuschthales, wurde von Herrn Louis Levrault mit den naheliegenden Schlössern von Lützelburg-Rathsamhausen eingehend behandelt. Auch das naheliegende Hohenburg mit der schönen Legende von der heiligen Ottilie wurde von demselben Mitglied zum Objekt einer heftigen Polemik mit einem ungläubigen Basler Professor. Hier trat zum ersten Mal der wunde Fleck des alsatischen Vereins zu Tage, der Streit zwischen den beiden Schulen, der kritischen und der strenggläubigen, ... ein Streit, der bald zu den verdrießlichsten Folgen führte.

Nicht blos auf die bis jetzt angedeuteten Richtungen beschränkte sich die Thätigkeit des Vereins. Schon in den Statuten war es beschlossen, das Inventarium aller Monumente des Elsasses zu verfertigen. Für mehrere Kantone beider Departemente wurde die Arbeit durchgeführt; es betheiligten sich zuvörderst dabei die Herren Straub, Arth, Pfarrer Gerber in Hagenau. Des Letzteren eingreifende Thätigkeit in den letzten Jahren werden wir nochmals rühmlich bezeichnen.

Auch zur Verfertigung der topographischen Karte Galliens gab die Gesellschaft ihre Mitwirkung. Ein vorzüglicher Collaborator zu diesem Zwecke war der seitdem abgeschiedene, damals in Schlettstadt lebende Herr Coste, der sich viel mit römischer Topographie abgab und darüber mit einem Rivalen, Hrn. v. Ring, in unerquicklichen Streit gerieht. Die genaue Lage von Argentovaria (bei Horburg) entzweite diese Mitglieder, wie es kaum eine zugleich umworbene Braut vermocht

hätte. Beide, leidenschaftlich für ihre respektiven Messungen und Hypothesen eingenommen, verstiegen sich, schriftlich wenigstens, zu Ausfällen, welche der bedächtig vermittelnde Vorstand unterdrücken mußte.

Nach vierjährigem Bestehen hatte der Verein die Ehre, in Straßburg die französischen Antiquare zu bewillkommnen, die alljährlich unter dem Vorsitze des berühmten und vielverdienten Herrn v. Caumont in irgend einer bereitwilligen Stadt des weiten Kaiserreichs ihr Lager aufschlugen und die Umgegend auf archäologischen Ausflügen besuchten. Die Straßburger Municipal-Behörde, damals von Hrn. Coulaux vertreten, übte eine großartige Gastfreundschaft, indem sie die zahlreichen Personalitäten der Versammlung kostenfrei nach Zabern und nach Schlettstadt beförderte. Es wurde in langen Wagenreihen von Zabern aus die romanische Kirche von St. Johann und die beiden Basiliken von Neuweiler besucht, die Schlösser von Hohbarr und Geroldseck bestiegen, und einige Tage darauf am Fuße der Hohkönigsburg getafelt. Hier, wo von ansehnlicher Höhe das Auge nord- und südwärts weithin die Vogesenkette verfolgt, und am östlichen Horizonte die Bergzüge des Schwarzwaldes das Bild der alsatischen und badischen Doppelebene begrenzen, wurden die Restauratoren des Riesenbaues, Architect Ringeisen und Baron Matthieu de Faviers, bewillkommnet; sie ernteten die wohlverdiente Ehre des Tages.

Auch mit der Sammlung localer Antiquitäten aller Zeitalter befaßte sich der Verein, und fing an, zu Straßburg ein Museum zu bilden. Nur fehlte es stets

an gehöriger Räumlichkeit; auf diesem Felde gebührte der Vorrang unbestritten der Schwesterstadt Kolmar, die in dem ehemaligen Kloster Unterlinden eine Gallerie gegründet, mit der sich, besonders in mittelalterlichen Gemäldeschätzen, kein anderes Museum in den Rheingegenden vergleichen dürfte. Im Oberrhein standen durch die Vermittelung reicher industrieller Mäcene Geldmittel zu Gebote, die dem Niederrhein abgingen. Ein eigenes Nebencomité hatte sich in Colmar gebildet; es hielt, wie der Straßburger Haupt-Ausschuß, spezielle Zusammenkünfte, deren Verhandlungen aber im gemeinschaftlichen Bulletin erschienen. Das freundschaftliche Band zwischen Ober- und Niederrhein blieb festgeknüpft. Ignace Chauffour, Gérard, Véron Réville gaben den Impuls zur Thätigkeit, und die schon erwähnte Generalversammlung vermittelte von sechs zu sechs Monaten den Austausch der Pläne, der Wünsche, der Ansichten zwischen beiden Hälften der archäologischen Alsa. In Frankreich blieb dies Verhältniß das einzige Beispiel des Verschmelzens zweier Departemente, — einer ganzen Provinz — zu einer gemeinsamen antiquarischen Ausbeute. Solches Niederreißen einer administrativen Schranke war, — das können wir mit einiger Genugthuung aussprechen — nicht ganz ohne politische Bedeutung.

So standen die Verhältnisse, als gegen Ende des Jahres 1862 ein unheilbarer Riß zu Tage kam. Der Schriftführer der Gesellschaft war den Ideen »Dupuys, sur l'origine de tous les cultes» zugethan; mehrere Mal hatte er sich in der zu Kolmar erscheinenden «Revue d'Alsace» ausgesprochen; seine Ansichten waren

dem klerikalen Theile des Verwaltungsausschusses zuwider. Das mochte nun so hingehen, hätte er sich nicht mehrere Male im Comité auf eine verletzende Weise gegen einzelne der verstimmten Collegen benommen und in einem Aufsatze die kirchlichen Heiligen als directe Erben der heidnisch-römischen Gottheiten dargestellt. Er wurde von wohlmeinenden Freunden gewarnt, sich nicht freventlich auf diesem vulkanischen Boden zu ergehen. Doch schon war es zu spät; bei einer Wahlerneuerung des Bureau's, im Schooße des Comité's, fiel er als Sekretär durch; im höchsten Grade beleidigt, gab er nun auch seine Entlassung als Mitglied der Gesellschaft (Februar 1863).

Zum ersten Mal seit dem Bestehen des Vereins erfuhr das Publikum diese innere Zwistigkeit. Beklagenswerther Umstand! Kaum neun Monate später entführte der Tod den hochverdienten Jung aus den Reihen seiner Collegen; zwei Jahre später verließ der Gründer der Gesellschaft das Departement Niederrhein, und sein Nachfolger im Amte widmete der von seinem Vorgänger in's Leben gerufenen Stiftung nicht dieselbe Aufmerksamkeit; auf seinen Vorschlag entzog ihr der Generalrath zuerst die Hälfte, sodann die Totalität der beträchtlichen Departementalspende. Auch im Oberrhein zeigte sich der Nachfolger des ersten Beschützers der Gesellschaft gleichgültig gegen ihre Wirksamkeit, und im damaligen imperialistischen Frankreich kam nun einmal der erquickende Thau nur von oben.

Nicht daß auf der Stelle eine Abnahme in der Zahl der Mitglieder sich bemerklich gemacht hätte; bis in die letzten Jahre erhielt sich dieselbe auf gleicher Höhe.

Als Arbeiter wurden einige jüngere Kräfte zugezogen; doch wer in das Innere der Couliſſen ſah, konnte ein Erkalten wahrnehmen und mehr Mannigfaltigkeit wünſchen in den Beiträgen, die ſich jetzt mehr als früher den mittelalterlichen Kirchenſchätzen, Fresken und Gebäulichkeiten zuwandten. Gewiſſenhafte genealogiſche Arbeiten wurden von Hrn. E. Lehr, dem Verfaſſer der «Alsace noble», geliefert, und in letzter Zeit berichtete zu zweien Malen Herr Pfarrer Guerber über die ehemalige Burg der Hohenſtaufen auf der Inſel der Moder zu Hagenau. Beide Monographien bilden eine werthvolle Bereicherung des Bulletins. Monographien über kirchliche Fresken und Glocken gehören ebenfalls in den Bereich dieſes würdigen Mitgliedes.

Es kann hier ſelbſtverſtändlich die Rede nicht ſein von einer genauen Aufzählung aller Arbeiten und aller collaborirenden Genoſſen. Nur andeutungsweiſe verfuhr der Schreiber dieſer Zeilen. Doch einen der älteſten Theilnehmer kann er in der That nicht unerwähnt laſſen. Ein ehemaliger Pair von Frankreich, der Baron P. v. Schauenburg, hatte gleich in den erſten Jahren dem Vereine ſeine Muſeſtunden gewidmet, mit Rath und That beigeſtanden, und als tüchtiger Kenner und Künſtler der Glasmalerei und den Fresken ſeine Aufmerkſamkeit zugewandt, wozu ebenfalls der jüngſt verſtorbene Petit-Gérard werthvolle Beiträge lieferte. Als Ordner des kleinen Muſeums erwarb ſich der Numismatiker Merck wahre Verdienſte, und als langjähriger Schatzmeiſter legte Herr Klotz, der Architect des Domes, ſeine Rechnungen mit eben der Gewiſſenhaftigkeit und Pünktlichkeit vor, die ſeine Arbeiten im Münſter kennzeichnet.

Die zweite Hälfte des verhängnißvollen Jahres 1870 brachte in die Zusammenkünfte des Comités eine nicht zu vermeidende Störung. Als der Kanonendonner an der Grenze von Weißenburg dröhnte, hatte sich der Ausschuß zum letzten Male versammelt. An die Restauration und Stütze zertrümmerter Burgen jetzt zu denken, da es sich um den Neubau so vieler modernen Trümmer handelt, wäre ein unerhörtes Beginnen; es läge darin eine wahre Ironie. Aber sobald etwas Ruhe in die Gemüther und in die Lage im Allgemeinen wiederkehrt, wäre es an der Zeit, die historischen Arbeiten, die sich auf die Vergangenheit des Elsasses und der Rheingegenden beziehen, wieder aufzunehmen. Der alsatische Verein darf es freudig aussprechen, daß er das Erbe Schöpflin's, Grandidiers, Oberlin's und Schweighäuser's nicht verkümmern ließ; daß er, inmitten sich oft widersprechender Elemente, dennoch zu einigen positiven Resultaten gelangte, verschollene oder verkannte Persönlichkeiten in's Leben zurückrief, die Annalen mancher geistlichen und weltlichen Stiftung in das wahre Licht setzte, topographisch das schöne Land nach vielen Seiten hin aufnahm und in dem bis jetzt erschienenen Bulletin eine angehäufte Summe polyhistorischer Notizen hinterläßt, die künftig dem Forscher in der localen Provinzialgeschichte, und über ihre Grenzen hinaus, sich unentbehrlich erweisen dürfte. Mehrere Lieferungen sind vergriffen; an eine zweite Auflage läßt sich leider in gegenwärtigen Umständen nicht wohl denken.*)

Eine andere wissenschaftliche und historische Unternehmung war in den letzten Jahren durch bewußte

*) Geschrieben im ersten Semester des Jahres 1871.

Gesellschaft in Anregung gebracht. Mit der Herausgabe elsässischer Chroniken und sonstiger Documente wollte man beginnen; ein Verzeichniß der Manuscripte oder älteren vergriffenen Werke, die zur Veröffentlichung bestimmt, wurde verfaßt, ein Rundschreiben an elsässische Geschichtsfreunde, an einheimische und fremde Buchhandlungen erlassen, aber die Zahl der nöthigen Subscribenten konnte nicht erreicht werden. Unterdeß gingen mehrere der zum Druck bestimmten Manuscripte beim Bibliothekenbrand in Rauch auf, so z. B. die Collectaneen des Architecten Speckle. Künftigen Unfällen vorzubeugen, wäre es bald an der Zeit, die in anderen öffentlichen und Privatsammlungen noch befindlichen Schätze durch den Druck zu bewahren. Aehnliche Unternehmungen wurden in Deutschland eines höheren fürstlichen Schutzes würdig befunden; warum sollte nicht eine solche Unterstützung dem jungen deutschen Reichsland zu Theil werden? —

Die literarische Gesellschaft von Straßburg.

Die literarische Gesellschaft von Straßburg wurde im Februar 1861 gegründet. Es wehte damals ein frischer Lebenshauch in den intellectuellen Kreisen Frankreichs. Von oben her wurde diese Bewegung der Geister begünstigt. Daß die gänzliche Versumpfung, das ausschließliche Streben nach materiellem Gewinn am Ende zu nichts Gutem führen könne, fing man wohl an einzusehen. Auch Straßburg sollte, so war es beschlossen, thätigen Antheil nehmen an dem wiedererwachenden günstigen Lenze.

Der Vorsteher der Departementalverwaltung, der schon fünf Jahre früher die archäologische Gesellschaft des Elsasses in's Leben gerufen — Herr Migneret — gab einigen Professoren der Academie und bereitwilligen Gelehrten den Auftrag, sich mit der neuen Schöpfung zu befassen. Man ging schnell zu Werke, sammelte etwa ein halbhundert Unterschriften, entwarf die Statuten, bestimmte den Zweck des künftigen Vereins zur „Ermunterung der ernsten, reinen, literarischen Studien". Ein seither abgeschiedener ehrenwerther Professor der Zoologie, Herr Lereboullet, eröffnete die erste Sitzung. Das Schwierige des Unternehmens,

gerade in Straßburg, verhehlte er keineswegs, doch begränzte er tactvoll den neutralen Boden, worauf sich die confessionellen und politischen Gegensätze friedlich begegnen könnten, und begrüßte dankend die kleine Schaar der treuen Verehrer der keuschen Musen, die sich hier zu gegenseitiger Belehrung und geistigen Genüssen versammelte.

Auf welch' ungünstigen, felsharten Boden, gleich zu schönem Anfang, die Ermahnung zur Eintracht und Verständigung fiel, läßt sich aus dem Umstande ermessen, daß man sich über die Wahl eines Präsidenten nicht einigen konnte. Nun wurde für das erste Jahr des Bestehens ein Interimat beschlossen und zwei Vicepräsidenten, ein Katholik und ein Protestant, mit der Leitung der Debatten betraut. Der Präfect beehrte eine der ersten Sitzungen mit seiner Gegenwart und es wurde eine geistreiche Abhandlung über Lukrez von einem seitdem verstorbenen Professor des Lyceums *) vorgetragen. Dem gepanzerten Materialismus des römischen Dichters versetzte der junge Kämpe tüchtige Lanzenstöße, und dieses rüstige Auftreten im Namen der verbannten „immateriellen Intelligenz" wurde fast einstimmig beklatscht. — Gleich in einer folgenden Sitzung kam der Hauptpunkt zur Sprache: „Die Mission einer literarischen Gesellschaft in Straßburg, worin besteht sie?" Die Antwort lag auf der Hand: Vermittlung, gegenseitiger Austausch der literarischen Schätze beider Grenznationen, und zum Belege bezeich-

*) Herr Blanchet.

nete der Lector *), vom Mittelalter an bis auf die neuere Zeit, die ausgezeichneten Geister, die absonderlich im Felde der Poesie und Philosophie als Herolde dieser Vermittelung, wissend oder unbewußt, sich hervorgethan. Auch diese Thesis konnte die Mehrzahl der Anwesenden ganz unbestritten hinnehmen. Als aber bald darauf dasselbe Mitglied eine Uebersicht der neueren deutschen Reisenden und Touristen zum Besten gab, ließ sich ein Misogermane vernehmen und bespöttelte einige der angeführten Namen. — Auf dem unverfänglichen Gebiete der Aesthetik bewegte sich ein Redner **) mit der Frage: Wo liegt der Grund des Schönen und wo des Häßlichen? . . . Als ächter Classiker betonte er, „das Schöne liege in der Einheit, das Häßliche in der Vermischung verschiedener Typen". Erörterungen dieser Art wurden immer maßvoll geführt und, z. B. bei obiger Verhandlung, die immaterielle Seite der Kunst auf eine würdige Weise hervorgehoben ***).

In einem Vereine, dessen Majorität aus französischen Mitgliedern bestand, konnte die Frage: „Welches Geschlecht steht höher, das männliche oder das weibliche?" nur für das zweite günstig ausfallen. Mit ritterlicher Galanterie hob der greise Sachwalter †) alle löblichen, geistigen und gemüthlichen Eigenschaften der „schöneren Hälfte" hervor, und gab nur beiläufig zu, daß in dem Vereine beider Elemente sich das Ideal der Menschheit realisire. Der anmuthige Vortrag war

*) Hr. L. Spach. **) Hr. Belot. ***) Von Hrn. Dr. Bruch. †) Hr. Fee.

in der That eine Lobhymne auf die unbestrittenen hohen Eigenschaften des Weibes, aber doch auf eine ganz andere Weise ausgesprochen, als in der Hymne des unsterblichen deutschen Dichters:

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben,
Weben der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Bei aller Neigung zur Unparteilichkeit ist es für den Kenner beider Literaturen unmöglich, sobald ein Gegenstand der Art von zwei den beiden Nationalitäten Angehörigen aufgegriffen und behandelt worden, nicht mit Vorliebe dem hohen Genius zu lauschen, der aus den Wäldern des alten Germaniens die männliche Verehrung des göttergleichen Weibes — des „ewig Weiblichen" — als ein Erbe überkommen hat.

Auch der Politik ward in diesen ursprünglichen Verhandlungen eine Stelle angewiesen. — Ein Professor der Rechtsfakultät**) griff Odillon Barrot's System über die Centralisation oder vielmehr über die Decentralisation mit allen ihm zu Gebote stehenden historischen und didactischen Gründen an. Hier platzten die Geister auseinander, und unter den höflichsten Formen gaben sich die entgegengesetzten Tendenzen der Neuzeit kund. Schreiber dieser Zeilen ist durchaus kein Anhänger der straffen, in's Kleinlichste gehenden französischen Centralisationsmethode; aber wahrlich

**) Hr. Lamache.

beim Anblick der sogenannten föderalistischen, doch in der That communistischen Umtriebe, die alles zersetzen, beim eckelerregenden Anblick dieser Rohheit, dieses maßlosen Umschlages, dieses Ueberspringens aus strenger Vormundschaft in unbegrenzte Lizenz, wäre man geneigt, in Frankreich das System Richelieu's, Ludwigs des XIV. und Napoleon für das einzig berechtigte zu halten.

Schon im Laufe des ersten Jahres der eröffneten literarischen Gesellschaft begann ein Mitglied seine während einem Decennium fortgesetzten Analysen der deutschen Dichter aus der Periode der Hohenstaufen und der folgenden Jahrhunderte *). Den Reigen eröffnete der geniale Epiker Gottfried von Straßburg. Der Lector führte seine Zuhörer vorzugsweise in den Inhalt des zauberhaften psychologischen Gedichtes „Tristan und Isolde" ein. Den tieferen Zusammenhang des Stoffes mit vorhergegangenen oder gleichzeitigen Schöpfungen in Frankreich, England u. a. m. überließ er speciellen Forschern. — Er hatte nicht lange diese klar vorgezeichnete Bahn verfolgt, als ihm seine „Nichtbeachtung altfranzösischer Vorbilder", besonders in der Behandlung der Alexandreïde des Pfaffen Lambrecht, mündlich und schriftlich vorgehalten wurde. Sonderbarer Antagonismus zweier Nationalitäten, der sich bis in ferne Jahrhunderte hinauf verirrt und sogar auf dem Blumenteppich der Dichtung nach Nesseln späht und damit dem anspruchlosen Vermittler auf die Finger schlägt.

*) Hr. L. Spach.

Unterdessen war das Präsidenten-Interim verjährt, es galt, einen definitiven Vorstand zu ernennen; die Wahl fiel auf den Referendar der altdeutschen Literatur. Mit schwerem Herzen, wie eine auf verlorenen Posten gestellte Wache, übernahm er die angetragene Würde. Er verhehlte sich nicht das Unzulängliche der eigenen Kräfte, den damals schon erkalteten Eifer vieler Mitglieder, und deutete bei seiner Antrittsrede in kaum verhüllten Worten auf seine Befürchtung. Aber als Pflicht sah er es an, bei jährlicher Erneuerung auf dem angewiesenen Posten zu verharren.

Im Verlaufe der ersten Jahre des Vereins behauptete die Philosophie eine bevorzugte Stelle. Das von Bentham und August Comte stammende System des Positivismus fand an einem der hiesigen Mitglieder einen feinen Exponenten. Der Redner*) bekämpfte das Ganze nur in seinen Extremen und Auswüchsen; nicht undeutlich konnte man durchsehen, daß er als Freidenker die Ansichten des Utilitarismus als ganz berechtigt ansähe. Seine Befürwortung erregte einen wahren Sturm des Widerspruchs. Ultramontane und protestantische Opponenten bekämpften seine Meinung. Es sei übrigens zur Ehre des literarischen Vereins bemerkt, daß im ganzen Verlaufe seines Bestehens die spiritualistischen Tendenzen die bestimmte Oberherrschaft behaupteten. Zu dieser Schule bekannte sich unter Andern mit zuversichtlichem kernhaften Glauben der Verfasser des Lebens des Ramus**), der seinen Collegen eine summarische Geschichte der höheren

*) Hr. Prof. Maurial. **) Hr. Charles Waddington.

Psychologie unterbreitete. — Von demselben evangelischen Geiste beseelt, trug der Professor der Geschichte*) einige Kapitel aus seinem damals im Keime liegenden größeren Werke**) vor und vertheidigte die providentielle Leitung des einheitlichen Menschengeschlechts. — Das Czarenreich fand in einem anderen Lektor, der schon seit Jahren in der russischen Geschichte und Statistik heimisch war, einen Vertreter. Auf dem Punkte, eine letzte Reise in den hohen Norden bis an die äußerste Grenze Europa's zu bewerkstelligen, setzte Herr Schnitzler seinen Collegen die Zweckmäßigkeit eines eingehenden Studiums jener Riesenmacht auseinander, und fand sich befähigt, auch nach den vielfachen Berichten über den welthistorischen Brand von Moskau neue Facten und neue Ansichten mitzutheilen. Doch läßt er auf den Schultern Rostopschin's die Verantwortlichkeit des fürchterlichen Entschlusses haften und beachtet kaum die von dem Betheiligten dagegen eingebrachte Vertheidigung.

Neben diesen psychologischen, politischen, geschichtlichen Erörterungen ging auch die Philologie nicht leer aus. Ein eloquenter Professor, der seitdem nach Montpellier versetzt wurde und dort mit Tode abging***), hatte als treuer Südländer das katalanische Idiom erforscht und sich die Ausscheidung der fremden Elemente, die es aus dem Griechischen, Lateinischen, Keltischen und Gothischen aufgenommen, vorgesetzt. Sein System wurde, wenn nicht siegreich, doch heftig und von com-

*) Hr. Charles Cuvier. **) Philosophie de l'histoire. ***) Hr. Cambouliu.

petenten Richtern bestritten. Diese interessante Abendunterhaltung ließ in dem Gedächtniß der Zuhörer eine tiefe Spur zurück; und als die Kunde des frühen Hinscheidens von Cambouliu nach Straßburg gelangte, mochte Mancher mit getrübtem Auge den nun verstummten Redner sich vergegenwärtigen, der auf seinem akademischen Lehrstuhl die „Frauen Homers" verherrlicht hatte.

Unter den gelehrten Vorträgen waren besonders die Mittheilungen eines academischen Beamten zu rechnen, der längere Zeit in Straßburg an der Spitze einer Erziehungsanstalt und des Gymnasiums von Burweiler gestanden *). Es hatte sich dieser fleißige Arbeiter mit der griechischen Literatur und Geschichte, besonders im perikläischen Zeitalter, beschäftigt; die Forschungen der deutschen Gelehrtenwelt waren ihm bekannt, und er verwendete diese Errungenschaft in factenreichen Aufsätzen über die Politik und den Handel Athens. — Auch im alten Rom war er heimisch; er erzählte Hannibals Geschicke nach der Schlacht von Zama, und würdigte Seneka's halbchristliche Ideen.

Einen ganz eigenen Eindruck machte die Lectüre einer Studie über Swedenborg; ich suche vergeblich nach einer erschöpfenden Bezeichnung dieser Monographie des bald darauf verstorbenen Verfassers **). Es war, als hätte er selber ein Vorgefühl seines nahen Endes, so geisterhaft lautete sein Vortrag über den berühmtesten Geisterseher des achtzehnten Jahrhunderts. Glaubte er selber das Erzählte, oder hatte er sich nur

*) Hr. Goguel. **) Hr. Matter.

so tief in seinen Gegenstand hineingelebt, daß er sich fast als ein Schüler des schwedischen Mystikers benahm? — Darauf muß ich dem Leser dieser Zeilen die Antwort schuldig bleiben. Genug, die von Matter eingeleitete und zwar ganz ruhig gehaltene Untersuchung über die Visionen Swedenborgs, über seine Glaubwürdigkeit und die Realität der angeführten Facten war ergreifend, im Grund erschütternd; es lauschte das in der Mehrzahl skeptische Auditorium jedenfalls in athemloser Stille, und nahm das räthselhafte psychologische Phänomen, vielleicht widerstrebend, aber doch im Augenblick des Zuhörens nicht ableugnend, als einen Schatz der Erinnerung aus diesen literarischen Abendstunden mit nach Hause. Der Brand eines ganzen Stadtviertels in Stockholm, den Swedenborg, damals in Gothenburg befindlich, zur Stunde des Ereignisses selber seiner Umgebung mittheilte, die wundersam aufgefundene Quittung einer verjährten Schuld, die mysteriöse Unterredung mit der Königin Ulrike-Eleonore, der Schwester Friedrichs des Großen, bildeten die Hauptpunkte dieser Geisterchronik, welche sich von analogen Begebnissen durch die nüchterne prosaische Darlegung der Thatsachen unterscheidet und theilweise ihre Beglaubigung durch zwei philosophische Skeptiker, Kant und Grimm, an der Stirne trägt. Daß Swedenborg nicht mit den Theosophen und Mystagogen, die ihm vorangegangen oder nachfolgten, auf dieselbe Linie zu stellen, behauptet Matter, dabei auf die Folgen der Wirksamkeit des Visionärs fußend, indem noch jetzt die sichtbare Kirche und Gemeinde des Schweden beinahe eine halbe Million von Gläubigen zählt.

Die religiöse Mystik, die im Riesengedichte Dante's geborgen liegt, suchte der Decan der literarischen Facultät*) zu deuten. Seit Jahren in erudite Forschungen über die Divina Comedia vertieft, hatte sich der Vortragende ebenfalls ein absonderliches System über den florentinischen Märtyrer gebildet, und das bisher epische Poem zu einer blos didaktischen Composition gestempelt. Er fand und findet wohl noch in den lebensvollen, episodischen Gemälden der Francesca di Rimini und des Ugolino eine ausschließlich belehrende, practische Tendenz; was doch dem einfachen poetischen Gefühle einigermaßen widerstrebt. Auch vom politischen Standpunkte aus mußten bei einem Theil der Anwesenden seine Ansichten über Dante lebhafte Einwendungen hervorrufen. Fiel doch diese Mittheilung gerade in die Zeit der in Frage gestellten weltlichen Macht des Papstes. — Aber einen noch viel größeren Widerspruch erregte sein Aufsatz über die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechtes, die Zersplitterung desselben, und die Verschiedenheit, die Mehrheit der Ursprachen. Als das gehaltreiche Werk eines in vergleichender Philologie bewanderten Gelehrten und als das Ergebniß eines streng raisonnirenden Dialectikers, mußte im Kreise seiner Zuhörer diese Lection zugleich Interesse und Bedenken erregen; es war vorauszusehen — was auch einige Jahre später erfolgte — daß der Verfasser sich mit dem System Darwins nicht nur befreunden, sondern mit seiner unerbittlichen Logik noch ganz andere Folgerungen über den geographischen Ur-

*) Hr. Prof. Bergmann.

sprung unseres Geschlechtes daraus ziehen würde. Jedenfalls folgt ihm der Leser nicht ungern auf diesen Ausflügen in den Bereich des vorhistorischen Zeitalters und, ohne ihm jede Prämisse und jede Consequenz zuzugeben, gesteht man zu, daß er zum Nachdenken reizt über die räthselhafte, wohl immer unentdeckt bleibende Geburtsstätte unserer präadamitischen Vorfahren. In späteren Sitzungen fand er einen überzeugten Widersacher in der Person des Nestors der Gesellschaft; dieser letztere erhob sich, schlagfertig, gegen die Abkunft des Menschen von einem untergegangenen Affengeschlecht. Die Majorität der Mitglieder schloß sich an diese aristokratische Ansicht.

Sociale Fragen — ich gebrauche dieses Wort in seinem besseren Sinne — behandelte derselbe Widersacher Herrn Bergmann's, und zwar auf eine anziehende Weise, indem er gewisse, anormale, unglückliche Lebensläufe in absteigender Linie im Gewande der erzählenden Dichtung einführte. So schilderte denn Herr Fée die Existenz einer armen Bäuerin, die gedrückte Lage eines Arbeiters, eines ouvrier aus Lille, die Schicksale eines unglücklichen Colonisten. Es sind dies gewissermaßen tragische Idyllen, mit practischen Vorschlägen zur Besserung des Looses der dienenden und arbeitenden Klassen. Nebenher theilte derselbe Lector ästhetische Untersuchungen mit. Hatte in den Sitzungen des ersten Jahres Herr Belot die Grundsätze des Schönen analysirt, so gab nun die Untersuchung des Lächerlichen und der Grund des Lachens dem Herrn Fée Gelegenheit, seine physiologischen und psychologischen Beobachtungen hervorzuheben, und mit

Belegen aus dem französischen Theater zu bekräftigen. Die unleugbare Superiorität der französischen Literatur in den komischen Dichtarten trat hier mit vollem Recht hervor und gab dem Vortragenden zum Voraus gewonnen Spiel. —

Auch die bibliographische Kritik ward nicht vergessen und behauptete ihren Rang auf eine höchst komisch-picante Weise. Ein Elsässer Archäolog und Literat, Herr M. v. R., hatte etwa i. J. 1851 in einer belgischen Zeitschrift ein angeblich aus dem 13. Jahrhundert stammendes Gedicht «Raoul de Créqui», eingerückt, mit Angabe des Manuscripts, woraus die altfranzösische Dichtung entnommen. Der gelehrte, geistreiche, aber sehr maliziöse Uebersetzer des Karolingischen Rolandliedes, Hr. Génin, hatte zwei Jahre darauf per a + b bewiesen, daß hier entweder ein gewaltiges linguistiches Fehlgreifen oder eine absichtliche literarische Fälschung obwalte. Herr M. v. R., der Autor oder Editor bewußten Gedichtes, war aus dem Felde geschlagen und zog sich beschämt und lautlos zurück. Nun geschah es, daß vor etwa fünf Jahren ein Mitglied der hiesigen literarischen Gesellschaft, Herr Dr. Raulin, in einer Bücherauction ein titelloses Büchlein aus dem achtzehnten Jahrhundert vorfand, worin das Pseudo-Gedicht, das pasticcio des dreizehnten Jahrhunderts, hinter einem Roman in Prosa in ganzen Lettern abgedruckt stand. Der Verfasser des prosaischen Romans: «Raoul de Créqui«, nannte unbefangen den Pater Daire, einen Cöleſtinerbibliothekar, als den Dichter des versificirten Sire de Créqui. Diese unerwartete Entdeckung Hrn. Raulin's, diese Degradation

eines fünfhundertjährigen Poems zu einem modernen Machwerke entrunzelte die gewöhnlich sehr ernsten Stirnen der Mitglieder des literarischen Areopages, und rief die bekannten lieblichen, von Vanderbourg componirten Gedichte der „Clotilde von Surville" in's Gedächtniß der anwesenden Richter. Aber, wie es bei so heiklen literarischen Kontroversen zu geschehen pflegt, es hielten mehrere an dem graciösen Bilde der Dichterin des 15. Jahrhunderts fest und sträubten sich sogar gegen die philologischen Beweise der Fälschung. — Raoul de Créqui aber und sein ursprünglicher archäologischer Editor blieben zu Tode verwundet auf der Wahlstatt.

Die moderne Dichtkunst war in diesem Kreise mehrfach vertreten. — Nicht nur die Erstlinge seiner Uebersetzung der Schiller'schen Tragödien theilte Herr Th. Braun seinen Collegen mit; er führte sie durch lyrische oder descriptive Verse auf seinen Landsitz am Fuße des Scharrach, und umschrieb auf seine Art das Horazische «Ille terrarum mihi præter omnes angulus ridet». — Herr Campaux heftete an vogesische Localitäten seine Idillen und Episteln, und beschrieb, auf Xenophon fußend, das Innere einer athenienſischen, ächt moralischen Haushaltung, das ahnungsvolle Vorbild einer christlichen Ehe. Herr Delcasso trug an einem glücklichen Abend ein wahres poetisches Kunststück vor; er beschrieb in gehaltenen, keuschen Ausdrücken die Ovariotomie und widmete dem verstorbenen eruditen Geschichtschreiber der Musik, Herrn Georg Kastner eine dramatische Cantate in classischem Style: „die Sirenen". — Ueber die französischen Volkslieder

hielt er einen zugleich anziehenden und belehrenden Vortrag; er war ganz dazu befähigt; hatte er doch selbst eine Reihe von populären Liedern zur Unterlage für den Gesang in den Volksschulen gedichtet. Seine metrische, opernartige Nachahmung einer Comödie des Plautus — wir sagten es schon bei einer anderen Gelegenheit*) — ist ein glücklicher Versuch, das antike Theater dem modernen Bedürfniß und Geschmack anzupassen. Herr Delcasso besitzt in hohem Grade die Kenntniß der gallischen Prosodie, welche um so schwieriger, da sie nur durch eine feine Beobachtung, ein geübtes Ohr und nicht durch bestimmte Regeln der Quantität festgesetzt werden kann.

Als wir soeben die Studien eines der Mitglieder über Dante vorführten, wäre es vielleicht zweckmäßig gewesen, gleich die auf Italien bezüglichen Monographien eines andern seiner Collegen anzureihen. So lieferte besonders das herrliche Werk des Gregorovius: „die Geschichte der Stadt Rom", den Stoff zu „dem letzten Hohenstaufen" und des „Cola Rienzi"**). Die welthistorischen Begebenheiten, die sich damals auf demselben Schauplatz ereigneten, gaben dieser tragischen Heldengeschichte beinahe das Interesse der Actualität, und die Parallele zwischen dem Sonst und Jetzt lag ungesucht auf der Hand. — An einem anderen heiklen Punkte der Papstgeschichte übte ein Mitarbeiter, Herr Seminardirector Muri, seine historische Kritik. „Wurde der römische Oberhirt, Zacharias, ja oder nein, um Rath gefragt, als Pipin der Kurze sich die Krone der

*) In Nr. 91 der Straßburger Zeitung.

**) Von Hrn. Spach.

verkommenen Merovinger auf das Haupt setzte?“ . . . Die so gestellte Frage wurde mit bündigen Belegen verneint.

Zu dem hohen Norden hinauf führte die literarische Kritik einen der schon genannten Verfasser. — Tegnèr's Leben und Wirken wurde analytisch durchgangen*), und zwar in den weniger bekannten lyrischen und didaktischen Producten, die seiner weitverbreiteten “Frithiofssaga“ vollkommen ebenbürtig sind. Bei dieser Gelegenheit traten auch die übrigen Koryphäen der schwedischen Dichtkunst hervor in der Beleuchtung, welche Tegnèr selber über seine Vorgänger und Zeitgenossen in seinen herrlichen poetischen Diskursen ausstrahlte.

Und jetzt zum Schlusse dieser Uebersicht noch eine Bemerkung. Jedem an der literarischen Gesellschaft Betheiligten gerecht zu werden, erlaubte hier der Raum nicht; für den Leser wäre auch ein näheres Eingehen in alle abgehandelten Stoffe im höchsten Grade ermüdend gewesen. Doch dürfte sich bei diesen summarischen Angaben die Thatsache herausstellen, daß eine Provinzial-Gesellschaft wie die obige, die ohne sympathische Theilnahme der oberen Behörde dennoch fortbesteht, Mitglieder zählte, die dem Musendienst freiwillig ergeben, im geistigen Genusse schon ihren besten Lohn vorausnahmen.

Als die literarische Gesellschaft sich ohngefähr in der Mitte ihrer decennalen Laufbahn befand, trat sie während einiger Jahre aus ihrer Zurückgezogenheit, indem sie populäre Vorlesungen, die sogenannten conférences, ankündigte und jedesmal dem von obenher zugestandenen Programm gemäß durchführte. Diese

*) Von Hrn. Spach.

auf ein gemiſchtes Publikum berechneten Vorträge wurden häufig beſucht und entrollten von den Zuhörern mehr oder minder farbenreiche Gemälde aus der alten und neuen Literatur, aus der antiken und neuen Geſchichte. Die Vorleſungen des erſten Jahres wurden collectiv dem Drucke übergeben; die übrigen erſchienen in Zeitſchriften und Tagesblättern zerſtreut. — Schade um die eingegangene Inſtitution, welche einem gebildeten, aufmerkſamen Zuhörerkreis muſtergültige Schöpfungen vorwies, oder durch Beſprechung irgend eines äſthetiſchen oder philoſophiſchen Problems den Zuhörer aus dem Alltagsleben in eine höhere ideale Welt emporhob. Unter dem ſchwülen Horizont der Napoleoniſchen Periode beſtand hier immerfort ein Kern von Männern und Frauen, die ſich nicht unwillig in dem erfriſchenden Haine der Muſen ergingen. In ſolchen Kreiſen wird ſich wieder ein Haltpunkt finden, ſobald die jetzige Uebergangsperiode geſchloſſen und definitiv geregelte Zuſtände Raum laſſen für ruhige, intellectuelle Genüſſe.

Die Conférences littéraires.

Schon bei der Besprechung der literarischen Gesellschaft von Straßburg haben wir beiläufig der sogenannten Conférences littéraires erwähnt, die von 1864—1867 zuerst in einem Saale des ehemaligen Archivgebäudes, dem Theater gegenüber, dann im Erdgeschoß des Gemeindehauses abgehalten wurden. Einzelne dieser populären Vorlesungen erfreuten sich eines zahlreichen Zuspruches. Sie legen ein beredtes Zeugniß ab, wie bereitwillig gewisse Schichten der Gesellschaft den Bildungsstoff aufnehmen, sofern derselbe zweckmäßig erregend und befruchtend dargeboten wird. Ein umfassender Rückblick auf die damalige öffentliche Thätigkeit des literarischen Vereins bildet einen Theil des Gebäudes, das wir seit einiger Zeit vor den Augen der geneigten Leser hier aufzuführen uns bemühen.

Es war übrigens keine leichte Aufgabe, unter dem imperialistischen Regime und in dem von Parteien zerklüfteten Straßburg jedesmal ein Programm aufzustellen, das auf keine Seite hin, weder nach unten noch in der höheren Sphäre, Anstoß erregte. Also schon bei der Wahl des Sujets waren die Vorleser und ihre Aeußerungen beschränkt. Einem gemischten

Publikum, Männern und Frauen, und mehreren Confessionen gegenüber mochte sich jeder Vortragende beengt fühlen; um so verdienstvoller war es, zwischen den Klippen sich durchzuwinden.

Mehrere der Professoren und Gelehrten, die bereitwillig zu diesen Uebungen Zeit und Kräfte hingaben, zogen die einfache Lectüre dem Extemporiren vor; auch dieser Umstand that einem hinreißenden Effecte mehr oder weniger Eintrag.

Die Gegenstände waren bald der alten klassischen Literatur, bald der modernen entlehnt; einzelne philosophische, allgemein gehaltene Abhandlungen zeigten sich gleichsam schüchtern und verstohlen; neuere deutsche Literatur fand wohl die meiste Berücksichtigung.

Was dem Straßburger Publikum abgeht oder doch abging, ist Wärme und Enthusiasmus. Wenn nicht politische Leidenschaften aufstacheln, scheinen die hiesigen Zuhörer die literarischen Vorträge wie eine Predigt hinzunehmen; ihre Physiognomie sogar verändert sich kaum. Es werden mit einem Worte dem Vortragenden keine Flügel zu höherem Fluge angeheftet; er muß sich mit dem Bewußtsein begnügen, daß er in verwandten Seelen stilles Verständniß und Anklang gefunden, und wohl bedenken, daß ihn hier keine südliche Atmosphäre umgiebt.

Das Alles ist kein Vorwurf; es diene blos zur Erklärung der damaligen literarischen Lage, der gegenseitigen Verhältnisse zwischen dem Lehrer und den Lernenden. Schon in benachbarten lothringischen Städten oder im südlichen Elsaß stellt sich die Sache anders.

In den Vorlesungen des Frühjahres 1864 (April

bis Juni) behauptete griechische Literatur und Geschichte die Hauptstelle. Hr. Gransart, ein Professor des damaligen Lyceums, analysirte die Sophokleïsche Tragödie des Oedipus, ohne höheren Schwung, aber auf eine klare, faßliche Weise und mit ungemeiner rhetorischer Fertigkeit. — Der bekannte Philosoph, Charles Waddington, damals noch Professor am protestantischen Seminar, hatte durch die Wahl seines Gegenstandes: „Die platonische Liebe", Erwartungen erregt, die sein übrigens sehr eloquenter Vortrag nicht erfüllte, indem er sich auf die Analyse der platonischen Theorie über das Schöne und Gute beschränkte; sein Programm führte er aber mit einer dem französischen Geiste eigenthümlichen Klarheit und mit einer fesselnden Methode durch. Das „delphische Orakel", wurde von Herrn Goguel enthüllt und erklärt; ein gediegener Vortrag, der sich bei der Lectüre der dem Drucke übergebenen «Conférences» als das Resultat gründlicher Studien erwies, aber bei dem versammelten Publikum nur einen kühlen Eindruck hinterließ. — Herr Campaux, damals Professor der alten Literatur an der Faculté des lettres, gab eine feine Analyse von Martin Franc, einem alten französischen Dichter, zum Besten; auch er ließ sein Auditorium kalt; sonderbar genug, denn Campaux ist ein geistreicher, glühender Dichter, den wir in diesen Blättern schon lobend einführten, und der ohnlängst im Waadtland und in Genf die Schrecken der hiesigen Belagerung erzählte. — Decan Bergmann hatte am Jahrestage des Shakespeare-Jubiläums die «Conférences» eröffnet durch einen Ueberblick auf des großen Dichters Leben und Wirken. — Der Vorstand

der Gesellschaft, Archivar Ludwig Spach, führte einen für die französischen Zuhörer ganz unbekannten Dichter ein, indem er das wechselvolle Leben des unseligen Lenz, des Jugendfreundes von Goethe, mit seinem Glanzpunkte, seinen Schatten, seinem traurigen Ende, in dramatischer Form erzählte. — An den sittenlosen Hof der großen Kaiserin von Rußland hatte sich der Statistiker und Geschichtsschreiber Schnitzler, jedoch vorsichtig und manches verschleiernd, gewagt. — Der Cyclus der „Vorstellungen" schloß mit dem beginnenden Sommer und wurde erst in der Mitte des folgenden Winters wieder aufgenommen; die Gesellschaft hatte sich ihr Publikum erobert und durfte nun muthiger auf dem eingeschlagenen Pfade einherschreiten. Doch mit diesem ersten Auftreten waren auch die Honigmonde vorüber.

Den Cyclus der Vorlesungen im Winter 1864—65 eröffnete eine Charakteristik der reformatorischen Laufbahn Lessings, und eine Analyse seiner Emilia Galotti. In diesem Meisterstück des modernen Drama's hob der Vortragende *) vor allem die klassische Gliederung des Ganzen hervor; einzelne Zuhörer suchten dabei politische Anspielungen, welche dem Vorgenannten fern lagen. — In einer Zusammenfassung der „Jungfrau von Orleans" von Schiller, rief derselbe ein französisches episches Gedicht: «La Mission de Jeanne d'Arc», von Ozaneaux, in das Gedächtniß einiger Freunde dieses patriotischen, halb-elsässischen Dichters zurück. Das „Drama von Wilhelm Tell" gab ihm Gelegenheit,

*) Der Schreiber dieser Zeilen.

die Geneſis der ſchweizeriſchen Legende zu verfolgen, und in der Trilogie von Wallenſtein bildete die Rückſchau in den dreißigjährigen Krieg eine naturgemäße Einleitung in die Schiller'ſche Schöpfung. Bei den angezogenen Stellen leiſtete die franzöſiſche verſifizirte Ueberſetzung von Theodor Braun erwünſchte Dienſte; wie denn auch dasſelbe Mitglied für die vorgetragenen Anſichten einzelne Ideen der modernen deutſchen Kunſtrichter verwerthete.

Ueber die Glasmalerei im Mittelalter, ihren erſten Urſprung und ihre Entwickelung hielt der greiſe Baron von Schauenburg, ein ehemaliger Pair von Frankreich, eine in hohem Grad belehrende Vorleſung. In ſeiner Einſiedelei in Geudertheim und im Kloſter zu Allerheiligen in Straßburg pflegt er dieſelbe Kunſt, nicht als Liebhaber, ſondern als erfahrener Praktiker. Einige elſäſſiſche Kapellen beſitzen, als ihre beſte Zierde, Werke aus der Hand des uneigennützigen Malers. Er war auch der treue Rathgeber und Beſchützer des jüngſt verſtorbenen Petit-Gérard, der, wie Maréchal von Metz, in der Glasmalerei Bedeutendes geleiſtet. Schauenburg's Abhandlung wurde vom Verfaſſer dem Drucke übergeben und iſt dasſelbe eines der beſten Erzeugniſſe der Straßburger «Conférences littéraires».

Der ohnlängſt verſtorbene Profeſſor Kirſchleger ſprach über die „Metamorphoſe der Pflanzen" von Goethe. Obgleich für die Ideen des prophetiſchen Naturforſchers begeiſtert, verſtand er es nicht, dieſe Gedanken in die wünſchenswertheſte Form zu kleiden; er gab ſolchen nicht den präciſen Ausdruck. Unter dem durchſichtigen Pſeudonym des „Magiſter Friedrich"

hat Kirschleger doch in den Columnen des „Niederrheinischen Couriers“ viele populär gehaltene deutsche Aufsätze über locale Botanik, Agronomie und den Weinbau hinterlegt. Er gehörte aber in die unglückliche Classe der hiesigen Gelehrten, die ihre deutsche Natur nicht bezwingen, nicht verwandeln konnten, und, sowie sie des angelernten französischen Idioms sich bedienten, auch den größten Theil ihres angeborenen Werthes verloren.

Im Laufe jenes Winters hielt Hr. Bergmann eine Vorlesung über Dante, indem er besonders die politische Entwickelung und den historischen Einfluß des großen mittelalterlichen Genius betonte. Wie ein Jahr früher die Säcularfeier Shakespeare's den Anlaß zu einer Lectüre Bergmann's gegeben, so knüpfte er diesmal an die florentinische Festivität; seine Ideen mochten dem klerikalen Theile der Zuhörer nicht gerade munden.

Hr. Maurial, Professor der Philosophie an der Faculté des lettres, hielt dem Wohlthätigkeitssinne eine Lobrede, und indem er die localen Bestrebungen auf diesem Felde hervorhob, wußte er dem etwas verbrauchten Gegenstande frisches Leben einzuhauchen. Er verstieg sich beiläufig bis zu Sakia-Muni und informirte wohl einen beträchtlichen Theil seiner Zuhörerschaft zum ersten Male über den Charakter des Gründers des Buddhismus und seiner Lehre.

In dem unerschöpflichen Vorrath der Briefe der Frau von Sevigné traf Herr Goguel eine Auswahl, und entwarf, ich darf nicht sagen, ein neues, aber doch im Ganzen ein wahres Charakterbild der liebenswür-

digen, von Geist übersprudelnden großen Dame, der ächten Repräsentantin des vielgerühmten «Siècle de Louis XIV.» Es ist rein unmöglich, von Madame de Sevigné vor einem französischen oder sich französisch wähnenden Publikum anders als im panegyrischen Tone zu sprechen. Die geringste Ausstellung an diesem Idole wäre eine literarische Häresis. — Hr. Goguel, hätte er auch als Protestant nicht ganz diese Ansicht getheilt, war klug und vermied jeden Anstoß.

Herr Schnitzler versetzte seine Zuhörer in die hohe Gesellschaft von Wien, während dem Congreß von 1814, und fand auch nach den dramatischen Erinnerungen von Varnhagen und vom Grafen de la Garde Mittel und Wege, die Aufmerksamkeit zu fesseln. Es war eine an Scandal vorzüglich reiche Epoche und der Vorleser hätte in dieser Hinsicht vor einem männlichen Auditorium freie Wahl gehabt; so aber legte er sich einige Beschränkung auf.

Mit dem Winter 1866 siedelten die Herren Conférenciers in einen geräumigen Saal des Erdgeschosses der Mairie. Diese Emigration war nicht ganz bedeutungslos. Der neuernannte Präfekt hatte die Conférences nicht in's Leben gerufen; der Schöpfung seines Vorgängers wollte er keinen Vorschub leisten und schickte die literarische Gesellschaft somit ad patres, d. h. zu den Vätern der Stadt. Die Uebersiedelnden fanden sich bei dem Tausche gerade nicht schlimmer. — Die Gegenstände der Besprechung waren indeß meistentheils ernsteren Inhalts, und, wenn solche angekündigt, die Zahl der Treuen etwas kleiner. — Schreiber dieser Zeilen muß sich auf diese Andeutung

beschränken und nur darauf hinweisen, daß Professor Gransart mit schon bewährter Zungenfertigkeit dem Herrn der Gegenwart, dem Dampfe, huldigte; daß Herr Ernst Lehr auf einem rein wissenschaftlichen Felde sich erging, indem er die modernen Errungenschaften und Erfindungen auf diesem Gebiete historisch zusammengedrängt recapitulirte, und daß Professor Lederlin in gewählten, eleganten Ausdrücken die „Symbolik im Rechte" erläuterte. Herr Schnitzler führte die Versammlung an den ihm wohl bekannten Hof der russischen Katharina, und nach Versailles, in den damals noch glücklichen Familienzirkel der Marie Antoinette, indem er zu diesen Ausflügen die Correspondenz Josephs des zweiten verwerthete. Hr. Goguel hob die historische Seite des Goethe'schen Götz von Berlichingen hervor; Hr. Spach analysirte den „Egmont", mit ganz besonderer Vorliebe das herrliche idyllische Epos „Herrmann und Dorothea", und Schillers „Maria Stuart".

Wir können nicht alle und jede Vorlesung, jede Improvisation erwähnen, noch weniger in den Inhalt jeder einzelnen eingehen. Im Jahre 1867, welches den Schluß der angezeigten Uebungen sah, lieferte englische und deutsche Literatur den Hauptstoff. — Herr Gransart entwickelte die Eigenheiten des „phantastischen Romans" in den Hauptrepräsentanten dieser krankhaften Gattung, wir meinen Hoffmann und Edgar Poë. — Die in alsatischen Kreisen sehr populären Hebel'schen Gedichte wurden von Kirschleger behandelt, aber, wie schon gesagt, die Form des Vortrages vor einem halb französischen Publikum war unzureichend.

„Wilhelm Meister", besonders die weniger bekannten „Wanderjahre", lieferte dem Vorstande der Gesellschaft den Stoff zu einer ganzen Reihe von Vorträgen, die er vermuthlich gern auf „Werther" und die „Wahlverwandtschaft" ausgedehnt hätte, wäre nicht gegen die Analyse des letzten mit Unrecht verpönten Romans gerade hier ein etwas engherziger Puritanismus maßgebend gewesen. Dasselbe Mitglied schloß den Cyclus der rhetorischen Uebungen mit dem unerschöpflichen „Hamlet" und dem häßlichen „Shylok".

Gegenwärtige fliegende Blätter sind, für jetzt wenigstens, den elsässischen intellectuellen Bestrebungen gewidmet; wir suchen uns so viel als möglich in den angekündigten Schranken fortzubewegen; wäre nicht dieser vorgezeichnete Plan, so ließe sich hier eine längere Parallele ziehen zwischen den einheimischen »Conférences« und einigen »Soirées littéraires«, die um dieselbe Zeit von Pariser Celebritäten inscenirt wurden. Eine junge Dame, Madame Sezzi, las zum Theil ihre eigenen poetischen Versuche vor, mit einer sympathischen Stimme. So erzählte sie eine Jagdpartie, schilderte die Marter eines zu Tode gehetzten Wildes, und erntete damit verdienten, allgemeinen Beifall. — Herr Laboulaye, wä rend er im Frühjahr 1866 in Straßburg den Wahlkampf gegen einen einheimischen ministeriellen Candidaten aufnahm, gab dem Drängen seiner zahlreichen Anhänger nach und hielt einige politisch-historische Vorträge, mit gewohnter, über jedes Lob erhabenen Meisterschaft. — Herr Emile Deschanel, als reisender Improvisator in ganz Frankreich und Belgien bekannt und beliebt, besuchte mehrmals das Elsaß und

glaubte sich vielfach berechtigt, die literarischen Reisen in klingender Münze zu verwerthen. Es war für den Familienvater und den Literaten »une question d'existence«, wie sich der französische Euphemismus ausdrückt. Die Gabe des geistreichen Monologs ist Herrn Deschanel im höchsten Grade eigen, und so lange er sich über Gegenstände, die ihm congenial, ausspricht, bleibt er ein allerliebster Erzähler, Redner oder Lector. So legte er seine Ansichten über Madame de Sevigné vor, befand sich da ganz auf heimischem Boden und las mit graziöser Leichtigkeit einige den Stempel der Unsterblichkeit tragende Briefe der geistreichsten Französin. Aber als Hr. Deschanel in einer andern Sitzung sich über Shakespeare vernehmen ließ, Hamlets Monolog, ich weiß nicht, wie soll ich sagen, mit klangloser Stimme monoton hersagte, vermuthlich um die von ihm verpönte Emphase zu vermeiden, und Shakespeare's in hundert Facetten sich spiegelndes Genie durch seine Pariser Brille besah, da fühlte ich mich geneigt, ihn mit den Worten Lablache's abzufinden, der einmal seine Theatergefährtin, die berühmte Grisi, nach einer Discussion über Mozart's „Don Juan" liebend zurechtwies: Non parlar politica, cara Giulietta mia; questo non sta alle donne! *)

*) „Sprechen wir nicht über Politik, meine liebe Julia, denn das geziemt sich nicht für Frauen."

Die Revue d'Alsace.

Die Revue d'Alsace trat mit dem Jahre 1850 in's Leben. In der Lage Frankreichs bildet jenes Jahr eine Uebergangsperiode nach den Erschütterungen von 1848 und 1849; es war ein Ruhepunkt; man faßte hier zu Lande frischen Muth und betrat die Bahn der Decentralisation, die Einen zögernd, zweifelnd am Erfolg, die Andern glaubensfest.

Wohl war keine französische Provinz mehr als das Elsaß geeignet, im Reiche der Wissenschaft auf eigenen Füßen zu stehen. Freiwillige, fähige Arbeiter, besonders im Felde der localen Geschichte, der Agronomie, der Industrie, konnten füglich auf ein günstiges Publikum und auf ihre eigene Ausdauer zählen. Warum aber wurde die Revue nicht zu Straßburg gegründet? Es sollte doch scheinen, die ehemalige Hauptstadt des Grenzlandes eigne sich ganz vorzüglich und allererst zu solcher Schöpfung. Die Antwort hierauf ist nicht so leicht, als man zu glauben geneigt wäre; nur ein tieferer Einblick, nur ein längeres Verweilen in den hiesigen literarischen Verhältnissen könnte den Schleier lüften, die Schwierigkeiten, die in den allgemeinen Verhältnissen und in den Individuen liegen, hervor-

heben. Hier in Straßburg treten mehr als in den zwei andern größeren elsässischen Städten die confessionellen und sprachlichen Spaltungen an den Tag. Das intellectuelle Gesammtleben wird hier im alten Universitätscentrum durch viele kleinliche Beweggründe auseinandergehalten und zersplittert. Die frühere Revue germanique fristete in den dreißiger Jahren, obgleich mit substantiellen Arbeiten bedacht, nur ein kurzes Leben, und ein «Album alsacien», mit typographischem Luxus von Silbermann ausgestattet, lag nach weniger Zeit am Boden, eine flügellahme Ephemeride. Genug, in Kolmar wurde die Begründung einer Revue vorgenommen, und während den ersten fünfzehn Jahren ihres Bestehens errang sie, wo nicht einen glänzenden, doch hinreichenden Erfolg, der sie befähigte, aus eigenen Mitteln, ohne höhere Subvention, fortzubestehen. Vor einigen Jahren begann — gerade wie es dem historisch-archäologischen Bulletin erging — ein Stillstand, hierauf ein Rückschritt. Wie lange sich die Sammlung, die in monatlichen Heften erschien, noch aufrecht gehalten hätte, wenn nicht der Augustmonat 1870 mit seinen Donnerschlägen Halt geboten, wagen wir nicht zu bestimmen.

Beiträge kamen der Revue d'Alsace aus allen Theilen der zwei Departemente, aus dem Kanton Basel, theilweise sogar aus Paris, von dort lebenden Elsässern. Straßburg stellte sich nicht schmollend zur Seite; die Hauptcollaboration ging von hier aus. Ueber dem Ganzen wehte der Geist der freisinnigen Forschung; bisweilen schlug er eine dem Ultramontanismus entgegengesetzte Richtung ein. Die hagiographischen Ver-

ſuche des Herrn Maximilian von Ring machten bei den gläubigen Katholiken böſes Blut; ſie wurden dem Director der Revue, Hrn. Liblin, ſchwer angerechnet. Unter der Hand ſuchte man den einen oder den andern Mitarbeiter abwendig zu machen. Der Geiſtlichkeit angehörende Gelehrte durften es nicht wagen, in der heterodoxen Zeitſchrift aufzutreten, zumal die in Straßburg gegründete Revue catholique ihnen den ausgedehnteſten günſtigſten Leſerkreis eröffnete. So fand denn auch hier auf dem neutralen Gebiete der alſatiſchen Geſchichte, Literatur und materiellen Intereſſen des Landes dieſelbe Trennung ſtatt, die wir ſchon bei dem «Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace» und dem literariſchen Bulletin angedeutet.

Im Jahr 1868 kam noch ein beſonderer Umſtand dazu, welcher die bis dorthin beſtandene Cohäſion der Revue d'Alsace lockerte. Aus pecuniären und unbekannten Rückſichten wurde die Revue nicht mehr in Kolmar, ſondern in Mülhauſen gedruckt. So geringfügig dieſe materielle Ueberſiedelung dem Anſcheine nach ſein mochte, wirkte ſie dennoch ſtörend, beſonders auf die Mitarbeiter im Niederrhein; die Materie, die geboten wurde, nahm zuſehends an Mannigfaltigkeit ab. Es waltet im Reiche des Geiſtes dasſelbe Geſetz wie im Pflanzenleben; hier und dort finden wir Wachsthum, Gedeihen und Abnehmen, kürzeres oder längeres, je nach den Bodenſchichten und der Atmoſphäre.

Eine genaue, in's Einzelne gehende Analyſe der zwanzig dicken Bände der Revue d'Alsace wäre in dem hier gebotenen Raume durchaus unmöglich. Wir

können blos ſummariſch verfahren, hie und da eine vorzügliche Beſtrebung hervorheben, ohne damit ein Verdammungsurtheil über die nicht angezogenen Aufſätze auszuſprechen. Für's Erſte genüge im Allgemeinen zu wiſſen, daß zahlreiche gutgeplante, gut ausgeführte Artikel und Notizen aller Art ſich darin vorfanden. Sie befaſſen ſich zumeiſt mit localer Geſchichte und Literatur, mit Induſtrie und Agronomie. Bei der Mehrzahl der Mitarbeiter ſchimmert die patriotiſche Vorliebe für die heimiſche Provinz durch. Die Revue d'Alsace, wir bemerken dies nur beiläufig, trat ſechs Jahre früher als das archäologiſche Bulletin, eilf Jahre vor dem literariſchen in die Oeffentlichkeit, und wurde keineswegs durch die Concurrenz mit dieſen beiden unregelmäßig erſcheinenden Heften in ihrem Gange beeinträchtigt.

Daß manchmal Mittelgut mit unterlief, war unvermeidlich; den Influenzen der Umgebung konnte ſich der thätige Herausgeber nicht immer entziehen. Allein im Ganzen ließ er ſich auf dem abſchüſſigen Plane der Gefälligkeit nicht allzuſehr hinuntergleiten; ſpendet er auch hie und da ein ertrotztes Lob, macht er eine von den Umſtänden gebotene Ankündigung oder Reclame, ſo läßt ſich das leicht errathen. Die Revue d'Alsace bietet im Durchſchnitt eine Serie ernſter, biographiſcher, ökonomiſcher, philoſophiſcher Studien; ſie veranlaßte die Zeichnung vieler elſäſſiſcher Charakterköpfe, die vielleicht ohne dieſe Veranlaſſung im Portfolio der Zeichner, nicht dem Schlafe der Unſchuld, wohl aber dem narcotiſchen Schlummer der Vergeſſenheit verfallen wären.

In der Zukunft wird die Revue d'Alsace zur Fundgrube localhiſtoriſcher Forſchung werden; kein einheimiſcher Literator wird ſie entbehren können; auswärts wird ſie Mancher ſtillſchweigend benützen. Sie blendet nicht im ſelben Grade wie die Pariſer Revue's; ſie kann die Augen des größeren Publikums nicht auf ſich ziehen; aber im engeren, heimathlichen Bezirke hat ſie ihren Zweck vollkommen erreicht.

Dieſem Streben gerecht zu werden, ſollten wir nun einige vorzügliche Eingaben in's Licht ſtellen; das iſt aber nicht leicht. Ich möchte die Mitarbeiter einer ſolchen Zeitſchrift dem Bienenſchwarm vergleichen, der in ungezählter Maſſe den Zellenkorb umſchwirrt, worin er ſeinen mitgebrachten Vorrath bergen will. Wer kann gerade die arbeitſamſten herausfinden? wer bezeichnen, aus welcher Waldung, von welchem Berge der ſüßeſte Honig ſtammt? Mag auch im Innern der Werkſtatt ein Chefredacteur hauſen, das Ganze iſt ein demokratiſches Unternehmen, worin der Einzelne, ſich ſelbſt verleugnend, untergeht. Zahlreiche Namen der Collaboratoren der Revue d'Alsace finden ſich zum Theil in den localen Blättern und Zeitſchriften, zum Theil ſind es unbekannte Größen, hie und da langweilige, aufgeblaſene Geſellen; mitunter einſame Denker, die ſich in Speculationen oder praktiſchen Vorſchlägen zum Heile ihrer näheren oder ferneren Umgebung ergehen. Hie und da klingen auch franzöſiſche Verſe durch; allein dieſe ſchüchternen Ergebungen der gallo-alſatiſchen Muſe verſchwinden in der Maſſe der proſaiſchen Aufſätze wie blaue Kornblumen im weitwogenden Aehrenfelde.

Gleich mit dem ersten Jahre der neuentstandenen Revue finden wir uns einem Autodidacten gegenüber, der über „die Gesetze des Universums" nachdenkt und zum Voraus manche seitherigen Errungenschaften erräth oder begründet. Was mich damals schon in den Aufsätzen des Civil-Ingenieurs Hirn angesprochen, das waren die sympathetischen Gefühle des Verfassers für die unter uns stehenden Wesen der Schöpfung; was ich seitdem noch mehr zu schätzen lernte, war die faßliche Analysis, und sodann die Zusammenstellung der in der sogenannten leblosen unorganischen Schöpfung waltenden Gesetze. Vor dem nie zu ergründenden Urprincip beugt er sich demüthig; er einigt mit streng mathematischem Forschergeist ein religiöses Gemüth; ich möchte sein System als einen deistischen Darwinismus bezeichnen. Hirn's schöner, sinniger, wissenschaftlicher Aufsatz bildet den Porticus der alsatischen Halle, wo seitdem so mancher intelligente Arbeiter Aufnahme und Ermunterung fand.

Ueber Handel und Industrie im Elsaß während dem 16. Jahrhundert spricht Gérard, den wir seitdem auf einem weniger ernsten Gebiete antrafen*). Maritz behandelt die Eindämmung der elsässischen Wildwasser, Kirschleger die Einflüsse der Erdschichten auf die Vegetation im Elsaß; Stroh die elsässische Viehzucht und ihre Kreuzung mit ausländischen Racen. Lasablière führt den Leser in die Geschichte Mülhausens ein, Louis Levrault in die elsässischen Münzstätten. Ludwig Schneegans bringt den Beweis, daß die genievolle Künstlerin Sabine nicht Erwin's Tochter, und daß ihre herrlichen Werke am Südpor-

*) L'Ancienne Alsace à table.

tale des Münsters von Straßburg um mehr als ein Jahrhundert hinaufzurücken sind. Schöpflin's und Grandidiers damals fast verschollenes Leben wird von dem niederrheinischen Archivar L. Spach mit lebhafter Vorliebe geschildert. Zureichende Erklärungen über die römische Mosaik von Ober-Bergheim und deren Uebertragung ins Museum zu Kolmar werden abgegeben. Bibliographische Notizen flechten sich wie eine leichte Arabeske um das Ganze.

Schreiten wir jahrweise voran, so stoßen wir auf die Geschichte des Weinbaues im Elsaß, vom dem Andlauer Stolz, dem Vater des bekannten Straßburger Geburtshelfers und Decans der medicinischen Fakultät. Die Elsässer Rebberge und ihre verschiedenen Producte werden im ganzen Complexe der Revue d'Alsace mehrfach besprochen. Der verstorbene Kirschleger war ein umsichtiger Kenner und liebte es, noch in späteren Jahren, seine vielfache Erfahrung hierüber an den Mann zu bringen. In der ereignißvollen Uebergangsperiode von 1848—51 beschwört der Archivar Spach seine Mitbürger, sobald es thunlich, Patronatsgesellschaften für die Auswanderung nach Amerika zu bilden, und beruft sich dabei auf die analogen Anstalten im Großherzogthum Baden. Seine Vorschläge wurden vielfach angefochten und bekämpft. Man sträubte sich das von Deutschland gegebene Beispiel nachzuahmen und verhehlte sich wissentlich, leichtsinnig, die Gefahren, die von dem Proletariat ausgingen. Algier schwebte überdies als eine Mustercolonie vor den verblendeten Augen!! — Derselbe Verfasser besprach die Antiquitäten und die jetzigen Zustände des ungeheuren Mississippibeckens, und

wies auf Amerika's große Zukunft, auf Frankreichs sinkende Größe. Seine Worte verhallten wie die eines unpraktischen Träumers. Vox clamantis in deserto. — Perrot in Mülhausen forschte nach dem mysteriösen Ursprung der Kartoffelkrankheit; Coste beschrieb den Trifels und Alt-Breisach; Levrault das Riesenschloß Girbaden und den Ottilienberg; L. Schneegans den Grabstein Erwin's im Münster; L. Spach analysirte die Schriften des Pädagogen und Philosophen Willm, die gekrönte Preisschrift von Prof. Karl Schmidt, und erzählte die Laufbahn einer ganzen Reihe von elsässischen Kriegern, Gelehrten und Administratoren. — Ueber die keltischen Benennungen der Bäche und Flüßchen des Elsasses, über unsere fabelhafte Vorzeit und deren Legenden berichtete August Stöber; Coste über das keltische Patois der Vogesen. Matter theilte bibliographische Notizen über lotharingische Abteien mit; Max v. Ring begann seine kritischen Feldzüge gegen die reelle Existenz der Heiligen. Schon haben wir angedeutet, welchen Sturm der unbedachtsame Verfasser heraufbeschworen durch seine schonungslosen Angriffe gegen Traditionen, die bei einem beträchtlichen Theile der elsässischen Einwohnerschaft ein ehrwürdiges Ansehen genießen.

Der obenerwähnte grundgelehrte Karl Schmidt zog den Schleier von der Existenz des Mystikers Rulmann Meerswins, des Gründers des Hauses „zum grünen Wörth"; in heiterem Sonnenlichte zeigte er die Gestalten der Straßburger Humanisten, der Vorläufer und Begleiter der Reformation. Ich greife mit beiden Händen in die Urne der dargebotenen Gaben und ziehe sie jedesmal reichbeladen heraus.

Der in Benfelden anſäſſige Pharmaceute und Archäolog, Napoleon Nicklès, beſprach in der Revue d'Alsace den heimiſchen Tabakbau und die nützliche Kleepflanze; Biéchy die alſatiſche Hydrologie. Im Gebiete der Localgeſchichte erging ſich Coſte vielfach im Elſaß zur Römerzeit. Levrault erzählte Landau's wechſelnde Geſchicke. Quiquerez beſchrieb die Bergfeſtung Morimont, woran ſeitdem die hiſtoriſche Geſellſchaft bedeutende Summen zu Nutzen eines egoiſtiſchen, wortbrüchigen Eigenthümers verſchwendete. Der verſtorbene wohlbekannte Matter gab ſeltſame Aufſchlüſſe über den myſtiſchen Philoſophen St. Martin, über ſeine Straßburger Freundin Frau von Boecklin, und über beide Saltzmann, den Actuar und den Publiciſten. — Schnitzler veröffentlichte zuerſt in der Revue d'Alsace ſeine Biographie der Mümpelgarder Prinzeſſin Maria, nachherigen Gemahlin Pauls I. von Rußland. — Die Erinnerungen an den badiſchen Aufſtand in den Jahren 1848 und 1849 wurden für den Archivar des Niederrheins der Gegenſtand einer hiſtoriſchen Skizze. Bei Gelegenheit der poſtümen Veröffentlichung einer Arbeit von Nebenius beſprach derſelbe das Leben des erſten Großherzogs von Baden. Es iſt eine mit Vorliebe für den Gegenſtand, für das Muſterbild eines treuen Regenten ausgearbeitete kleine Monographie. Kroeber, ein Zögling der École des Chartes, überlieferte die Correſpondenz mehrerer berühmten Zeitgenoſſen mit Jeremias Oberlin; wie ihn denn auch Grandidier, nach der von L. Spach gelieferten Biographie, mehrfach beſchäftigte.

Ueber die landbauende Bevölkerung des Elſaſſes

im Mittelalter ſtellte der ſeitdem verſtorbene oberrheiniſche Archivar Felix Blanc Unterſuchungen an; derſelbe hatte ſich ſchon des weiteren über das Kolonat in Gallien ausgelaſſen. Eugen Muntz, ein vielfach gebildeter, in Paris lebender Elſäſſer, ſteuerte bei mit einer Abhandlung über die Künſte in ſeiner engern Heimath. — Der Streit über elſäſſiſche Dinghöfe wurde zwiſchen Abbé Hanauer und Ignace Chauffour zum Theil in der Revue ausgefochten. Der fleißige Dagobert Fiſcher in Zabern behandelte mehrere geſchichtliche auf ſeine Vaterſtadt bezügliche Punkte. Ueber das Elſaß weit hinausgreifend, theilte Decan Bergmann mehrere ſeiner ſpäter erſchienenen Excurſe auf das unbegrenzte, hypothetiſche Feld der großen vorgeſchichtlichen Völkerwanderung mit. Der geneigte Leſer wird aus dieſen Andeutungen wohl erſehen, daß eine Fülle von Notizen in dieſer provinziellen Sammlung enthalten iſt und daß wir zuverſichtlich behaupten dürfen: es habe der Director ein verdienſtliches Unternehmen zu Tage gefördert. Nicht ohne Abſicht haben wir die Eingaben hervorgezogen, die ſich auf das Elſaß ſelber beziehen; mancher gediegene Aufſatz über ferner liegende Perſonen und Zuſtände ließen wir, im Raume beſchränkt, bei Seite.

Unbeantwortet bleibt auch vorerſt eine andere Frage: Kann und wird unter der deutſchen Regierung eine ähnliche Publikation auf Gunſt und Beförderung hoffen? . . . Daß hiſtoriſche Studien, die Herausgabe von Chroniken und Documenten, die ſchon von der hiſtoriſchen alſatiſchen Geſellſchaft beabſichtigt war, nicht hintangeſetzt werden dürfen, iſt ſelbſtverſtändlich. —

Ebenſo leicht vorauszuſehen iſt die Bevorzugung der deutſchen Sprache im Allgemeinen; andererſeits über dem Knie abzubrechen mit der achtzigjährigen überkommenen franzöſiſchen Bildung, ſchiene ebenſowenig rathſam; es hieße ein ſchon erworbenes Gut zum Fenſter hinauswerfen. — Wir ſtehen hier vor einem verwickelten, aber doch nicht unauflösbaren Problem. An die Löſung die Hand anzulegen, wird der freimüthige Schreiber dieſer Zeilen gelegentlich nicht ermangeln, ſollte er auch nach mehrere Seiten hin Anſtoß erregen.

Die Revue catholique.

Der Titel ſchon bezeichnet den Zweck und den Inhalt dieſer Zeitſchrift. Sie wurde im Jahre 1859 gegründet, wohl zum Theil um der Revue d'Alsace die Stange zu bieten und derſelben wo möglich eine gewiſſe Anzahl von Subſcribenten zu entziehen. In wiefern dies gelungen, wüßte ich nicht, jedenfalls verdient das Unternehmen, wozu Profeſſoren aus dem katholiſchen Seminar von Straßburg, des katholiſchen Gymnaſiums von Colmar, mehrere Pfarrer der Straßburger Diözeſe, auswärtige und einheimiſche Geiſtliche und Laien beiſteuerten, alle Beachtung. Der Ton mancher polemiſcher Artikel ſtreift an das Leidenſchaftliche, viele aber ſind ruhig und objectiv gehalten; es ſind dies ſelbſtverſtändlich die beſſeren, gediegenen. So lange ſich die Polemik auf locale Größen beſchränkt, dem oder jenem ungläubigen Freidenker oder heterodoxen Pfarrer einen Hieb verſetzt, mag das hingehn; verſteigt ſie ſich aber in höhere Regionen, greift ſie Renan, Littré oder Taine mit ungleichen Waffen an, da weiß ich nicht, ob ſie Siegeslorbeeren mit nach Hauſe bringt. Unglückliche Feldzüge aber eröffnet ſie gegen Sterne erſter Größe, gegen Bunſen, oder gar gegen

Goethe. Für solche geniale Persönlichkeiten geht ihr geradezu das Verständniß ab. Bunsen war eines der tiefsten christlichen Gemüther der Mitwelt; das nicht erkennen, den Mann, auch in einer akatholischen Kirche, nicht als einen Jünger Christi erkennen, das heißt mit vorgefaßter Meinung die Augen schließen. Und sich mit Göthe messen, wenn auch nur auf dem Terrain der Naturforschung, wenn man dem Riesen nicht an die Knöchel reicht, das ist ein wahrer non-sens.

So hab ich mich zu allem Anfang, im Allgemeinen, der blamirenden Worte entledigt, die mir über die Lippen mußten, und nun kann ich mit ruhigerem Kopfe auch die lobenswerthen Eigenschaften der zwölfjährigen Sammlung herauskehren.

Die Gründer wollten ein Organ für mittelalterliche, christliche Kunstarchäologie, für locale Geschichtsforschung, für Kritik oder Analyse localer Producte, nebenbei ebenfalls für die specifisch literarischen Umsichten in Deutschland, für einfache bibliographische Notizen, ausnahmsweise auch für Aufsätze allgemeineren Inhalts, wohlverstanden fast alles und jedes von strengkirchlichen Standpunkte aus. Auch der verschämten localen französischen Muse sollten die Nummern der Revue offen stehen. Gestehen wir's aber nur: die Verse blieben der wunde Fleck an der Ferse dieses Kämpen.

Unter den zahlreichen Collaboratoren sich umzusehen, kostet schon einige Zeit; noch schwerer ist es, denselben eine relative Rangordnung anzuweisen. Es wäre besser geradezu darauf zu verzichten und sich auf die vereinzelte Anzeige der inhaltreichen Aufsätze zu beschränken. Allein zu einer solchen bibliographischen Uebersicht kann

ich meine Leser und mich selber nicht bewegen; auf die Gefahr hin, gegen die einen oder die andern partheiisch zu verfahren, halte ich mich demnach an einzelne Persönlichkeiten.

Als von der archäologischen Gesellschaft die Rede war, hatte ich schon Gelegenheit, die Verdienste und die Thätigkeit des jetzigen Generalsekretairs des Bisthums, des Herrn Abbé Straub, hervorzuheben. Auch in vorliegender Revue finde ich dasselbe Mitglied wieder, ebenso rührig, in Kirchen, Kapellen und Abteien, Inschriften, besonders die christlichen, abzuschreiben, Glocken und Kirchenmobilien zu beschreiben, geschichtliche Monographien zu liefern. Mit christlicher Symbolik ist Herr Straub eng vertraut und versteht es, seine Kenntniß zu verwerthen. Er selber ist ein Sammler von Raritäten mancherlei Art, Denkmünzen und Münzen, seltener alter Bücher, Gemälde und Documente. In seinen Beiträgen erkennt man diese angeborene und vielfach entwickelte Tendenz; sie verleiht seinen Schriften den Lebenshauch; er ist ein gewandter Zeichner und bereichert die Revue mit den Früchten seiner Reisfeder. Wenn man bedenkt, daß Abbé Straub die besten Jahre seiner Jugend zuerst als Professor im kleinen Seminar, hierauf als Director der Pension St. Arbogast, eine Zeitlang als Almosenier von St. Marx zubrachte, mithin die meisten Tagestunden einer verdienstvollen aber zeitraubenden Amtspflicht aufopferte, so ist man wohl zum Erstaunen berechtigt, denselben auf dem Felde der Wissenschaft noch so thätig zu sehen. Aber was hätte er nicht geleistet, wenn er sich ausschließlich seinem archäologischen Lieblingsfache gewid-

met! Ich meinestheils belobe aber unbedingt die priesterliche Hingabe, den willigen, freudevollen Gehorsam gegen die Obern, das Pflichtgefühl, welches zu solchen Opfern befähigt, und den moralischen Einfluß auf kindliche Seelen höher achtet, als die Anhäufung von Schätzen des Wissens, oder die Befriedigung einer weltlichen Ehrbegierde. Hr. Straub betrat mehrere Mal als Festredner bei den Preisvertheilungen des kleinen Seminars, den Katheder, und behandelte bei solcher Festivität irgend einen Gegenstand der localen Geschichte oder Archäologie.

Seminardirector Abbé Pantaleon Muri ist unstreitig einer der ausgezeichnetsten Mitarbeiter benannter Sammlung, bald polemisirend, bald als einfacher Historiker und analysirender Kritiker auftretend, oder als Referendar über kirchliche Begebenheiten in der Straßburger Diöcese. Sein Name findet sich wiederholt in jeder Nummer, und neben ihm zeigt sich sein Bruder als eifriger Collaborator, besonders in der Biographie. Hr. Pantaleon Muri zollt dem berühmten Professor an der Sorbonne, Hrn. Abbé Freppel — jetzigem Bischof von Angers — eine wohlberechtigte Hochachtung und führt die elsässischen Leser in die theologischen Schriften des elsässischen Gelehrten sachkundig ein.

Unter die thätigsten Collaboratoren der Revue catholique rechnen wir Herrn Abbé Hanauer, welcher in dieser Zeitschrift schon vor einem Decennium seine Vorstudien über die Dinghöfe und die Leibeigenschaft im Elsaß beginnt. Hr. Hanauer ist einer der wärmsten, ich darf nicht sagen Verehrer, aber doch theilnehmenden Leser einer humoristischen Monographie Ge-

rard's über die culinarischen Eigenschaften des elsäs-sischen Menschenschlags*), und dies beweist nach einer Seite hin die Milde des katholischen Verfassers, denn im Werke Gerards werden die epikuräischen Angewöhnungen der Mönche oft unbarmherzig bespöttelt.

Herr Vicomte Théodore Renouard de Bussiere theilte der Revue Fragmente seiner Spaziergänge im alten und neuen Rom und seiner Reise in Nubien mit. In seiner nächsten Nähe beschrieb er einige elsässische Wallfahrtsorte; denn er war, als frischer Convertit, eifrig bemüht, gerade die accessorischen Gebräuche des katholischen Cultus in helles Licht zu setzen. Es war eine unschuldige Wohldienerei, die seine neuen Glaubensgenossen gutmüthig belächelten.

Hr. Pfarrer Dacheux, früher Professor im kleinen Seminar, mehrseitig gebildet, nimmt als Polemiker eine der ersten Stellen ein. Ueber Geiler von Kayserberg hat er mit dem protestantischen Pfarrer Schaeffer Streit geführt, und die Ansicht, daß Geiler keineswegs der Reform nahegestanden, durch nicht zu verachtende Argumente behauptet. Herr Dacheux ist eine kernhafte Natur, jeder Vermittelung abhold, streng und absprechend.

Ehrenrettungen von Tetzel und Tilly werden von zwei Mitarbeitern der Revue versucht. Ich bin gerade kein Freund von solchen dialectisch-gymnastischen Uebungen, aber auch nicht intolerant, und lasse sie mittlerweile gelten. In der Aufstellung einer Ansicht, welche mit den stereotyp gewordenen Lebensbildern geradezu con-

*) L'ancienne Alsace à table.

traſtirt, liegt immer ein Kern von Wahrheit. Tetzel, wenn wir ſeinem Panegyriker, Hrn. Bockenmeyer auch nur ein halbes Zugeſtändniß machen, war keineswegs der unwiſſende, grobe Mönch, wofür ihn ſeine lutheriſchen Zeitgenoſſen ausgeben. Wäre ihm nicht eine populäre, eindringende Eloquenz eigen geweſen, nie hätte er einen unbeſtrittenen Einfluß auf die Volksmenge errungen. — Was Tilly anbelangt, ſo tritt jede Rehabilation des gefürchteten Feldherrn gegen die enthuſiaſtiſche, von Onno Klopp verfertigte Biographie in Schatten. Erinnern wir ebenfalls, daß der neolatiniſche Dichter Balde den Tilly dithyrambiſch verherrlichte. Indem Herr Abbé Joſeph Guerber*) in der Revue catholique den Zerſtörer Magdeburgs vertheidigt, kann er ſich ſomit auf Vorgänger und Mitlebende ſtützen.

Der Bruder dieſes Verfaſſers, Herr Pfarrer Guerber von Hagenau, iſt ſchon als Mitarbeiter des archäologiſchen Bulletins anerkennend von uns erwähnt. Ueber chriſtliche Baukunſt ſpricht er ſich mehrmals in dieſer Revue aus; doch iſt hier nicht das Hauptfeld ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit.

Ein ehemaliger Zögling der École des Chartes, Hr. Bernhard, der ſich von der archivariſchen Laufbahn, wir wiſſen nicht aus welchem Grunde, entfernte, lieferte der Revue mehrere literarhiſtoriſche Aufſätze, und beſprach in einer gelehrten Abhandlung die verſchiedenen chronologiſchen auf die Bibel bezüglichen Syſteme.

*) Derſelbe erzählt auch in der Revue catholique die Geſchichte der proteſtantiſchen Kirche in Hagenau.

Unter den polemisirenden Mitarbeitern ist auch der jetzt verstorbene Pfarrer Cazeaux zu nennen; bei seinen Lebzeiten ein rüstiger Gegner der protestantischen Partei im Elsaß, ein unruhiger Kopf, der seinen eignen Glaubensgenossen bisweilen durch seinen rücksichtslosen Eifer unbequem wurde und sich unbedachtsam auf dornenreiche Pfade begab. Der Name dieses Streiters deutet auf französische Abkunft, und in seinen Klageschriften, die er bald bei dem General-Vicariat, bald bei der Präfectur eingab, bediente er sich natürlich der französischen Sprache; und dennoch — ich kann mir den Widerspruch nicht erklären — vertheidigte er in den letzten Jahren leidenschaftlich die Beibehaltung der deutschen Sprache in den Schulen gegen die „tyrannischen" Reglements der Rectoren und Inspectoren. Mehrmals bestürmte er die Straßburger Journale mit seinen Argumenten zu Gunsten der germanischen Mutter-Sprache. Wenn abgeschiedene Geister sich noch um derartige irdische Angelegenheiten kümmerten, müßte, bei jetziger Wandlung der Dinge, der selige Cazeaux eine seltsame Befriedigung genießen.*)

*) Als Polemiker tritt unter anderen Herr Pfarrer Cazeaux bei einem sonderbaren Anlaß auf. Eine Prachtausgabe des Pfingstmontags mit einer Vorrede des damaligen Decans der Rechtsschule, Herrn Rauter, bewog ihn, sich gegen einige intolerante Aeußerungen des letzteren zu erklären; und zwar nicht ganz mit Unrecht. Das Zeugniß protestantischer Rechtgläubigkeit, welches Herr Rauter seinem verstorbenen Collegen und Freund ausstellte, war nicht am schicklichen Orte angebracht. Dem Pfingstmontag als Sittengemälde zollt Herr Cazeaux allen Beifall.

In den kleineren Notizen finden sich oft sehr interessante Mittheilungen, worauf die Revue vielleicht weniger Werth legt, als auf die langathmigen Aufsätze, die aber auf mich eine große Anziehungskraft ausüben. Dahin rechne ich die Berichte über die Ansiedelungen, welche durch den Einfluß eines elsässischen Geistlichen, des Bischofs Kobes in Senegambien, unter den einheimischen Negern unbestreitbar viel Gutes stifteten. Dahin zähle ich ganz besonders einen herrlichen Brief des illustren Dominikaners Lacordaire an einen Freund im Elsaß. Das Schreiben ist vom 11. Mai 1846 aus Notre-Dame de Calais datirt, und enthält unter anderen folgenden merkwürdigen Passus:

„Meine Reise ist glücklich abgelaufen. Ich habe „zwei Tage in Besançon (?) zugebracht bei einem „Freunde, den ich einundzwanzig Jahre lang nicht „gesehen. Er hat eine liebenswürdige Gattin; er ist „von vier hübschen Kindern umgeben. Ich habe sein „Loos mit meinem verglichen, und bin ganz mit mei„nem Schicksale, nur eine geistliche Familie zu haben, „zufriedengestellt. Hat man einmal Gott gefunden, „da beneidet man nichts mehr in dieser Welt, auch die „reinsten und süßesten Freuden nicht. Wie sonderbar, „daß so wenig Menschen das Glück kennen, Gott zu „lieben. Das ist ein Glück, vor dem alle anderen „verschwinden; wer dies Glück einmal gekostet hat, „nachdem er schon den ganzen Lebenskelch ausgetrunken, „der verlangt nichts Anderes mehr. Und wär' es ein „Traum, dieser Traum ist schon über alle Wirklichkeit!"

Jedes Wort, das wir als Commentar auf solche Worte folgen ließen, wäre eine Entheiligung.

Unter den auswärtigen Collaboratoren haben wir den Dr. Buß von Freiburg zu nennen, welcher zur Säcularfeier des Conciliums von Trident sich einer geschichtlichen Relation dieser capitalen Kirchenversammlung unterzieht. Diese Beiträge von außen her fanden nur ausnahmsweise statt, und ich glaube nicht, daß es erwünscht gewesen wäre, der Revue einen exotischen Charakter aufzudrücken. Sie war vorzüglich im Elsaß verbreitet und trug mit dem Bulletin der archäologischen Gesellschaft zur Aufmunterung zahlreicher dilettirender Archäologen bei. Noch vor fünfzehn oder zwanzig Jahren war die Gleichgültigkeit für die kirchliche Alterthumskunde in der elsässischen Clerisei eine Alltagserscheinung; der Ungeschmack in der Verzierung der Kirchen war noch allgemein; diesem Uebel ist nun vorgebeugt und ein Umschwung ist sichtbar. Vieles bleibt freilich noch zu thun; schon in dieser Hinsicht war das Fortbestehen der Revue wünschenswerth.

Ihre Thätigkeit, die sich, wie wir bis jetzt angedeutet, in den sechs ersten Jahren ihres Bestehens geoffenbart, blieb sich in den sechs folgenden gleich. Mehrere der begonnenen Arbeiten wurden stetig fortgesetzt und dehnten sich über eine lange Reihe von Nummern; auch frische Kräfte wurden herangezogen, doch blieb im Ganzen der Kern der ersten Gründer derselbe. Eine in ruhigem, fast objectiven Tone gehaltene Recapitulation der neueren protestantischen Theologie kommt aus der Feder des Herrn Kanonikus Stumpf; sie spricht von der Tendenz und den Leistungen der elsässischen Theologen, Colani, Scherer, Reuß, aber nicht in gehässigem, agressivem Tone.

Unter die interessantesten biographischen Aufsätze rechnen wir das von Hrn. Cazeaux gezeichnete Lebensbild des populären Kanzelredners Mühe. Der Stoff war lohnend. Während langen Jahren fesselte Abbé Mühe eine aufmerksame, dankbare Zuhörermenge zu den Füßen derselben Kanzel, die vor vierthalb hundert Jahren Geiler von Kayserberg bestiegen. Er predigte in deutscher Sprache und es fiel Niemanden ein, ihn deshalb als einen Preußen zu beschreien. Zweifelsohne keinen andern Zweck verfolgend, als die Seelen seiner Gemeine dem Herrn und Heilande zuzuführen, hat er aber doch unbewußt zur Erhaltung des alten deutschen Geistes beigetragen, und wenn jetzt in der untern katholischen Schichte der Bevölkerung die einheimische Sprache nicht ganz erstorben, darf man diesen Umstand dem einfachen, schlichten Ehrenmanne zuschreiben, der nicht nach Ehren strebte. Abbé Mühe war noch etwas Besseres als ein eloquenter Prediger, er war ein praktischer Christ, von den armen bürgerlichen Familien im täglichen Verkehr nicht umsonst angesprochen. Er ging werkthätig in seiner Gemeinde auf. Die Revue catholique schuldete ihm eine Lebensbeschreibung, die Stadt und seine Freunde ein Zeichen der Erinnerung. Der Bildhauer des Frauenhauses, Philipp Graß*), gab den originellen Zügen und der eigenen Gestalt des greisen Redners einen meisterhaften Ausdruck in einer seiner gelungensten Statuetten.

Ich springe weit ab von diesem Gegenstande, indem ich die kritische Untersuchung des Herrn Detroyes

*) Wir werden später Hrn. Philipp Graß und seinen Schöpfungen einen eigenen Artikel widmen.

erwähne, der sich über die heikle, unentschiedene Frage ausließ: „Ob die Allemannen das ganze Elsaß im fünften Jahrhundert innegehabt?“ Er verneint es und gibt höchstens zu, daß sie Rauracien und den oberen Theil unserer Provinz besetzt hielten. Solche Excurse interessiren ausnahmsweise die Fachgelehrten, aber haben doch, wenn sie, wie die Arbeit des Herrn Detroyes, gewissenhaft durchgeführt sind, auch das Recht des Bestehens in einer vaterländischen Sammlung.

Herr Professor Hanauer, in dieser zweiten Hälfte der Revue, kommt wieder auf sein Lieblingsthema der Dinghöfe zurück, und beginnt hier seine langwierige Campagne gegen Meister Ignaz Chauffour. Nicht einmal oberflächlich können wir uns auf diesen gelehrten Streit einlassen; er wurde mit etwas vergifteten Waffen geführt. — Herr Hanauer beging den Fehler, seine Vorarbeiten numerisch etwas zu hoch anzuschlagen; da er ungemein viel und unermüdlich auf einem trockenen Boden gearbeitet, bildete er sich, ziemlich naiv, selber ein, die Strecke der bewältigten und umgeackerten Wildniß sei um Vieles ausgedehnter. Er gab sich dadurch seinem Widersacher gegenüber einige Blößen. Das Publikum ist der Disputation auf die Länge nicht gefolgt.

Claudite nunc rivos, pueri, sat prata biberunt.

Eine Polemik von kürzerer Dauer entspann sich zwischen Herrn Pantaleon Muri und dem Archivar des Departements Niederrhein, als dieser letztere sich in einem Zeitungsartikel panegyrisch über die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs von Schiller geäußert. Der

Angreifer sprach dem Dichter des Wallenstein jede geschichtliche Glaubwürdigkeit ab und degradirte denselben zu einem „Historiker für Damen". Darob ereiferte sich nicht ohne Grund der pietätvolle Verehrer Schillers und sandte an Herrn Muri eine geharnischte Epistel, die in ihrer Totalität eingerückt wurde. Es war ein höfliches Turnier, das mit gegenseitiger Complimentirung schloß.

Derselbe Seminardirector widmete in einer der letzten Nummern eine unparteiische genau abwägende Kritik dem «Liber diurnus», welches Herr von Rozière, das nunmehrige Mitglied des französischen Instituts, mit großem Aufwand von gelehrten Einleitungen und Noten frisch herausgegeben. Nun ist zu bemerken, daß dieser Liber diurnus, oder das Formular der älteren päpstlichen Kanzlei, im siebzehnten Jahrhundert zu ganz sonderbaren unerwarteten Verwickelungen Anlaß gab. Die römische Kurie erblickte darin verkappte Angriffe gegen die Unfehlbarkeit des Oberhauptes der Christenheit, und durch ein ebenso sonderbares Zusammentreffen von Umständen wurde gegenwärtig derselbe thologisch-historische Streit angeregt.

Herr von Rozière scheint der gallicanischen, nicht der ultramontanen Meinung zu huldigen. Somit hätte Herr Abbé Muri eine erwünschte Gelegenheit gehabt, dem gelehrten Gegner hart zuzusetzen, in einem Augenblick, wo die päpstliche Infallibilität voraussichtlich als Dogma proclamirt werden sollte. Er verfährt aber sehr glimpflich und Herr von Rozière kann mit dem seiner merkwürdigen Arbeit gespendeten Lobe zufrieden sein.

Auch ich muß mich nunmehr beſcheiden und dieſe curſoriſche Ueberſicht abbrechen; es bleiben noch manche alſatiſche Beſtrebungen zu berückſichtigen. Ich ſchließe hier mit dem Namen, den ich am Eingang zuerſt genannt, mit Herrn Abbé Straub, deſſen Beſchreibung der Kirche von St. Peter und St. Paul zu Neuweiler wohl eine der beſten Monographien der Revue ausmacht. Auf ſolche Arbeiten kommt in ſpäterer Zeit der Antiquar, der dilettirende Archäologe, wieder zurück, wenn dagegen die leidenſchaftlichen Ergüſſe der Tagespolemik alsbald der Vergeſſenheit anheimfallen. Von der letzteren läßt ſich, parodirend, mit dem Dichter ſagen:

Des Augenblickes Gunſt hat ſie geboren,
Sie ſchweben fort im leichten Tanz der Horen.

Ueber

die bisherige Akademie von Straßburg.

Die „Straßburger Zeitung“ hat vor einiger Zeit auszugsweise den Aufsatz der „Berliner Revue“: „Aus dem neuen Reich“, über die Begründung der Universität von Straßburg reproducirt. Da sich diese Mittheilung vorzugsweise auf die Verwaltung der bis ohnlängst bestehenden Fakultäten der Akademie von Straßburg bezieht, dürfte es nicht ungelegen sein, über die hervorstechendsten Persönlichkeiten, die seit mehr als einem halben Jahrhundert an dieser höheren französischen Lehranstalt aufeinander folgten, und über ihre Leistungen zu berichten. Wir bezwecken also hiermit eine retrospective Umschau. Es kann dabei gar nicht die Rede sein, jedem einzelnen Namen gerecht zu werden; mehr als an einer Stelle müssen mir uns mit einer allgemeinen Uebersicht begnügen.

Gleich bei dem Eintritt in diesen Gelehrtenverein stoßen wir auf die protestantisch-theologische Fakultät; weil nun diese erst unter der Restauration in's Leben trat und neben ihr das protestantische Seminar, zum

Theil als Vorschule, fortbestand, so fassen wir beide Institute zusammen in einen Abschnitt. War doch die Hälfte der Professoren an beiden zugleich angestellt. Für einheimische Gelehrte und Gebildete bringen wir nichts Neues; wir müssen darauf ausgehen, einem zum Theil neuen und nicht eingeweihten Publikum die nächst verflossene Vergangenheit vor Augen zu legen und anzudeuten, welche Kräfte bis jetzt officiell wirkten und zwar unter mannigfachen Hindernissen und auf engbegrenztem Raum. Gleichviel — auch dieses Streben ist zu berücksichtigen, und hat einen relativen, nicht zu verleugnenden Werth. Man kann vielleicht daraus ersehen, auf welchem Grunde fortgebaut werden soll.

Unter den Professoren der Theologie stand obenan in den ersten Decennien dieses Jahrhundert der Kanzelredner Isaak Haffner, eine imposante Persönlichkeit, ein encyclopädisch gebildeter Mann, Sammler und Besitzer einer in alle Theile des menschlichen Wissens einschlagenden Bücherssammlung, Rationalist, aber mit seiner Feuerzunge Schüler und Zuhörer belebend und begeisternd. Zwei Bände von Festpredigten sind jedoch sein einziger literarischer Nachlaß. Er schrieb ein französisches Werk über Erziehung. Villers, der Geschichtsschreiber und Lobredner der Reformation äußerte sich darüber folgendermaßen: „Man würde den Verfasser in Paris krönen, könnte man dort auf etwas anderes sinnen, als auf Geld, Intriguen und Weiber.“

Neben Haffner wirkten zwei jüngere Männer. Der eine, Timotheus Emmerich, docirte Kirchengeschichte, wurde aber vom Tod hinweggerafft, kaum fünfunddreißigjährig. In seinem Nachlaß fanden sich Noten

und Fragmente zu einem weitangelegten Werke über die Religionssysteme aller historischen Völker. Einige Bände von seinen deutschen Predigten, in strengerem orthodoxen Sinne gehalten, als die seines älteren Collegen, wurden auch in Deutschland beifällig aufgenommen.

Redslob docirte Psychologie und Moralphilosophie. Seine Vorträge waren von eigener Lebenserfahrung durchdrungen, und zeichneten sich aus durch geistreiche Ausflüge auf das Gebiet der deutschen Dichtung. Er unterhielt in seinen Schülern den Cultus der geistigen Größen. Sein gedruckter literarischer Nachlaß beschränkt sich auf Predigten; er war ein geist- und gemüthvoller Kanzelredner.

Ein deutscher Gelehrter, von altem Schrot und Korn, ein gründlicher Kenner der hebräischen und arabischen Literatur war Dahler, der schwungvolle Uebersetzer mehrerer Bücher des Alten Testaments, und erste Gründer einer philologischen Gesellschaft in Straßburg.

Mit den zwanziger und dreißiger Jahren findet der Eintritt einer zweiten Generation von Lehrern statt. Bruch, Matter, Willm, Fritz, Jung, etwas später Reuß und Baum betraten eine lange, wohlausgefüllte Laufbahn. Sie alle haben durch Schrift und Wort und thätiges Eingreifen in die täglichen Verwaltungspflichten das ihnen anvertraute Pfund wohl verwendet. Matter und Willm schrieben fast ausschließlich französisch. Der erstere wurde schon als junger Gelehrter durch eine gekrönte Preisschrift über „die alexandrinische Schule“ bekannt; während einer Reihe von Jahren als Studieninspektor in Paris wohnhaft und

erst in dem letzten Abschnitte seines Lebens in Straßburg seine alte Stelle wieder ausfüllend, hat er in verschiedenen Zweigen der Philosophie, der Moral und der theologischen Mystik Beweise seines vielseitigen Wissens und eigenen Nachdenkens gegeben. Er war Polygraph; doch unter seinen Schriften möchte ich seine halb literarische, halb culturhistorische Reise nach Deutschland (1846—47) bevorzugen; nach der «Allemagne» der Frau v. Staël ist es wohl das bestunterrichtetste Werk über die gleichzeitigen Zustände in den Hauptstädten des Deutschen Bundes. Seine in Straßburg ausgearbeiteten Biographieen Swedenborgs und St. Martins üben einen ganz eigenen Reiz, indem der Verfasser selber zu den Ideen dieser Mystiker hinzuneigen scheint, und für ihn z. B. die Visionsfähigkeit Swedenborg's als ein merkwürdiges, nicht zu leugnendes psychologisches Räthsel factisch besteht.

Willm als Philosoph bewegt sich auf rein geschichtlichem Boden; seine Geschichte der neuern deutschen Philosophie, in vier Bänden, ist ein prächtiges Werk; als solches wurde es von dem französischen Institut, nach dem Berichte Remusats, anerkannt und gekrönt. Es wird noch in fernerer Zeit als unerschöpfliches Material für die französischen Philosophen handlich bleiben. Auch als Pädagog hat Willm Bedeutendes geleistet. Seine französische Schrift über das Elementar-Schulwesen fand allgemeine Anerkennung.

Dr. Bruch, als Kanzelredner, Theolog und Philosoph thätig, blieb meist der deutschen Sprache treu. Seine populäre rationalistische Dogmatik, seine Predigten, auch in weiteren, überrheinischen Kreisen geschätzt,

seine werkwürdige Monographie über Hiob, seine wohldurchdachten und doch allgemein verständlichen philosophischen Abhandlungen weisen ihm einen unbestrittenen Rang an unter den jetzt lebenden ernsten Schriftstellern.

Jung, der Bibliothekar und Kirchenhistoriker, hat wenig geschrieben, desto mehr thätig eingegriffen als Ordner der nunmehr in Rauch aufgegangenen Bücherssammlung. Er ist zu rechter Zeit abgetreten: den Brand hätte er keinesfalls überlebt. Ein theilweiser Ersatz für die ebenfalls zerstörte Seminarbibliothek wird sich in der ausgedehnten Privatsammlung finden, die Professor Reuß testamentarisch der protestantischen Stiftung zugesagt hat. Herr Professor Reuß hat in seinem französisch geschriebenen aber deutschgedachten und mit deutscher Gelehrsamkeit verfaßten Werke über die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche einen gefeierten Namen errungen, und Prof. Baum hat als polemisirender Prediger sich den Anmaßungen der ultramontanen Partei entgegengestellt. Er besorgt auch mit Reuß und Cunitz die Riesenausgabe sämmtlicher Werke Calvins.

Professor Karl Schmidt bildet den Uebergang zu den jüngeren Lehrern. Seine Geschichte der Secte der Catharrer, seine gründliche und quellenreiche Monographie über das Stift von St. Thomä, eine in Paris gekrönte Preisschrift über die Umwandlung der römischen Gesellschaft durch das Christenthum, sichert seinen Arbeiten eine ehrenhafte Stelle in ernsten Bücherschränken.

Als Willm das Zeitliche gesegnet, wurde er auf

dem Lehrstuhl der Philosophie zu St. Thomä durch Christian Bartholmeß ersetzt. — Eine eigene, liebenswürdige Persönlichkeit! Als er den Ruf nach Straßburg annahm (1853—56), war er schon in Paris eine anerkannte akademische Notabilität. Seine Biographie Giordano Bruno's, seine gründliche und doch anmuthige Geschichte der Berliner Akademie hatte seinen Namen nach Italien und Deutschland getragen; er schrieb ein reines, etwas mühsam errungenes Französisch. Dem Rufe, der ihm vorangegangen, entsprach seine Befähigung als Lehrer. — Nach seinem in Nürnberg auf einer Badereise plötzlich erfolgten Hinscheiden ersetzte ihn ein damals noch jugendlicher Pariser Gelehrter und Schriftsteller, Karl Waddington, ein Verwandter Bunsens. Auch er war schon vor seiner Ankunft als ausgezeichneter Lehrer an einem der Lyceen der Hauptstadt, als bevorzugter Schüler Cousins und Verfasser einer Biographie des Ramus bekannt. — Seine „Logik" ist nach Bunsens Ausspruch eines der gründlichsten, feinsten Werke über diesen Theil der philosophischen Wissenschaft. Das Andenken an Bartholmeß erschwerte vielleicht die ersten Schritte Waddingtons auf hiesigem Boden; aber auch ihm brachte seine schöne Rednergabe und sein gemüthvolles Wesen bald einen reichlichen Gewinn, ich meine die Zuneigung seiner Schüler. Seine Rückkehr nach Paris war für das protestantische Seminar ein empfindlicher Verlust. — Colani, der gefeierte französische Kanzelredner an der St. Nicolaikirche, beschränkte sich in den vorletzten Jahren auf den Zuhörerkreis der theologischen Fakultät. Diesen Abschied von dem Predigeramte habe ich

mir nie ganz erklärt. War es physische Ermüdung? War es die Furcht, nicht lange mehr als Redner sich auf gleicher Höhe zu erhalten? War es eine tiefe, innere Erschütterung seiner religiösen Grundsätze? In das Gewissen eines Fremden sich einen Einblick zu erlauben, ist kaum gestattet; ich bescheide mich mit Vielen den Rücktritt des Gründers der theologischen Revue zu beklagen. Leicht möglich, daß Colani bei gegenwärtiger Umwälzung, wie schon früher Eduard Scherer, in einer rein literarischen Beschäftigung aufgehen wird.

An der Spitze der literarischen Fakultät stand gleich bei deren Gründung, als Dekan und europäische Celebrität, der Hellenist Johannes Schweighäuser mit seinem Sohne Gottfried als zeitweiligem Stellvertreter. Der Vater, schon halb erblindet, erklärte die griechischen Schriftsteller, indem er in die kleinsten philologischen Spitzfindigkeiten einging; der Sohn erwies sich mehr als Literator. Ihre gehaltreichen Vorlesungen waren einzig und allein von den Zöglingen des protestantischen Seminars besucht. — Arnold, der von Coblenz herübersiedelte, docirte eine Zeitlang Geschichte. Lateinische und französische Literatur, nebst Philosophie, waren einigen ausschließlich französisch gebildeten Professoren übergeben; Philosophie erschien in lateinischem, scholastischem Gewande.

Mit Bautain's Ankunft (1817) nahm das philosophische Studium einen für Straßburg fabelhaften Aufschwung. Der weite Hörsal wurde für die herbeiströmenden deutschen und französischen Zuhörer zu enge. Rhetorische, glänzende Gewandtheit, freisinnige Ge-

danken, theilweise Bekanntschaft mit den Leistungen der deutschen Denker, bezeichneten die ersten Schritte dieses Professorats; allein im zweiten Decennium ging Bautain zur strengen katholischen Richtung über und stiftete eine Pflanzschule junger Seminaristen und Kanzelredner. Was ihm an Zuneigung der liberalen Partei abging, ersetzte reichlich der Zufluß aus dem Lager der Ultramontanen. Bautain's zwanzigjähriges Wirken in Straßburg läßt sich jetzt noch im Entwicklungsgange mancher hiesigen Adepten nachweisen, und zwar weniger durch den Einfluß seiner etwas trockenen philosophischen Schriften, als durch den Eindruck seiner persönlichen Erscheinung und Suada.

Lange Jahre, neben Bautain und nach seiner Abreise, war der Lehrstuhl der Geschichte durch Karl Cuvier besetzt. Ein ächt evangelisches Gemüth! — Cuvier trug seine religiösen Ueberzeugungen auf seine Fachstudien über; das war nicht der Weg, ein zahlreiches Auditorium zu gewinnen, aber daß er in manchen Schüler den Samen einer hohen Denkungsart pflanzte, ist ebenso gewiß. Vor etwa zehn Jahren, am Ende seiner officiellen Laufbahn, legte er den Gesammtgewinn seiner Studien in einem bis jetzt drei Bände umfassenden Werke nieder, in einer religiösen Philosophie der Geschichte, worin die Hauptresultate der Wissenschaft, leider in etwas ermüdender Kürze, zusammengedrängt sind.*)

Mit den Vorgenannten beinahe zu gleicher Zeit wirkend, erwies sich Delcasso besonders als lateinischer

*) Cours d'études historiques.

und französischer Literator seiner Aufgabe und seinem Amte gewachsen. Sein Vortrag war ein Musterbild gallischer Eleganz. Er selber ist ein gewandter Verficator*); jedesmal wenn er lateinische Dichter commentirte, ließ er sich's angelegen sein, fragmentarische, treffliche Uebersetzungen mit in den Kauf zu geben.

Colin docirte griechische Literatur; ihm, dem Uebersetzer Pindars, fehlte es nicht an originellen Ansichten und Wendungen; nur ging er in allzu launenhaften Sprüngen zu Werke. Sein junger Zuhörerkreis sah ungern seinen Rücktritt (1859).

François Génin, der geistreiche, von Witz und „Malice" übersprudelnde Uebersetzer des Rolandliedes, versah während vier Jahren seine Stelle als Professor der französischen Literatur (1838—1842) und siedelte dann — mit Beibehaltung seines nominellen Amtes, — nach Paris, wo er das Studium der altfranzösischen Sprache besonders durch seine rücksichtslose Polemik auf neue Bahnen lenkte, und durch die Herausgabe der Briefe der Margaretha von Valois, der Schwester Franz des Ersten, sich als scharfsinniger Kritiker einen Namen machte. Durch sein Wörterbuch der „Sprache Molière's" bekundete er seine genaue Bekanntschaft mit der klassischen französischen Literatur. Vor deutscher Gelehrsamkeit hatte Génin ungeheuchelten Respekt.

Den Katheder Génin's bestieg während drei Jahren St. René-Taillandier, und nach ihm Edmond Arnould. Beiden gereichte Deutschlands Nachbar-

*) Siehe die Straßburger Zeitung Nr. 91 vom Jahr 1871.

schaft zu Heil und Segen. St. René-Taillandier ging von hier aus nach Montpellier, blieb aber, an Spaniens Grenze, dem Studium der deutschen modernen Literatur ergeben. Arnould kam nach Poitiers und von dort an die Sorbonne. In Straßburg geberdete er sich als Verächter des deutschen Theaters. Schiller war für ihn ein lyrischer Declamator. Später ward er vom heiligen Geist erleuchtet und verdankte seinen Vorlesungen über Schiller seine besten Erfolge in Paris. Er ist leider vor dem Eintritt in's Greisenalter mit Tode abgegangen.

Unter den jüngeren, in den letzten Decennien hervorstechendsten Lehrern der hiesigen literarischen Fakultät steht obenan Paul Janet als Professor der Philosophie. Vertreter der spiritualistischen Schule, dem Studium der deutschen Philosophie zugethan, mit all' den Eigenschaften des französischen Rhetorikers ausgestattet, war Janet ganz geeignet, einen großen Einfluß auszuüben; er scheiterte hier an der Lauheit, die damals (1848—56) die hiesige akademische Jugend charakterisirte. Im Jahre 1855 indeß fand Janet vor einem gemischten Publikum in den Sälen des Rathhauses eine unbestritten günstige Aufnahme; er sprach über „die Familie". Die Vorlesung erschien im Druck und wurde überall wohl aufgenommen. In Paris schwang sich Janet seitdem hoch und höher hinauf; seine Aufsätze in der «Revue des Deux-mondes» eroberten einen großen Leserkreis.*)

Im letzten Decennium finden wir Fustel de Coulanges, den Professor der Geschichte, vor einem zahl-

*) Er ist Mitglied des Instituts.

reichen Auditorium. Die Ursache des allgemeinen Beifalls, den er während mehrerer Jahre reichlich erntete, liegt auf der Hand. Tief eingehende Sachkenntniß, einfacher, krystallreiner Fluß des Vortrags, gut gewählte, treu eingehaltene Programme, mußten in geometrischer Progression bis zu seiner Berufung nach Paris seinen Einfluß steigern. Ich sage gutgewählte Gegegenstände; hierin bewies er sich auf dem schwierigen Boden von Straßburg sehr taktvoll. Mochte er nun in der alten oder neuen Geschichte seine Vorlagen suchen, immer umging er die Klippen und steuerte, durch die Stimmung seiner Zuhörer wie von einem günstigen Winde vorwärts getrieben, grad'aus auf sein Ziel. Bei den Einen streute er die Saat von neuen Ideen, bei den andern weckte er die illusorische Ueberzeugung, sie seien seinen gehaltreichen Vorträgen gewachsen. Sein Werk über den antiken Staat*) ist auch in Deutschland bemerkt und gepriesen wbrden.

Ich darf es nicht unterlassen, den Dekan der literarischen Fakultät, Herrn Bergmann, zu nennen, der schon zweiunddreißig Jahre als Professor der „fremden Literatur" hier angestellt ist. Schon vorher hatte sich Bergmann als Kenner der isländischen Literatur und Mythologie bekannt gemacht. Unterdessen dehnte er seine Studien in vergleichender Philologie viel weiter aus, docirte nebenher Sanskrit, und in einer ganzen Reihe von Monographien über den Ursprung mehrerer Völker erging er sich im Reiche der antehistorischen bestrittenen Hypothesen. Auch auf Erklärung des enigmatischen Gedichtes von Dante hat er viel Mühe ver-

*) De la Cité antique.

wandt und seinen Scharfsinn an der Darwin'schen Theorie geübt. Für die Entwickelung des Menschen aus einem untergegangenen, verschwundenen Affengeschlechte tritt er in die Schranken. Somit läßt sich die vielseitige wissenschaftliche Thätigkeit Herrn Bergmann's nicht in Abrede stellen. Forschungen der Art, auch wenn sie auf keine erwiesenen oder erheblichen Resultate hinauslaufen, sind immerhin bemerkenswerth.

Von Straßburg und unserer Faculté des lettres ist der Hellenist Herr Weil ausgegangen. — Hier lebt, als Professor der Geschichte am Seminar, im Stillen der grundgelehrte, modeste Orientalist Herr August Stahl, der ehedem als Secretär der orientalischen Gesellschaft in Paris mit den besten Gelehrten dieses Faches in freundlichem Verhältnisse stand. — Unter dem jüngeren philologischen Nachwuchs machten sich hier die Herren Reußner und Heitz bemerkbar; letzter durch seine Ausgabe der Fragmente des Aristoteles in Deutschland hochgeschätzt und vor Kurzem zum correspondirenden Mitgliede der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt.

Die „Fakultät der Wissenschaften" hatte besonders in den letzten Decennien weithin bekannte Lehrer aufzuweisen. Gleich in der Zeit ihrer Gründung siedelte Kramp von Coblenz hierher; als Verfasser einer Krystallographie und Geschichte der Aerostatik war er in Deutschland gut angeschrieben; als französischer Professor empfahl er sich durch seine Lehrbücher der Arithmetik und der Geometrie; hier docirte er höhere Mathematik. — Herrenschneider, Professor der mathematischen Physik, setzte während vierzig Jahren (1801

bis 1840) seine meteorologischen Betrachtungen fort, von einem Zeitpunkte ausgehend, wo solches Bemühen seltener anzutreffen. — Hier lehrte Duvernoy, des großen Cuviers Freund, vergleichende Anatomie (1827 bis 1838); hier begann der Autodidact Persoz seine Laufbahn (1835—49) und schrieb sein umfangreiches Werk über die industrielle Chemie; während mehreren Jahren hatte der einheimische, allzufrüh verstorbene Chemiker Gerhard denselben Lehrstuhl inne*). — Der Professor der Physik, Bertin, verfaßte ebenfalls in Straßburg, ehe er nach Paris gerufen wurde, seine physikalischen und meteorologischen Aufsätze. — Sarruz, der vielseitig gebildete Professor der „Reinen Mathematik", schrieb hier seine im Jahre 1843 gekrönte Preisschrift.

Doch auf zwei Lehrer an dieser Fakultät möchte ich ganz besonders die Aufmerksamkeit des Lesers hinlenken, auf Daubrée und Schimper, denn beide widmeten die besten Jahre ihres Lebens dem Lehrstuhle in Straßburg. Daubrée, in Metz gebürtig, kam vor vierundzwanzig Jahren als blutjunger Professor der Mineralogie und Geologie hierher; verfaßte, zum Theil auf die Vorarbeiten des Ingenieurs Voltz sich stützend, die treffliche geologische Karte des Unter-Elsasses, mit erschöpfendem Texte in seiner Beschreibung der geologischen und mineralogischen Beschaffenheit unserer Provinz, erweiterte seine früherworbenen Kenntnisse durch eine Reise nach Schweden und Norwegen, und bethätigte seine Beobachtungsgabe in zahlreichen Mono-

*) Der Chemiker Pasteur, Mitglied des Instituts, versah ebenfalls eine Zeit lang diese Lehrerstelle in Straßburg.

graphien. Er wurde nach zwanzigjährigem Wirken von hier nach Paris berufen, wo er in dreifacher Eigenschaft, als Mitglied des Instituts, als Professor am Pflanzengarten und der École des mines, seine Thätigkeit fortsetzt. An der Spitze zahlreicher Schüler jeden Alters und Standes bereist er jährlich im hohen Sommer immer irgend einen Bergdistrikt von Frankreich.

Schimper, der Vetter des gleichnamigen abyssinischen Naturforschers und des ohnlängst in Schwetzingen verstorbenen originellen Naturalisten und Schriftstellers, fesselte hier als Lehrer der Geologie einen zahlreichen gemischten Zuhörerkreis; doch bevor ihm dies schöne Loos beschieden war, erwarb er sich die Erkenntlichkeit der akademischen und der städtischen Behörde durch die Pflege, die er dem naturhistorischen Museum angedeihen ließ, denn Schimper ist in allen Zweigen des Naturreiches zu Hause, steht mit den ersten Fachmännern Europa's in Verbindung und verwerthet diese Verhältnisse zum Besten hiesiger Prachtsammlung. Als Botaniker hat Schimper durch sein beträchtliches Werk (sechs Bände) über die Moosarten von Europa schon vor Jahren (1836—51) in Collaboration mit Bruch und Gümbel einen Namen erworben. Ueber die erratischen Blöcke stellte er in Norwegen und in den Gebirgen des südlichen Spaniens Beobachtungen an; in letzter Zeit (1869—70) hat er durch sein paläontologisches Werk seinen bisherigen Studien die Krone aufgesetzt.*)

Es sei mir vergönnt, dem Andenken des ohnlängst

*) Flore du monde primitif dans ses rapports avec la flore actuelle.

verstorbenen Professors der Zoologie, Herrn Lereboullet, eine Zeile zu widmen. Zahlreiche Monographien haben seinen ehrenwerthen Namen nach Paris getragen. Er hat sich auch als beredter, überzeugter Vertheidiger des einheitlichen Ursprungs des Menschengeschlechts bewährt. Auf das gebildete gemischte Publikum übte er eine wohlthätige Anziehungskraft.

Schreiber dieser Zeilen muß sich ganz incompetent erklären, dem Verdienste der Mehrzahl der Professoren an dieser Fakultät, absonderlich im Gebiete der höheren Mathematik gerecht zu werden.*)

Die Rechtsfakultät ist wohl der Zweig der Akademie, der am wenigsten Blätter und Blüthen gebracht. In der ersten Zeit ihres Bestehens hatte sie keine Illustrationen vorzulegen. — Der Verfasser des „Pfingstmontag" las über römisches Recht nach seinem auf Heineccius fußenden Handbuch; sein Cursus war Mittelgut. — Einer der französischen Professoren stand auf Null; ein anderer ersetzte die tiefere Wissenschaft durch intolerante Polemik. Später jedoch treffen wir unter den Lehrern die Herren Aubry und Rau, die intelligenten, fleißigen Uebersetzer des umfangreichen Werke von Zachariä über das französische Civilrecht. — Rauter, als denkender, scharfsinniger Jurist, über Criminalrecht bekannt, war als Lehrer nicht anziehend. Auch Schützenberger, Professor des administrativen Rechts, stand nicht auf der Höhe seiner praktischen Leistungen als Maire, Deputirter und Agronom.

*) Ich erinnere hier nur an den verstorbenen Finck, an Herrn Bach ꝛc. ꝛc.

Unter den jüngeren Kräften fanden sich ausgezeichnete Lehrer. So docirte in letzter Zeit Hr. Lederlin römisches Recht. Mit deutscher Wissenschaft befrachtet, hat er das erworbene Gut wohl verwerthet.

Auf jeden Fall war für alle Professoren der Rechtsfakultät die geringe Zahl der Schüler entmuthigend. —

Was nun die mediciniſche Fakultät anbelangt, glaubt Schreiber dieſer Zeilen ſich jeder Ueberſicht enthalten zu müſſen. Er könnte zum Theil nur auszugsweiſe mittheilen, was die Herren Profeſſoren Tourdes und Stoeber im zweiten Bande der „Beſchreibung des Niederrheins“ ausführlich und als competente Berichterſtatter der Oeffentlichkeit übergaben. Der gehaltreiche Stoff läßt ſich nicht in wenige Zeilen zuſammendrängen. Mit dem größeren Publikum weiß er, daß zu jeder Zeit dieſe Fakultät berühmte und hochgeſchätzte Lehrer auf ihre Katheder berief und daß beſonders in den letzten Decennien einige derſelben, beſonders im anatomiſchen und chirurgiſchen Fache, zu europäiſchen Celebritäten ſich emporgeſchwungen —

In letzter Zeit war die Zahl der Schüler mit der Stiftung einer Unterrichtsanſtalt und eines Penſionats für die künftigen Chirurgen und Doctoren der Armee*) bedeutend gewachſen. Durch das Schließen dieſer Anſtalt dürfte ſich vorausſichtlich bei der Eröffnung einer deutſchen Univerſität vorerſt ein nicht geringer Abfall herausſtellen**); doch läßt ſich ebenſo hoffen, daß mit Herbeiziehung neuer Lehrkräfte, mit den großartigen anatomiſchen Sammlungen und der Coexiſtenz mili-

*) École impériale de santé militaire.

**) Geſchrieben im Auguſt 1871.

täriſcher und bürgerlicher Heilanſtalten auch die mediziniſche Fakultät ſich auf einem ausgezeichneten Standpunkte halten und in neuem Glanze ſich entfalten wird.*)

*) Der zunächſtfolgende Aufſatz über die «Gazette médicale de Strasbourg» war zum Theil beſtimmt, die hieſigen mediciniſchen Celebritäten vorzuführen.

Die „Gazette médicale“ von Straßburg.

Eigentlich ſollte ein Laie ſich nicht erlauben, über mediciniſche Leiſtungen Bericht zu erſtatten; aber da hier keineswegs von der Analyſe und dem relativen Werthe in dieſes Fach einſchlagender Produktionen zu ſprechen, ſondern einzig und allein von der Thätigkeit der hieſigen Doctoren und Chirurgen ein Zeugniß abzulegen, ſo darf auch ein Unberufener das Amt eines einfachen Referenten verſehen. In dem dreißigjährigen Beſtehen der mediciniſchen Zeitſchrift von Straßburg liegt allein ſchon der triftigſte Beweis, daß in hieſiger Stadt die Heilkunde einen nicht geringen Theil des intellectuellen und praktiſchen Lebens ausfüllt, daß Lehrer und Schüler Aesculaps — man verzeihe mir den veralteten mythologiſchen Ausdruck — in genügender Zahl vorhanden; denn wie ließe ſich ſonſt der Umſtand einer ſpeciellen, unabhängigen Monats- und Wochenſchrift erklären, die auf einem dem größeren Publikum verſperrten Terrain ihr Daſein behauptet? —

Es iſt, wie geſagt, gerade ein dreifaches Decennium verfloſſen, ſeitdem die Straßburger mediciniſche Zeitung, von den Profeſſoren und Doctoren Ehrmann, Coze,

Stoeber, Stoltz, Forget, Oberlin, Theodor Boeckel gegründet, unter der intelligten Redaction des Dr. Eissen, aller äußeren Ereignisse unbeschadet, einen beträchtlichen Kreis von Lesern auch in dem nicht medicinischen Publikum zu erobern wußte. Unter den mitwirkenden Collaboratoren zählte sie gleich zu allem Anfang die Mehrzahl der Fakultätsprofessoren, die Mitglieder des naturwissenschaftlichen Gesellschaft und der praktischen Aerzte im Bezirk der Stadt und der Provinz Elsaß. In ihrem Titel lag schon ihr Zweck angedeutet: die Anzeige der merkwürdigsten localen Vorkommnisse im Bereiche der medicinischen und chirurgischen Wissenschaft und Praxis, beiläufig aber auch die Analyse ausländischer Fachwerke und Zeitschriften, eine nach Bedürfniß und Gelegenheit ausgedehnte Correspondenz, die Beachtung der Werke auswärtiger Akademien, und, als leichtere Zugabe, ein für den Laien zugängliches Feuilleton, mit Besprechung allgemein faßlicher Fragen über öffentliche Gesundheitspflege und gerichtliche Arzneikunde.

Dieses Programm wurde eingehalten, regelmäßig, gewissenhaft, und nunmehr bildet die «Gazette médicale» eine Sammlung von 30 mäßigen Quartbänden, ein weites Repositorium der in bewußtes Fach einschlagenden Werke und Ereignisse, zuvörderst auf vaterländisch-provinziellem Grund und Boden, sodann im angrenzenden Deutschland, hin und wieder auch in Paris. Selbstverständlich wird über die Verhandlungen der hiesigen und der oberrheinischen medicinischen Gesellschaft referirt; die localen merkwürdigen Krankheitserscheinungen werden besprochen; die Meteorologie bildet ein stehendes Capitel. Bisweilen versetzen historische

Excurse in die ehemaligen mittelalterlichen Sanitäts-zustände des heimathlichen Straßburgs. Solche Ausflüge sind dann ganz besonders für das größere Publikum empfehlenswerth; denn so unwissend dieses auch den intimeren Verhältnissen der Fakultät gegenüber sein mag, so wenig es von anatomischen Einzelnheiten versteht und sich wohl gar von solcher Auseinandersetzung mit Widerwillen, wie von einen Leichenfelde, abwendet, — so anziehend und fesselnd ist dagegen für jeden Gebildeten die äußere Parallele zwischen der heutigen und der ehemaligen Sanitätspolizei, dem jetzigen und dem ehemaligen Heilverfahren; denn es handelt sich da um allgemein verständliche Facten und der Jetztlebende hat dabei die leicht erkaufte Befriedigung, einer „im Fortschritt lebenden Gesellschaft" anzugehören.

Gleich zu allem Anfang hatte die neugestiftete Zeitung über einen damals unerhörten, ergreifenden Vorfall zu berichten. Eine ganze zahlreiche Familie war in ihrer Wohnung, in ihren Betten, durch die unmerkliche Entladung einer Gasröhre erstickt. Professor Gabriel Tourdes beschrieb in einer klaren Abhandlung Ursache und Wirkung des bedauernswürdigen Unheils. — Epidemische und endemische Krankheiten, wie z. B. der Typhus, die Meningitis, gaben Anlaß zu ausgedehnten Excursen auf dieses unerfreuliche Gebiet. Da finden wir die Namen des damals noch jugendlichen Schützenberger, des älteren begabten Forget, und zweier verdienstlicher Land-Doctoren, Mistler und Tauflieb. Die Irrenanstalt von Stephansfeld, die gerade damals unter dem Director David Richard und dem Arzte Julius Roederer einen unerwarteten Auf-

schwung nahm, wurde von beiden Beamten in den Kreis der Mittheilungen des medicinischen Journals herbeigezogen. Der unvergeßliche Richard legte in seinem ersten Berichte Proben ab von dem psychologischen Forschungstriebe und besonders von dem liebenden Gemüthe, das seinem Wirken in Stephansfeld zum Segen gerieth und das bis dahin vernachlässigte Institut in den ersten Rang erhob. — In gefahrvollen, ja verzweifelten chirurgischen Operationen legte schon damals Sedillot eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit an den Tag, und beschrieb mit ächt französischer Klarheit sein Verfahren. Auch Professor Stoltz stand schon als gewiegter und beliebter Entbindungsarzt in erster Reihe, und legte, wie sein ebengenannter College vor competenten Richtern belehrende Rechenschaft ab in anormalen Fällen. Schreiber dieser Zeilen enthält sich nicht diesen Umstand zu betonen, daß wir schon vor dreißig Jahren, also vor länger als einer gewöhnlichen Generation, im hiesigen Weichbild und im Lande fast dieselben Namen treffen, die sich bis in letzter Zeit nicht den Rang ablaufen ließen und gleichen Schritt hielten mit der voranschreitenden Wissenschaft. Der jüngst abgeschiedene Victor Stoeber bewährte sich ebenfalls schon zu jener Zeit als Oculist, theoretisch und praktisch, und sein Name verbreitete sich nicht nur in der Stadt; er wurde von ferne her aufgesucht. — Specielle Beobachtungen in den Gefängnissen und in der Tabaksmanufactur werden von den betreffenden ärztlichen Beamten, Marschall und Ruef, in die Umrahmung der medicinischen Zeitschrift eingefügt. — Philosophische Excurse über die Einheit des Menschenge-

ſchlechts kamen aus der eleganten Feder von Lereboullet, und Dr. Eiſſen lenkte die Aufmerkſamkeit der Leſer auf die Leiſtungen des Pariſer Arztes Cerise, welcher die Nervenkrankheiten in ihrer myſteriöſen Verſchwiſterung mit der heutigen öffentlichen und häuslichen Erziehungsweiſe beleuchtet.

Nun iſt zu bemerken, daß bei der Anhäufung des Stoffes ſchon in den erſten Jahren dieſer Zeitſchrift ich beinahe auf's Gerathewohl in den ungeheuren Vorrath eingreifen muß und mich auf die Anzeige einiger Namen und Arbeiten beſchränke. Selbſt auf dieſe ſummariſche Weiſe mich fortbewegend, müßte ich, um zur Schwelle der Jetztzeit zu gelangen, dieſe Angaben wenigſtens auf das Fünffache ausdehnen. Meine gutwilligen Leſer wiſſen alſo zum Voraus, daß manche verdienſtvolle Arbeit nicht einmal genannt werden kann, wenn der Referent dieſe Beſprechung nicht in einen bibliographiſchen Katalog umwandeln will.

Faſt mit jedem Jahre ſchwillt überdies der Inhalt dieſer mediciniſchen Blätter. Es hängt dies mit einem Umſtande zuſammen, der ſich auf dem Gebiete der geſammten Journaliſtik wiederholt. Sobald ſich der Kern eines neuen Blattes gebildet und feſtgeſetzt, ſchließen ſich die betreffenden dahin einſchlagenden Spalten wie Kryſtalliſationen an dieſen erſten Ausgangspunkt. Es ereignete ſich im Gebiete der Medicin a. 1850 oder 1860 nicht viel mehr und nicht viel weniger, als zehn Jahre ſpäter; aber die «Gazette médicale» hat einen größeren Leſecirkel errungen und mithin drängen ſich auch mehr Redactoren herbei.

. . . Im Jahre 1847 kam die Etherisation und die Einschläferung durch Chlor bei gefährlichen und schmerzvollen Operationen in Gang. Mehrere lehrreiche Beiträge von Sedillot, Tourdes und Stoltz finden sich darüber vor. Der erstgenannte berichtet auch aus eigener Beobachtung über die Ausübung der Medicin in Militärhospitälern und Feldlazarethen. — Prof. Ehrmann, der gelehrte Anatom, giebt eine Statistik über die öffentliche Entbindungsanstalt im Departement Niederrhein. — Mehr als in früheren Jahren wird über die Arbeiten der beiden medicinischen Gesellschaften im Ober- und Unter-Elsaß berichtet und längere Auszüge aus den Verhandlungen durch Stoeber, Tourdes und Weber geliefert. Regelmäßige Berichte über die Behandlung der Kranken in den Kliniken, welche der medicinischen Gesellschaft zugewiesen sind, werden eingereicht bald von dem einen, bald von dem anderen Professor. Die Specialität der Kinderkrankheiten fällt Herrn G. Tourdes anheim. — Schimper theilt pharmaceutische Nachrichten von seinem Vetter, dem gleichnamigen in Abyssinien ansässigen Naturforscher mit.

Im revolutionären 1848er Jahre fing die «Gazette médicale» Feuer; sie schien an eine gründliche Erneuerung der gesellschaftlichen Zustände zu glauben und genoß schon den Einblick wo nicht auf ein goldenes, doch auf ein silbernes Zeitalter. Der Chefredacteur sollte in eigener Person bald eines Besseren belehrt werden, denn obgleich er selbst erwähnt, daß einige seiner Pariser Collegen an der Spitze der republikanischen Regierung standen, es konnten die utopischen

Reformen doch nicht in die Wirklichkeit übergehen, weil eben die Wirklichkeit ein widerstrebender Stoff ist und die menschlichen Leidenschaften überall hemmend und störend eintreten, und sich sogar durch gewaltsame Niederhaltung nur eine Zeitweile zurückdrängen lassen. Genug, die «Gazette médicale» machte im Jahre 1849 eine nicht ganz unbegründete Opposition gegen ministerielle Maßregeln, die öffentliche Gesundheitspflege betreffend, und da bald darauf im Elsaß eine Cholera-epidemie ausbrach, hatte sie vollauf mit den täglichen Erfordernissen zu thun, ohne sich mit weit hinausreichenden Projecten zu befassen. Sie begnügte sich fortan mit den bestehenden oder neueingeführten Maßregeln. Wenig Jahre nachher wurde ihrem Hauptredacteur eine wahre Befriedigung zu Theil; er konnte nämlich seinen Lesern verkünden, daß die im Niederrhein seit 1810 in's Leben getretenen Institute für öffentliche Gesundheitspflege jetzt in Paris und in Algerien von der Regierung decretirt worden. In der That hatte hier schon vor 40 Jahren der vielverdiente Präfect Lézay-Marnésia die Kantonsärzte und die unentgeltliche Krankenpflege der Armen in die tägliche Praxis eingeführt.

Unter den jüngeren Mitarbeitern der «Gazette médicale» treffen wir in dieser Zeit den Professor Michel aus der Freigrafschaft, der eine Geschichte der Chirurgie in Straßburg in die Blätter unserer Zeitschrift einrückte, und den Professor Küß, der sich über dieselbe Krankheit vernehmen ließ, an welcher der edelmüthige Mann in Erfüllung seiner Bürgerpflicht, sechszehn Jahre später, zu Bordeaux, zu Grunde gehen

sollte. — Ueber die Krankheiten des Herzens schrieb der alternde Forget, und über die hiesige Cholera-Epidemie der thätige Tourdes; seine medicinischen Ausflüge auf deutsche Universitäten erzählte in anziehender Briefform Professor Stoeber. — Auch sehen wir, wie jüngere Namen sich Bahn brechen: Eugen Boeckel, Koeberlé, die bald zu bedeutendem Ansehen in der Chirurgie gelangten. Hat doch letzterer die poetische Ader eines französischen Episteldichters in Gang gebracht. Herr Delcasso feierte in Alexandrinern die von Koeberlé gepflegte Ovariotomie und zauberte das rothe Bändchen in das Knopfloch des gepriesenen Operateurs. Derselbe Panegyrist richtete an Hrn. Sedillot eine poetische Epistel, worin er den philosophischen Geist des berühmten Chirurgen feiert und mit ihm in eleganten Versen über das Studium des Aristotelischen Systems sich unterhält. Hier aber glaube ich eine Verwahrung einlegen zu dürfen; denn so wenig die geniale Capacität des Operateurs Sedillot bezweifelt werden kann, so scheint uns doch seine Gründlichkeit als Denker und seine Religiosität als Gegner des Materialismus keineswegs erwiesen, obgleich er von dem päpstlichen Hofe mit einem hohen Orden für seine Rechtgläubigkeit beehrt worden.

In den Nummern des vorletzten Decenniums, welches die Zeitung durchlebt, findet sich eine Abhandlung vor, worin Professor Michel den Einfluß der medicinischen gelehrten Vereine auf Wissenschaft und Praxis schildert. — Ueber den allgemeinen Sanitätszustand des Departements Niederrhein referirt Prof. Tourdes, und derselbe, mit Schützenberger, befürwortet

das Project von ausgedehnten Neubauten für die mediciniſche Fakultät. Bekanntlich wurde dasſelbe auch ausgeführt und einem ſchon lange unerträglichen Zuſtande ein Ende gemacht. — Ueber die Arbeiten der höheren pharmaceutiſchen Schule referirt regelmäßig der Vorſtand, Hr. Prof. Oppermann, und Prof. Stoltz gründet eine ſpecielle Geſellſchaft für Entbindungskunde und Pflege der neugebornen Kinder. Dieſe mit wenig Mitgliedern begonnene Stiftung ſchlug in den von Stoltz mit Vorliebe gepflegten Theil der praktiſchen Medicin.

Die Verſorgung von Straßburg mit friſchem Quell- und Flußwaſſer war von lange her eine der Hauptangelegenheiten und Beſorgniſſe der Municipalverwaltung. Wenig größere Städte ſind in dieſer Hinſicht ſo ſchlecht beſtellt als Straßburg. Die Anregung dieſes in die Sanitätspflege einſchlagenden Gegenſtandes beſchäftigte natürlich die mediciniſche Geſellſchaft; die Herren Tourdes und Stoeber insbeſondere ſtatteten gründlichen Bericht ab über die Eigenſchaften und die chemiſchen Beſtandtheile der verſchiedenen Brunnenwaſſer in Straßburg. Sie hatten ſich zu dieſem Zweck den wohlbekannten Pharmaceuten des Bürgerhoſpitals, den Chemiker Hepp, zugeſellt; ihre gemeinſame Arbeit iſt meiſterhaft, eine Zierde der von uns gegenwärtig beſprochenen Sammlung.

Im Sanitätsrathe des Departements wurden fortwährend die mannigfachſten Gegenſtände behandelt, und die Sorge der Mitglieder ward oft von Gegenſtänden in Anſpruch genommen, welche dem Laien keiner erheblichen Aufmerkſamkeit werth ſcheinen dürften. So fand ich eine Berathung über die Erlaubniß, eine

Sauerkrautfabrik mit den geziemenden Vorkehrungen einzuführen. Doch auf dem Terrain der öffentlichen Gesundheitspflege kann im Grunde des Guten nie zu viel geschehen. —

Die Bibliographie führt oft in entlegene Gegenden und Gegenstände. So finde ich bei Gelegenheit eines spanischen medicinischen Werkes den Aussatz im jetzigen Spanien behandelt. Trauriger, abschreckender Gegenstand! Dahin rechne ich ebenfalls die weitläufige Monographie, mit beigefügten Illustrationen über die Entstehung und Fortbildung der Tuberkeln, von Hrn. Villemin, einem Repetitor an der Militärarzneischule d. h. an dem Institute, welches während einer Reihe von Jahren der Straßburger medicinischen Akademie jährlich mehrere hundert mitunter sehr turbulente junge Zöglinge zuführte. Nicht zu verwechseln ist dieser ebengenannte Lehrer mit Dr. Willemin, dem wohlbekannten Badearzte von Vichy, der über diese berühmten Heilbäder und die medicinische Klinik der Anstalt interessante Aufschlüsse in der «Gazette médicale» giebt.

Im Jahr 1862 ward in Straßburg die Analysis eines neuen chemischen Agents, des Ozone betrieben. Dr. Theodor Boeckel, schon lebensgefährlich an seiner Gesundheit angegriffen und in seiner praktischen Thätigkeit gehemmt, ergab sich mit leidenschaftlicher Vorliebe auf seinem Krankenlager diesem Studium. Es war der letzte Lichtblick auf seiner segensreichen Laufbahn. — Zur selben Zeit ungefähr wurde der Decan der Fakultät, Hr. Ehrmann, mit dem Titel eines Correspondenten des französischen Instituts belehnt; es war die Krönung seines langen Wirkens als Operateur,

als praktiſcher und theoretiſcher Arzt. — Unter den jungen Kräften trat mehr und mehr als Chirurg Eugen Boeckel, Sohn Theodor Boeckel's, hervor; er ſtellte ſich durch glückliche Operationen und als jugendlicher Lehrer an die Seite Sedillot's. Auch Herrgott behauptet eine Stelle auf dieſem Felde. Allein ich bemerke, daß ich gerade in den Fehler verfalle, den ich zu vermeiden am Anfang befliſſen war. Ich möchte jedem gerecht werden und gerathe in eine trockene Nomenklatur.

Die neuen Zuſtände brachten ſelbſtverſtändlich in der Exiſtenz der «Gazette médicale» eine unvermeidliche Hemmung oder Umwandlung. Ueber die Zukunft einer analogen Stiftung mich auszuſprechen, fehlt mir jede Autorität und Befähigung. Daß bei Gründung einer Univerſität auch ein Organ für die Bedürfniſſe der mediciniſchen Fakultät erwünſcht ſein wird, liegt in der Natur der Sache. Nur ſteht zu wiſſen, wie die bis jetzt gebrauchte franzöſiſche Sprache ſich zu der neuen Stiftung verhalten wird und kann. Es iſt eine von den vielen Lebensfragen, die in dieſer Uebergangsperiode unwiderſtehlich dem theilnehmenden Beobachter ſich aufdrängen.

Die Gesellschaft zur Beförderung der Naturwissenschaften.

(Société des sciences naturelles de Strasbourg.)

Seit vierzig Jahren entfaltete die naturwissenschaftliche Gesellschaft von Straßburg eine merkwürdige Thätigkeit. Das reich ausgestattete Museum gab allein schon einer schönen Wirksamkeit Raum; jährlich durch Austausch, Ankauf und Gaben vergrößert, von einem besonderen Vereine mit Vorliebe gepflegt, von mehreren ausgezeichneten Naturforschern wie ein Schooßkind behandelt, genügte es vollauf den Ansprüchen der modernen Wissenschaft und war eine Hauptzierde des akademischen Straßburg. Während der Belagerung wurde die kostbare Sammlung geborgen; es ging aber doch nicht ganz ab ohne Einbuße, Beschädigung und Störung in der regelmäßigen Classification. Doch ist von Glück zu sprechen, daß nur Lücken zu ersetzen, und kein capitaler Verlust, wie bei der Bibliothek, zu beweinen war.

Die obengenannte Gesellschaft, mit naturhistorischen mathematischen, physikalischen Gegenständen sich befassend, gab seit längerer Zeit in prachtvoll ausstaffirten Quartbänden wiederholte Proben ihres Wissens

und ihres Eifers. Nur sind die meisten Arbeiten, specifischen Inhalts, wenig geeignet für einen größeren Leserkreis; wir müssen uns demnach hier auf eine Angabe derjenigen Mémoires beschränken, die einigermaßen dem allgemeinen Interesse eines gebildeten Publikums entsprechen.

Da treffen wir fast in erster Reihe auf Herrn Professor Fée, welcher in mehreren Aufsätzen seine wissenschaftlichen Kenntnisse auf eine faßliche Weise und in elegantem Style verwerthet. Schon haben wir denselben Verfasser, auf gleichem Felde, als Mitglied der literarischen Gesellschaft getroffen. In den »Mémoires de la Société des sciences naturelles« finden sich von ihm ähnliche Gegenstände, nur eingehender, besprochen. Vor zehn Jahren schon trat er als Gegner der Darwin'schen Theorie der Entwickelung der Arten auf; zwar nicht in absprechender, diametral entgegengesetzter Weise. . . . Herr Fée erweist sich als ein Eclectiker und sucht die Mitte zu halten zwischen dem ausschließlichen System eines einzigen Urtypus und der orthodoxen Schöpfungsgeschichte. Die Zugeständnisse, die er der Beobachtungsgabe Darwin's macht, verleiten ihn nicht zum Abläugnen eines schöpferischen, unerklärlichen Urprincips. Er ist ein Freidenker im besseren Sinne des Wortes, der am Ende doch die Kniee beugt vor dem Vorhang, hinter welchem das Allerheiligste sich birgt. Vor Allem sträubt er sich gegen die directe Abstammung des Menschen von dem Affengeschlecht, und er faßt seine Ansicht zusammen in den dictatorischen Worten: „Der Affe ist durch die Beschaffenheit seiner

Füße zum Baumklettern geschaffen, wie ich durch meine Füße zum Aufrechtwandeln auf festem Grund und Boden." Er hätte getrost das Ovidische: »os homini sublime dedit« hinzufügen dürfen. — Doch kehrt sich Herr Fée ebenfalls gegen Herrn de Quatrefages und die Naturforscher derselben Schule; er macht für die Thiere Anspruch auf ein sehr bestimmtes Denkvermögen, nur nicht mit der dem Menschen ausschließlich eigenen Perfectibilität.

Ueber das Flourens'sche System, die ursprüngliche Lebensfähigkeit oder Langlebigkeit des Menschengeschlechts betreffend, hat Herr Fée auch seine individuellen Ansichten; er giebt nur bedingungs- und ausnahmsweise die mehr als hundertjährige Lebensfähigkeit zu, und betont dabei, daß die Intensität des Lebens der im 70sten Jahre verabschiedeten Individuen vollauf der lang ausgedehnten Laufbahn der versteinerten, mumienhaften Alten das Gleichgewicht halte. Ausführungen und Behauptungen der Art werden sehr geistreich von ihm entwickelt. Er läßt über diesen Gegenstand wohl wenig Zweifel bestehen: wir scheiden von dem gegen Flourens gerichteten dialectischen Artikel mit der Ueberzeugung, daß im Laufe der voranschreitenden Civilisation die mittlere Jahreszahl des Menschenalters sich zu erhöhen bestimmt ist, und wohl statt der jetzigen 37 % auf 40 und 45 % steigen dürfte; daß wir aber dagegen nie und nimmer das legendäre Alter der Patriarchen erreichen werden.

Eine besondere Beachtung verdienen in obengenannter Sammlung die physikalischen Opuskeln und Tractate

von Professor Bertin, welcher zwar in den letzten Jahren nicht mehr in Straßburg weilte, aber eine tiefgegrabene Spur seiner Wirksamkeit allhier hinterließ. Seine und seiner Mitarbeiter (Boeckel, Faller, Decheppe) meteorologischen Beobachtungen geben für das Elsaß ganz besondere, oft unerwartete Resultate. So erfahren wir z. B., daß in Straßburg im Laufe des Jahres mehr Regenwasser fällt, als auf der so nahegelegenen Rheinbrücke; daß die elsässische Rheinebene in die Region des sommerlichen Regens gehört; daß in den Vogesen, besonders wenn man der Höhe von 1000 Metres nahekommt, der winterliche Regen vorherrscht. — Der relative Wärmegrad des Rhein- und Illwassers und der Brunnen in Straßburg ist genau gemessen, und diese Beobachtungen, an mehreren Localitäten gleichmäßig registrirt, prägen sich dem Gedächtnisse des Lesers in bestimmten Zügen und Ziffern ein.

Unter den Collaboratoren des naturwissenschaftlichen Bulletins behauptet selbstverständlich Schimper eine der ersten Stellen. Schon räumlich füllen z. B. seine Abhandlungen über die „Mooſe“ eine beträchtliche Seitenzahl in 4°. Der wissenschaftliche Werth dieser Forschung im Gebiete der Kryptogamen ist in der europäischen und transatlantischen Gelehrtenrepublik allgemein anerkannt. — In das Uebergangsterrain der Vogesen hat er sich mit Koechlin-Schlumberger getheilt, indem er sich die Paläontologie dieser Schichten vorbehielt und seinem Mitarbeiter die Geologie überließ. Illustrirte Prachtblätter heften sich an diese Arbeit und geben auch dem nichtwissenschaftlichen Leser ein klares

Bild der antediluvianiſchen Pflanzenwelt in den Vogeſen. — Unter den vorzüglichen früheren Mitarbeitern dieſer Sammlung iſt der verſtorbene Profeſſor Lereboullet zu nennen, der manche ſeiner zoologiſchen Forſchungen, wie Fée ſeine botaniſchen, in eleganter Einkleidung darbietet. Aber auch rein wiſſenſchaftliche Abhandlungen von ſeiner Hand finden ſich in dieſer Memoiren-Sammlung, z. B. die weitläufige Monographie über eine Affelart in der Umgebung Straßburgs. Wir beſcheiden uns mit dieſer einfachen Erwähnung; ebenſo müſſen wir uns von den aſtronomiſch-mathematiſchen Aufſätzen des Herrn Profeſſor Bach fernhalten, aber dabei nicht vergeſſen, daß ſolche Beiträge der Straßburger wiſſenſchaftlichen Geſellſchaft einen Ehrenplatz erworben.

Auch der verſtorbene Profeſſor Sarrus, eine originelle Perſönlichkeit, ſteuerte zu dieſer Sammlung bei; ſo beſchrieb er z. B. ein arabiſches Aſtrolabium vom Jahre 1208, wozu er eigens die arabiſche Sprache erlernte.

Der berühmte Herr Marcel de Serres ſpendete den Straßburger Collegen in den erſten Jahren der Veröffentlichung ihrer Quartbände eine merkwürdige Arbeit über die Vertheilung der Vegetabilien und der Thierwelt auf der Erdoberfläche, und entwickelte bei dieſer Gelegenheit ſein Syſtem der verſchiedenen Schöpfungscentren. — Hin und wieder ſtoßen wir auf die Namen auswärtiger Gelehrten, aber im Durchſchnitt ſind es doch einheimiſche oder hier eingebürgerte Männer der Wiſſenſchaft, welche dem localen Unternehmen Ge-

ſtalt gaben und Lebensathem einhauchten. Es war dies um ſo mehr ein verdienſtliches Werk, als in dem imperialiſtiſchen Frankreich nur den Leiſtungen ein langes Leben beſchieden war, die ſich unter das Patronat des „öffentlichen Unterrichts“ begaben und im Sonnenſchein der Miniſterialgunſt ſich wärmten.

Die Ackerbau-Gesellschaft des Departements Niederrhein.

(Société des sciences, agriculture et arts.)

Im Laufe ihres mehr als siebenzigjährigen Bestehens hat die Ackerbaugesellschaft des niederrheinischen Departements ganz eigene Schicksale und Wandlungen erlebt; es lohnt der Mühe, sie in ihren Metamorphosen zu begleiten.

Ihr eigentlicher vollständiger Titel ist, wie wir oben andeuten, folgender: „Gesellschaft für Ackerbau, Wissenschaften und Künste". Woher diese etwas complicirte Benennung?

Der erste Grundstein wurde den 17. Juni 1799 gelegt; damals hieß sie: „Freiwilliger Verein für Wissenschaften und Künste in Straßburg" (Société libre des sciences et arts de Strasbourg). Den 29. Juli 1800 entstand die eigentliche Ackerbau-Gesellschaft; den 21. September 1802 vereinigten sich beide Societäten in eine einzige.

Man versetze sich einen Augenblick in die Epoche der Entstehung dieses localen Instituts; es war die Epoche der gesellschaftlichen und intellectuellen Wieder-

geburt. Nach den Stürmen der Revolution und der Anarchie des Directoriums, unter dem Schutze der Consularregierung, fühlte man in den Provinzen wie in Paris das Bedürfniß einer Einigung der Lebenskräfte; aus dem Schutte des alten sollte ein neues Gebäude sich erheben. Straßburg vor allen anderen Städten war verpflichtet, gleichen Schritt zu halten mit der organisatorischen Bewegung, die sich überall kundgab. Die ausgezeichnetsten Männer nahmen auf der Stelle Theil an dieser Verbrüderung. Kunst, Wissenschaft, Bodencultur, ausnahmsweise als Schmuck des Ganzen Literatur und Poesie, reichten sich die Hand in diesem halb akademischen, halb praktischen Kreise.

Die ersten Arbeiten der Société des sciences, agriculture et arts du Bas-Rhin erschienen zuvörderst blos in analytischer Uebersicht. Mit dem Jahre 1811 beginnt die Herausgabe eigentlicher größerer Abhandlungen. Von 1811 auf 1813 liegen drei dicke Bände vor. Von 1824 auf 1828 bildet das Journal der Gesellschaft fünf starke Bände. Es will mir scheinen, dies sei die fruchtbarste Zeit ihres Bestehens. Von dort an erscheinen in fortlaufenden Serien die Mémoires und daneben das agronomische Bulletin, eine Zeitlang in beiden Sprachen. Ueberdies wurden viele Berichte besonders ausgegeben; so bilden die „Rapports" über die jährlichen öffentlichen Sitzungen eine specielle Sammlung. Nur in der Bibliothek des verstorbenen Sammlers, Herrn Heitz, ist, glaube ich, die Totalität dieser zusammengewürfelten, unregelmäßigen Publikationen zu treffen.

Es fragt sich nun, welchen Einfluß hat die Agriculturgesellschaft ausgeübt? und da finden wir gleich zum Anfang die systematische Aufmunterung des Hopfenbaues, eines der ergiebigsten Zweige der elsässischen Agricultur. Durch diesen Verein wurde der schwedische Klee eingeführt, die Ochsen- und Schafzucht vervollkommnet, die erste Idee zur Canalverbindung zwischen dem Rhein und der Rhone angeregt. Mit Ausschluß der Theologie zählten wohl fast alle Zweige der Wissenschaft ihre speciellen Repräsentanten in der Versammlung. Nun will ich mich keineswegs zum Panegyriker hergeben, und will gleich eingestehen, daß die Leistungen dieses encyclopädischen Vereins, wenn wir sie jetzt aus einer mehr als halbhundertjährigen Perspective betrachten, sich etwas fragmentarisch ausnehmen. Allein aus dieser planlosen Totalität taucht eine doppelte Reihenfolge von Memoiren empor, es sind die medicinischen und agronomischen Aufsätze. In letzterer Beziehung ist es die Klimatologie, die Beobachtung der Atmosphäre, welche den vorzüglichsten Rang beansprucht. Auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zeigt sich die Botanik am häufigsten.

Wie in der vorhergehenden übersichtlichen Besprechung einzelner alsatischer gelehrter Gesellschaften muß sich Schreiber dieser Zeilen auch hier mit flüchtiger Andeutung bescheiden. Die ersten frühesten Mitarbeiter sind schon längst mit Tode abgegangen, und für ihre bescheidenen Beiträge verlangen sie keine dithyrambische, posthume Lobeserhebung. Wir finden sie übrigens in andern Abtheilungen dieser elsässischen Zustände schon erwähnt. In den ersten Decennien begegnen wir den

Namen von Kramp, Lauth, Coze, Lobstein, Graffenauer, Herrenschneider, Fodéré; die Antiquare Golbéry und Gottfried Schweighäuser, der vielseitig gebildete Polygraph Matter, der Architect Reiner treten in diesem Verein zum ersten Mal auf mit ihren archäologischen und literarischen Leistungen.

Unter dem Bürgerkönigthum kam in die Agricultur-Gesellschaft ein eigener literarischer Geist. Damals las Herr Delcasso seine ersten poetischen Episteln vor; der freisinnige, gelehrte Génin gab in einer Abhandlung über die Atellanen den Vorgeschmack der gründlichen und geistreichen Arbeiten, die er in den folgenden Decennien auf dem Gebiete der älteren französischen Philologie an's Tageslicht zu fördern berufen war. In würdiger Weise feierte Herr Stiévenart das unvergängliche Verdienst des Helleniſten Johannes Schweighäuser.

Mit den Jahren 1842—43 betritt die Gesellschaft einen abgeschlossenen Pfad; sie beschränkt sich mehr und mehr auf agronomische Verhältnisse, auf die Behandlung von Gegenständen, die sich direct auf die Bodencultur beziehen. Die Umwandlung vollzog sich langsam, aber sie war nicht zu verkennen. Seit zehn, fünfzehn Jahren hatten sich specielle gelehrte Gesellschaften in Straßburg und im Elsaß gebildet. Die Mehrzahl der restirenden Mitgliedern des ältern Vereins stand an der Spitze von ansehnlichen Land- oder Gartenwirthschaften; andere waren entschiedene theoretische Agronomen oder praktische Chemiker. Die Umzäunung des Arbeitsgebietes war somit von selber herbeigeführt; sie war unvermeidlich; durch diese kluge Beschränkung

rettete die Gesellschaft ihr Dasein. Eine Zeitlang — und das waren für sie höchst unerquickliche Jahre — herrschten sogar in ihrem Innern persönliche Rivalitäten; manche Sitzung verlief in unfruchtbaren Erörterungen und Disputen, allein es kam auch unversehens ein neuer Geist in die verödeten Räume. Gerade in dem kritischen Jahre von 1849 auf 1850 vollzog sich diese wohlthätige Metamorphose. — Neue, arbeitsfrohe Collaboratoren hatten sich eingefunden; sociale, ökonomische Probleme wurden behandelt und erläutert. Dann legte man einen größeren Werth auf die jährliche Preisvertheilung an verdienstvolle Landwirthe, an brave Dienstleute auf Meierhöfen; die Gesellschaft gewann so an moralischem Ansehen. Die Präfecten ließen es sich angelegen sein, den allgemeinen öffentlichen Sitzungen beizuwohnen und die Denkmünzen mit aufmunternden Worten selber zu überreichen. Die abendlich an solchen Tagen abgehaltenen Bankette, mit mehr oder minder guten Weinen und Trinksprüchen, knüpften zwischen den Mitgliedern das Band einer freundlichen Confraternität. Das immer zum Spott bereite Publikum, nur an der Außenseite der Erscheinungen haftend, ersah von dem ganzen Wirkungskreise des Agriculturvereins blos diese Inscenirung, und betitelte solche mit einem ächtfranzösischen Witzworte: »la Société aux fines herbes«. Aber der Spott allein tödtet nicht, wenn die bekrittelte Organisation nicht schon den Keim des Verderbens im eignen Busen trägt.

Unter den damaligen Notabilitäten des Vereins — ich sehe auf fünfzehn oder zwanzig Jahre rückwärts — fand sich ein origineller Ober-Elsässer aus Rappolts-

weiler, Colonel Steiner. Er hat seitdem das Zeitliche gesegnet, nachdem er als thätiger, aufopferungsfähiger Landwirth in der Umgebung der Wantzenau zu ansehnlichen Ausrodungen und Anpflanzungen geschritten. Er war ein leidenschaftlicher Wiesenentwässerer und Kieselbodenverbesserer. Ich erinnere mich gar wohl aus meinen Knabenjahren, wie er vor dem Spitalthore Straßburgs einen öden Strich in fruchtbare, blühende Matten umwandelte. Wie viel Capital er darin vergraben, gestand er wohl Niemandem, hat es vielleicht selber nicht berechnet. Aber wenn eine Ausgabe der Art zur Befruchtung schlechten Bodens dient, wer wagt es, den ersten Stein aufzuheben gegen den Verschwender? . . .

Unter den intelligenten Landwirthen des Niederrheins zählte Steiner mehr als einen Genossen. Erinnern wir nur an den „Murhof" in Straßburgs nächster Umgebung, wo der verstorbene Diemer in Bearbeitung der Aecker und besonders in Stallung und Viehzucht Vorzügliches leistete; südlich von der Stadt, in der wohlbekannten Meinau, erzielte Herr Lippmann ebenfalls günstige Resultate; zwei Stunden westlich von Straßburg bewirthschaftet Herr Lemaître-Chabert einen ansehnlichen Complex von fruchtbarem Ackerboden. Auf mehreren Punkten des Departements finden sich Landgüter, die sich durch ihre Rebenpflanzungen, ihre mannigfache Bodencultur, durch ihre Viehzucht auszeichnen. Ein Hauptbeförderer intelligenter Neuerungen auf diesem Gebiete war der ohnlängst verstorbene Schattenmann in Buchsweiler. Solchem Streben, solchen befähigten, großmüthig verschwenderischen Mit-

gliedern ließ die Agriculturgesellschaft immer durch eingehende Berichte volle Gerechtigkeit widerfahren; diese Anerkennung war eine mehr als Denkmünzen oder klingendes Gold gesuchte Prämie.

Auch auf theoretischem Gebiete suchte sie stets einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auszuüben. Die Preisfragen, die sie ausschrieb, zogen immer mehrfache Beantwortung, mitunter sehr gediegene Memoiren herbei. So hatte sie von 1856 auf 1857 eine Abhandlung über die Nachtheile der allzugroßen Zersplitterung des Grundeigenthums im Elsaß verlangt und nach Mitteln geforscht, diesem Mißbrauch des Eigenthumsrechts einen Riegel vorzuschieben. Ausgedehnte Arbeiten wurden eingereicht und der Vorstand des Departemental-Archivs mit einer Analyse dieser Manuscripte beauftragt. Zu einer völligen Lösung des schwierigen Problems kam es voraussichtlich nicht; doch unter den vorgeschlagenen Heilmitteln war manches annehmbare, und wurde später vom Präfecten Migneret in einer erschöpfenden Zuschrift an den Minister des Ackerbaues und des Handels benützt. Die deutschen gründlichen Untersuchungen über dieselben Verhältnisse, zum Beispiel im Großherzogthum Hessen, wurden dabei gebührend berücksichtigt.

Auf die Pflanzung von Maulbeerbäumen und die Zucht der Seidenwürmer richtete die Gesellschaft stets ihr Augenmerk; an schriftlicher und mündlicher Unterweisung, an directer und indirecter Ermunterung ließ sie's nicht fehlen und erlangte eine Zeitlang nicht unerhebliche Resultate. Doch will uns scheinen, unser Klima eigne sich kaum zu so delicatem Unternehmen,

welches ſchon in milderen Himmelsſtrichen vielfacher Störung ausgeſetzt bleibt und der Mühewaltung des Züchters keineswegs mit hinreichendem Lohne begegnet. Anders verhält es ſich mit der Bienenzucht, die von vielen Landbewohnern mit glücklichem Erfolge betrieben wird.

In den Jahren 1864 auf 1865 wurde eine Annäherung des Agriculturvereins und der literariſchen Geſellſchaft verſucht. Beide Verwaltungscomité's kamen überein, ihre jährliche öffentliche Verſammlung in einer und derſelben Sitzung zu halten; der literariſche Zweig zeigte ſich ſomit zu einem temporären Pfropfen auf den älteren Stamm, zu dem er früher gehörte, bereitwillig. Zu den Vorträgen, welche die Literatoren zwiſchen die ernſten Berichte über agronomiſche Gegenſtände einzuflechten hatten, mußte man allgemein gehaltene Sujets wählen. Der Verſuch gelang ſo ziemlich, und die anweſenden Landbewohner, die zum Einholen ihrer Medaillen herbeigekommen, lauſchten mit rühmlicher Geduld dem franzöſiſchen Berichte, wovon ſie wenig oder nichts verſtanden. Eine Sitzung im December 1868 war beſonders zahlreich beſucht und füllte einen der großen Säle des Erdgeſchoſſes der ehemaligen Präfectur. Es galt der Ausſtellung und Erklärung einer automaten Nähmaſchine, deren Erfinder (Fräulein Garcin und Herr Adam von Colmar) von Hrn. Prof. Campaux in etwas überſchwänglichen Ausdrücken gefeiert wurden. Der armen Nähmaſchine widerfuhr leider die unſelige Gunſt, in die Tuilerien als ein Beweisſtück elſäſſiſchen Erfindungsgeiſtes abgeſchickt zu werden. Sei es nun, daß die Reiſe etwas an dem Mechanismus lahm legte,

sei es die Ungeschicklichkeit des Ueberbringers, genug, die Maschine bestand die Probe nicht vor der Kaiserin und machte ein klägliches Fiasco. So heftete sich eine wahre Fatalität an die Fersen des geschickten Mechanikers, der bereits während der Ausführung seines Werks mit mannigfachen Hindernissen den Kampf zu bestehen hatte. — Was seitdem aus der »conseuse automate« geworden, kam uns nicht zu Ohren.

Bei vorhergehenden ähnlichen Festivitäten hatten sich als Repräsentanten der literarischen Gesellschaft die Herren Schnitzler, Fée, Goguel, Spach eingefunden, ersterer mit einem Aufsatz über die Agriculturverhältnisse und die Allmende in Rußland, letzterer mit einer Darstellung der Hülfsmittel, die in Straßburg den Söhnen der ärmeren Classe zu ihrer intellectuellen Ausbildung an die Hand gegeben sind.

Nach alledem trifft der Vorwurf der Unthätigkeit die Ackerbaugesellschaft nicht. Sie hat nie die Fühlung mit den Bewohnern der ländlichen Gemeinden verloren, obgleich auf diesem Boden die Bezirkscomité's (Comités agricoles d'arrondissements) durch ihre begrenzte Stellung einen bestimmten practischen Einfluß auf ihre ackerbauenden Mitbürger ausüben; der Departementalgesellschaft blieb somit eher die theoretische wissenschaftliche Pflege der Agronomie vorbehalten; ihre nähere Bestimmung war es, die Kenntniß der vorgeschrittenen Betriebsmethoden zu verbreiten, die Einführung nützlicher Vegetabilien zu bevormunden, die epidemischen Pflanzenkrankheiten zu beobachten, und, so viel thunlich, zu ergründen, und ganz besonders als Organ zwischen der höhern Verwaltung und den Landleuten die Wünsche

und die gerechten Forderungen der letzteren zu befürworten. Dieser Mission ist der hiesige Verein von jeher treu geblieben und hat zu jeder Zeit in seinen Vorständen und Schriftführern, in jüngern und älteren Mitgliedern, practicirenden Landwirthen und einfachen Theoretikern oder Dilettanten freiwillige Mitarbeiter angeworben. Auch diese friedliche Verbrüderung wurde durch die Sommer- und Herbststürme des verflossenen Gewitterjahres 1870 zeitweilig gestört. Aber auch für sie liegt im einfach ausgesprochenen Zweck die Bürgschaft eines fürderen Bestandes. *)

*) Es ist schwer, durch die Bezeichnung einzelner Persönlichkeiten nicht ungerecht zu werden gegen die Mehrzahl der Gesellschaft; doch kann ich mich nicht zum Verschweigen des Namens des verstorbenen Prof. Lereboullet entschließen, der mehrere Jahre der intelligente, thätige Vorstand der Gesellschaft blieb. In letzter Zeit versah Hr. J. Sengenwald diese Ehrenstelle. Einer der ältesten, thätigsten Collaboratoren ist wohl der Veterinärarzt Hr. Imlin. Auch einige Landbewohner haben das Verdienst, sich zu jeder Jahreszeit bei den monatlichen Sitzungen einzufinden. Unter diese eifrigen Agronomen zähle ich Herrn L. Pasquier von Waßlenheim.

Die

Gesellschaft zur Beförderung der Industrie in Mülhausen.

(Société industrielle de Mulhouse.)

Mülhausen bildet im Elsaß einen besondern oberrheinischen Centralpunkt; es ist ein eigner Microkosmos. Straßburg ist der Repräsentant der Vergangenheit; die Stadt Mülhausen, die Schöpfung des neunzehnten Jahrhunderts, birgt eine großartige Zukunft in ihrem Schooße. Ebenso gut wie Straßburg hat es eine in die Jahrhunderte weit hinaufreichende, ruhmvolle Geschichte; im Bunde mit der freien Schweiz behauptete die kleine Stadt bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts ihre republikanische Unabhängigkeit, dann brach sie endlich zusammen; verschlungen wurde sie vom Minotaurus der französischen Revolution; allein, indem sie aufging im damals zu großen Thaten sich aufraffenden Frankreich, erwachte sie zu frischem Leben, großgesäugt an der Brust der Göttin der Neuzeit, aufgezogen auf den Knieen der üppigen Industrie.

Von sechstausend Einwohnern ist Mülhausen im Laufe von weniger als siebenzig Jahren zu sechzigtausend aufgestiegen. Binnen Kurzem wird Mülhausen

Straßburg überflügeln, auch wenn letzteres, nach transitorischer Unterbrechung, einen neuen Anlauf nehmen und in neue commercielle Bahnen treten sollte.

Die Gründung einer Gesellschaft zur Beförderung der Industrie war in Mülhausen durch alle äußeren und inneren Verhältnisse wie von selbst gegeben; sie mußte organisch, unwillkürlich, auf diesem geeigneten Boden entspringen, wie ein Naturgewächs. Schon im Jahre 1826 entstand sie, ihre Stiftungsurkunde aber trägt das Datum des 28. Mai 1830; zwei Jahre später wurde sie von der Juliregierung zu dem Range einer gemeinnützigen Gesellschaft erhoben*).

Seit ihrem vierzigjährigen Bestehen hat sie eine glänzende Laufbahn verfolgt; bedeutende Geldmittel wurden ihr an die Hand gegeben. Gebildete, wissenschaftliche, eifrige Mitarbeiter griffen ihr unter die Arme. In materiellen und intellectuellen Bezügen war sie gleich von Anfang an trefflich versorgt und bedacht. Moralisirend hat sie auf die umgebende Arbeitermasse wohlthätig gewirkt, zu praktischem Christenthum, ohne Formalismus und Ausposaunen ihrer Grundsätze, sich durch ihre nicht zu läugnende Werkthätigkeit bekannt. In ihren Statuten steht als ein Hauptzweck einfach eingeschrieben: „die Verbreitung des Unterrichts, die Ermunterung zur Sparsamkeit, zur Arbeitsamkeit in der Arbeiterclasse". Und dieser Vorsatz blieb nicht im Statutenbuche begraben; er wurde von den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft in das tägliche Leben eingeführt, oder, um ganz der Wahrheit gemäß zu sprechen,

*) Société d'utilité publique.

er war es schon größtentheils vor der Gründung, er bekam durch diese letztere nur einen bestimmten Ausdruck. Sodann aber wollte diese Verbrüderung, diese weltliche Association, ihrem Titel gemäß zur Entwickelung der Industrie beitragen durch gegenseitige Mittheilung der darauf bezüglichen Facten, Entdeckungen, Beobachtungen; sie wollte die dahin gehörenden Elemente des Unterrichts in einen Brennpunkt zusammenfassen, eine französische und deutsche Bibliothek bilden, eine auf Wissenschaften und verwandte Künste berechnete Büchersammlung. Musterproben und Manufacten, physikalische und chemische Apparate mußten selbstverständlich herbeigeschafft werden zur Untersuchung und zu eigens angestellten Experimenten über den Werth jeder neuen Erfindung im Bereiche der Industrie. Dann sollte ein Bulletin ausgegeben werden mit speciellen Abhandlungen; Preisstiftungen sollten stattfinden, Denkmünzen für den Erfinder oder Verbesserer jedes Verfahrens, wodurch Künste, Ackerbau, Gewerbewesen, Manufacten befördert oder gehoben werden. Obenan stand, wie natürlich, die Construction neuer, leicht anwendbarer Maschinen.

Und diese klar ausgesprochene Verpflichtung blieb, wie gesagt, kein todter Buchstabe. Das ursprüngliche Programm verkörperte sich in der systematischen Anhäufung der wissenschaftlichen angedeuteten Gegenstände, vergeistigte sich in den zahlreichen Berichten und längeren Aufsätzen, welche die vierzig Bände des Bulletins füllen. Man zählte deren in einem voriges Jahr ausgegebenen Kataloge nicht weniger als fünfzehnhundert. Wohl trug der lange Zeitraum von vierzig Jahren zu dieser

Anhäufung bei; wohl rührte sich die Hand und spannte sich der Geist vieler Collaboratoren zur Herausgabe dieser encyclopädischen wissenschaftlichen Sammlung. Gleichviel! Zu solchem Bau die Anregung gegeben, beharrlich zugesehen und ermuntert zu haben, dies unbestreitbare Verdienst bleibt der industriellen Gesellschaft von Mülhausen.

Sie hatte sich gleich zu allem Anfang in mehrere Abtheilungen, in mehrere Comités gesondert, jedes aus wenigstens sieben Hauptmitgliedern bestehend. Es waren dies die berathenden Ausschüsse für Mechanik, Chemie und Physik, die schönen Künste, die Handels- und Moralwissenschaften, die Beförderung der Baumpflanzungen und die Naturwissenschaften. Dies letztere Comité verzweigte sich wiederum in Zoologie, Mineralogie und Geologie, Botanik und Agricultur. Man versammelte sich monatlich zur Entgegennahme der Berichte und Lectüre der Aufsätze. Jährlich wurden zwei öffentliche Generalversammlungen gehalten.

Im Jahre 1830 zählte die Gesellschaft bereits hundert ordentliche residirende Mitglieder und dreißig Ehrenmitglieder. Unter den eingezeichneten Namen treffen wir gleich die im Elsaß allgemein bekannten, mit der Industrie eng verschwisterten. Ich erlaube mir einige alphabetisch einzuführen und bitte um Nachsicht, wenn ich Hauptgrößen ausgelassen hätte; es wäre ohne Vorbedacht. Der Raum hier ist beschränkt; mir bleibt überdies noch die Pflicht und der Vorsatz, hin und wieder aus den hundertfältigen Arbeiten und Preisobjecten Einiges hervorzuheben.

Es finden sich im Vorstand zuvörderst: Hr. Zuber-Karth als Präsident, E. Koechlin als Vice-Präsident, Josua Heilmann als Schriftführer. Dann kommen in dichter Reihe geschaart: die Herren Blech-Bourcart, Dollfus, Engelmann, Gros, Hartmann, Hofer, Kestner, Koechlin (ein ganzer, beträchtlicher Klan!), Mantz, Mieg, Reber, v. Reinach, Risler, Roman, Saladin, Scheidecker, Schlumberger (ebenfalls ein ganzer Klan!), Witz, Zuber — und der verdienstvolle Professor Penot als Ehrenmitglied.

Es giebt wohl wenig gemeinnützige, auf Handel, Industrie, exacte und naturhistorische Wissenschaften sich beziehende Gegenstände, die nicht wenigstens summarisch in Berichtsform von irgend einem Mitgliede behandelt worden wären. Leider liegen viele, wohl die meisten, außer dem Bereiche des dermaligen Berichterstatters, und viele Leser dieses Blattes finden sich wohl in demselben Falle; mithin wäre schon durch diesen Umstand hier einer eingehenden Behandlung ein Riegel vorgeschoben. Sodann wäre es, sogar für Fachmänner, ein undankbares, lästiges Geschäft, sollten sie hier, bei einer einfachen Unterhaltungslectüre, sich durch die Titel der Aufsätze hindurcharbeiten, die sie vollständiger im Katalog bewußter Societät vorfinden. Beiläufig sei blos gesagt, daß der ohnlängst ausgegebene sechzig lange Octavseiten umfaßt. Dies zur Entschuldigung meines galoppirenden Verfahrens. Ich werde, mich an einige specielle Jahre haltend, eine kleine Auswahl in der Angabe der behandelten Materien treffen, und so aus diesem Infinitesimalinhalt errathen lassen, wie

groß die Mannigfaltigkeit und der Reichthum der ganzen Sammlung. Ich führe den Leser an den Eingang eines ungeheuren Waarengewölbes, wo unter den Glasschränken, der Straße zugewandt, einige Musterstücke vorliegen.

Schon im Jahre 1838, also nach achtjährigem officiellen Bestande der Gesellschaft, findet sich eine Masse ausgeschriebener Preisfragen. Indem ich einige näher bezeichne, tritt von selbst das Gemälde der Activität der Mitglieder in helle Beleuchtung. Man verspricht Denkmünzen (goldene, silberne, kupferne) für Aufsätze über die Fabrikation des türkischen Garns, für die Entdeckung eines vorzüglichen Färbestoffes, anwendbar auf die Kattune; für die Einführung im Bereich des Oberrheins irgend einer neuen Pflanze oder eines Insects als tüchtiger Färbestoff der Wolle, Baumwolle oder Seide; für die Erfindung einer blauen Farbe, welche mehr und besser als die gewöhnliche Indigofarbe Stand halten dürfte gegen das Verbleichen. Es wird eine goldene Medaille ausgesetzt für die Luftanalyse in den Luftzügen der Dampfkessel innerhalb des Bezirks des Departements; ein Preis von 1000 Franken für die Erfindung einer Maschine zur Säuberung der rohen Baumwolle; ein Preis ist ausgesetzt für die Vervollkommnung der Kamine, das richtige Verhältniß der Höhe und des Diameters betreffend; überhaupt bildet die ökonomische Feuerungsmethode einen ständigen Hauptartikel auf der aufgeschriebenen Liste; ein Preis von Fr. 20,000 (!) erwartet als Lohn den glücklichen Finder eines untrüglichen Mittels, die

bis dahin unbenutzten, verlorenen Kräfte des Wassers, der Luft, des Dampfes zu verwerthen; Preise stehen da für die geognostische Beschreibung des Departements Oberrhein; für das artesische Brunnengraben, das chinesische Seilbohren, die Pflanzung von Maulbeerbäumen, die Seidenzucht, für den besten Volkskalender, für die Vernichtung der blattfressenden Raupen, die Bewässerung der Wiesen, der Ziegelfabrikation u. s. f. Diese Fragen betreffen alle das materielle Leben; aber auch den moralischen Interessen wendet, wie ich schon erwähnte, die Mülhauser Gesellschaft ihr hauptsächliches Augenmerk zu. Sie verlangt Aufsätze über das Verhältniß der Industrie zu den socialen Fragen; sie wünscht die Bekämpfung der Vorurtheile, die sich an diese heiklen Probleme knüpfen; sie forscht nach Aufschlüssen über diese schwer zu lösenden Räthsel, welche die in unserer Zeitgeschichte verkörperte Sphynx uns schadenfroh entgegenhält, oder wie hemmende, verletzende Kugeln zwischen die Füße rollt. — Wenn in den Städten der Industrialismus eine sittenlose Bevölkerung um sich schaart, wo liegt die Ursache? Wären die Einwohner nicht ohne die Industrie ebenso unaufhaltsam der Entsittlichung verfallen? Welches sind, diesen unbestreitbaren Uebeln gegenüber, die elementaren Pflichten der Fabrikherren? Wie können, wie müssen sie die Entsittlichung bekämpfen? . . . Daß Mülhausen, daß die anderen Fabrikbezirke des Oberrheins nicht bei den Fragen, nicht bei den Worten, nicht bei dem Ausarbeiten von Memoiren stehen geblieben, darf frei behauptet werden. — Die Initiative, die von Mülhausen

für gemeinnützige Arbeiteranſtalten aller Art ausging, iſt weltbekannt; es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man ſolches zum hundertſten Male in die Welt hinaustrompeten. Wenn der vierte Stand mit derber Fauſt an die Pforten der europäiſchen Staaten ſchlägt, ſo hat Mülhauſen keine Verantwortung auf ſich geladen; es hat, ſo viel es menſchenmöglich war, die induſtriellen Gefahren beſchworen, und kann, in ganz anderem Sinne als Pontius Pilatus, ſich die Hände rein waſchen.

Ich kehre zu meinem Ausgangspunkte, das heißt, zum Jahre 1838 zurück. Man hatte im Juni desſelben Jahres eine induſtrielle Ausſtellung in Mülhauſen veranſtaltet; obgleich dieſe engere provinzielle Bühne ſich keineswegs mit den ſpäteren europäiſchen Solemnitäten meſſen konnte, bot ſie doch in beſchränktem Raume des Sehenswürdigen genug, und gab von der Productivität der öſtlichen Departemente Frankreichs eine anſchauliche Idee. Der Berichterſtatter konnte befriedigt auf die vielfachen Leiſtungen der elſäſſiſchen, lothringiſchen, burgundiſchen Einſender hinweiſen und lobend ſprechen von den Hochöfen Ronchamps, von den Producten der Drahtmühlen und den Schloſſerarbeiten des Hauſes Japy, den Eiſenwaaren der Boulangier zu Darney, den Feuerſpritzen des Herrn Kreß zu Colmar, den vielfachen Producten der Baumwollſpinnereien, der mit St. Gallen und St. Quentin rivaliſirenden Mouſſeline, den Seidenſtoffen des Herrn Nicolas Koechlin, den chemiſchen Producten u. ſ. f.; er konnte den immenſen Fortſchritt in der Zuckerfabrikation bezeichnen, die Aufmerk-

samkeit hinlenken auf die Papierfabrikation von Zuber in Rixheim und Kiener im Münsterthale, und bei letzterem betonen, daß ein Schoepflin, Bruder des Historiographen, solche gerade von einem Jahrhundert in's Leben rief. — Die Rixheimer Prachttapeten, diese blendenden Kunstwerke des modernen Industrialismus, wurden ganz besonders und mit Recht hervorgehoben und mit eingehender Vorliebe beschrieben, mit ihren sinnigen Farbencontrasten und charakteristischen Eigenschaften. In der Pyrotechnie war Bedeutendes geleistet worden. Die ökonomischen Küchen werden belobt; auf die Neulinge der Chromolithographie wird hingewiesen, und mit der lieblichen Blumenausstellung der Baumann von Bollweiler diese Revue der industriellen Concurrenten beendet.

Zehn Jahre später (1848) ist die Gesellschaft auf mehr als dreihundert Mitglieder angewachsen; Herr Emil Dollfus ist ihr Vorstand. Wissenschaftliche Größen des In- und Auslandes stehen auf der Liste der Ehrenmitglieder. Jüngere Kräfte, besonders auf dem Felde der Chemie, werden herangezogen; musterhafte, gründliche Abhandlungen füllen die Seitenzahl des Bulletins. Der ausgezeichnete Ingenieur Hirn — ein Denker und Erfinder — stellt eine mathematische Theorie der Ventilation auf und tritt in die Fußstapfen des eminenten Vorstandes der Gesellschaft. — Als Hauptobjecte der damaligen Forschungen und Discussionen stehen aufgezeichnet: Trockenlegung der Moräste, die Schulbauten, die Ueberweisung und Beschränkung der Arbeit der Kinder in den Fabriken, das Salz-

monopol, die Versicherungsgesellschaften. — Herr Dollfuß-Auffet erzählt seine nicht gefahrlose Reise in die Sierra-Newada, und berichtet auf physikalischem Gebiet über die verschiedenen Hygrometer. — In dem darauffolgenden Jahre wird ein Aufsatz über die Wiederbewaldung der Berge gekrönt. Im Jahre 1850 werden nicht weniger als ein Halbhundert Preisfragen gestellt; a. 1858 ist diese Zahl der verlangten Lösungen noch bedeutend angeschwollen.

Nun will ich nicht verhehlen, daß nicht alle Fragen jedes Jahr gelöst werden; einige kommen mehrmals, fast ständig, auf die Liste. Dasselbe widerfährt dem gelehrten Institute zu Paris und andern großen Leitern der Wissenschaft und Kunst. Es ist augenscheinlich leichter, die Fragen zu stellen, als eine gehörige, erschöpfende Antwort darauf zu vernehmen. Allein das zweite wird doch vom ersten bedingt; die systematische Anregung schon ist verdienstlich.

In mehreren Familien Mülhausens und anderer Fabrikbesitzer des Oberrheins waltet, im besten Sinne des Wortes, ein patriarchalisch-patrizischer Geist. Er rief Stiftungen in's Leben, gerade nicht im großartigsten amerikanisch-englischen Style — das war nicht möglich — aber im Verhältniß zum erworbenen Gut. So haben z. B. die Glieder des Hauses Emil Dollfus, das Andenken ihres verstorbenen Familienhauptes zu ehren, einen decennalen Preis von Fr. 5000 gegründet, der im Jahr 1869 zum ersten Male ertheilt wurde und im Jahr 1879 zum zweiten Mal zuerkannt werden soll. In einer Sitzung des letzten Maimonds (1871)

hat, dem Wunsche der Familie entsprechend, die industrielle Gesellschaft folgende Formel verkündet: Der Preis E. Dollfus wird der Erfindung zugetheilt, welche im Laufe des letzten Decenniums das Wachsthum irgend eines Zweiges der höhern Industrie am meisten befördert und entwickelt. — Der Ausspruch darüber gehört der Gesellschaft zu, muß aber augenscheinlich das Urtheil auf die öffentliche Meinung und die Stimme der competenten Richter begründen. — Eine ähnliche decennale Stiftung rührt von dem Hause Daniel Dollfuß her; eine gleichstarke Stimme dient zur Grundlage, derselbe Zweck wird angestrebt, und die Einrichtung ist getroffen, daß mit dem vorgenannten Preise von Emil Dollfus von fünf zu fünf Jahren abgewechselt wird. So greift eine Verfügung wie ein Räderwerk in die andere.

In derselben Maisitzung laufenden Jahres stellte die Handelssection der Gesellschaft als Preisaufgabe folgende Formel:

Die goldene Verdienstmedaille wird demjenigen französischen? Handelshause zugetheilt, welches in China, Japan oder Australien, im Laufe eines Jahres, oberrheinische Industrieproducte zum Werthe von mindestens hunderttausend Francs umgesetzt, und wohlverständlich auf handgreiflichen Beweis sich stützt, daß zu demselben Preise der nämliche Betrieb vortheilhaft fortgesetzt werden könnte.

Gleicherweise wird eine goldene Denkmünze ausgesetzt für den besten Aufsatz über die Wirkungen und Folgen der Aufhebung der Sclavenarbeit in den süd-

lichen Vereinigten Staaten. Die Frage ist kategorisch so gestellt: Hat die freie Arbeit auf Cultur und Valor der Baumwolle einen bedeutenden Einfluß ausgeübt? —

Uns scheint, die Aufstellung und Wiederholung solcher Fragen kennzeichnet den practischen Sinn der Mülhauser Gesellschaft. Zahlreiche Memoiren gehören in's Bereich der angewandten Chemie, das liegt hier in dem gegebenen Verhältnisse; daß man sich hin und wieder ausnahmsweise auf das historische oder gar archäologische Terrain begiebt, will uns ein Mißgriff dünken. Im Elsaß ist das oft der Fall, daß kleinliche locale oder gar persönliche Eifersüchteleien im republikanischen Bezirke der Wissenschaft sich breit machen, und der eine auf dem Felde des andern vereinzelte Garben auslieſt. Wir spielen hiemit an auf einen Bericht über die sonst verdienstliche Arbeit des Herrn Rottmann: „Ein römisches Lager in dem Banne von Baltenheim". Diese Abhandlung hätte füglich anderswo, in der Revue d'Alsace oder dem Bulletin des monuments historiques untergebracht werden können. Wenn einer Gesellschaft, wie es bei der industriellen von Mülhausen der Fall ist, der halbe Erdkreis offen steht und sie im fernen Ostasien großartige Handelsbeziehungen anknüpft, scheint es beinahe kleinlich, auf heimischem Boden sich mit local-antiquarischen Fragen zu befassen. Wir möchten bei solchem Unternehmen ausrufen: Um Gotteswillen, überlaßt doch den Ariovist und den Cäsar den nie zu schlichtenden Disputen eurer unglücklichen heimathlichen Antiquitätsforscher, und segelt, wie bisher, auf dem weiten Ocean der zeitgeschichtlichen Entdeckungen.

Bringt beiläufig, wie Haußmann von seiner chinesischen Reise, ganze Museen seltener Utensilien, kostbarer Stoffe und Geräthschaften nach Hause, und übergeht den alten Kram der naiven Gelehrten-Classe, welche der unsterbliche Faustdichter zürnend an den Pranger stellt:

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.

Druck von Fr. Wolff in Straßburg. — 876.

Druckfehler-Verzeichniß.

Seite	21	Zeile	8	von	oben	lies	angegriffen statt gangegriffen.
„	21	„	9	„	„	„	gezwungen statt zwungen.
„	38	„	4	„	„	„	eherne statt ehrende.
„	41	„	12	„	„	„	Lachaux statt Lauchaux.
„	43	„	13	„	„	„	genöthigt statt genöthig.
„	44	„	19	„	„	„	Schneider statt Scheider.
„	45	„	13	„	„	„	Murmelthier statt Maulthier.
„	48	„	17	„	„	„	Legion statt Legio.
„	56	„	20	„	„	„	und statt unh.
„	64	„	19	„	„	„	frühere statt frühern.
„	101	„	23	„	„	„	von statt vun.
„	112	„	7	„	„	„	klopft statt kopft.
„	137	„	16	„	„	„	Parnaß statt Parmaß.
„	172	„	28	„	„	„	Architecten statt Architnete.
„	201	„	18	„	„	„	dilettirender statt dilettirenden.
„	221	„	14	„	„	„	sehr statt sehe.
„	261	„	30	„	„	„	Tod statt Tpd.
„	312	„	4	„	„	„	vor statt von.

Moderne Culturzustände

im

Elsaß

von

Ludwig Spach.

Zweiter Band.

2.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1873.

46. b. 8

Inhalt.

Seite.

1. Katholiſche Zuſtände im Elſaß. 1800 bis 1870 . 1
2. Die proteſtantiſche Kirche im Elſaß, von 1800 bis 1870 18
3. Die Iſraeliten im Elſaß 37
4. Das Theater in Straßburg 44
5. Politiſche Journaliſtik im Elſaß von 1800 bis 1870 55
6. Die moderne Sculptur im Elſaß 64
7. Die Sculptur im Niederrhein. Departement . . . 75
8. Goethe in Straßburg. Rede zur Feſtfeier des 9. Auguſt 1871 82
9. Ein Salon in Straßburg unter der Reſtauration . 94
10. Erinnerungen an Johann Jacob Coulmann . . . 109
11. Straßburger Gaſſen- und Häuſernamen im Mittelalter 139
12. Geſchichte des Elſaſſes von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart von F. Ottokar Lorenz und Dr. W. Scherer 150
13. Aus Natur und Geſchichte von Elſaß-Lothringen von Dr. Franz von Löher 179
14. Alsatia. — Herr Trautwein von Belle, Alſa's Panegyriſt 193
15. Verſuch einer hiſtoriſchen Fauna der wilden Säugethiere des Elſaſſes von Charles Gérard 202

Seite.

16. Das Lügenfeld 212
17. Deutſche Sagen im Elſaß von Dr. Hertz 238
18. Die deutſche Literatur im Elſaß von Heinr. Neubauer. Die Juncker von Prag, Dombaumeiſter um 1400, und der Straßburger Münſterbau. Kunſthiſtoriſche Darſtellung von J. Seeberg 242
19. Die Belagerung von Straßburg während des Feldzugs von 1870 von Hrn. v. Malartic 248
20. General Uhrich 256
21. Ein elſäſſiſcher Philoſoph 272
22. Der Statiſtiker Schnitzler 277

Namen und Sachregiſter.

Katholische Zustände im Elsaß.

1800 bis 1870.

Zu schnellerer Uebersicht der Hauptepochen in der Verwaltung und den Verhältnissen der katholischen Kirche im Elsaß, seit dem Anfange des Jahrhunderts, werde ich mir erlauben, diese flüchtigen, unzulänglichen Notizen theilweise an die Reihenfolge der Herren Bischöfe von Straßburg zu knüpfen. So sehr der Schreiber dieser Zeilen sich verpflichtet glaubt, den Gegenstand dieser Besprechung streng objectiv zu behandeln, so fürchtet er dennoch auf diesem fremden Gebiete Fehltritte zu thun.

Die Schreckenszeit der neunziger Jahre hatte die katholische Geistlichkeit — sogar denjenigen Theil derselben, welcher den constitutionellen Eid geleistet, vom Territorium der französischen Republik hinweggefegt, oder in die Gefängnisse gesteckt oder auf's Schaffot geliefert. Abbé Brendel, der Nachfolger des letzten Cardinals de Rohan auf dem Bischofssitz von Straßburg, war nie von der römischen Kurie, nie von seinen ehemaligen Collegen im Priesteramte anerkannt worden; er verschwand später als ein untergeordneter Beamter in der Departementalverwaltung. Aber auch Brendel's Nachfolger, der nach dem Concordate von

1802 regelmäßig eingeführte Biſchof Saurine (8. April 1802) blieb in den Augen der treuen Kleriſei ein unwillkommener Stellvertreter der früheren Straßburger Kirchenfürſten.

Saurine's Geburtsjahr reicht bis anno 1733 hinauf. In der Diöceſe von Oleron, nicht weit von den Pyrenäen, hatte er das Licht der Welt erblickt, in Bayonne und Bordeaux ſeine Studien abſolvirt und war zu einer Vicariatsſtelle in ſeinem heimathlichen Gebirge vom Biſchof ſeines Kirchenſprengels ernannt, als er, von unruhigem Geiſte getrieben und der Gebirgseinſamkeit abhold, ſich nach Saragoſſa zum Marquis von Caſtellar flüchtete. Dort, wenn wir nicht irren, erfüllte er die Pflichten eines Familienlehrers. Mittlerweile ſtarb ein Bruder Saurine's in der Capcolonie, und hinterließ dem Geiſtlichen ein bedeutendes Vermögen. Unabhängig und wißbegierig, lag der junge Theologe vielſeitigen Studien ob, erwarb ſogar den Advokatentitel, wurde im Jahre 1789 von der Kleriſei der Provinz Béarn als Deputirter in die Generalſtaaten geſchickt und nahm dort eine ausgezeichnete Stellung ein. Im Jahre 1790 veranlaßte er eine Berathſchlagung von Juriſten mit der ausgeſprochenen Abſicht, die Errichtung der Bisthümer in die Befugniſſe der Aſſemblée conſtituante aufzunehmen. Dieſer Vorſchlag iſt für uns ein bedeutſamer Fingerzeig; er offenbart die Tendenz des Abbé Saurine, welcher am 27. Februar 1791 als Biſchof des Departements des Landes die Zügel der geiſtlichen Angelegenheiten in ſeiner Heimath ergreifen wollte. Ein päpſtliches Breve erklärte die Wahl für null und nichtig.

Saurine wurde anderthalb Jahre später von seinen Mitbürgern als Deputirter in die Convention nationale geschickt. Ueber den ersten Abschnitt seiner politischen Rolle in dieser Versammlung ziehe ich vor, einen Schleier zu werfen. Zu seiner Ehre sei indeß gleich gesagt, daß er nach dem Sturze der Girondins (31. März 1793) von der triumphirenden maßlosen Partei verstoßen, in den Kerker geworfen, und bis Ende Decembers 1794, also noch fünf Monate nach Robespierre's Sturz, unter Schloß und Riegel gehalten wurde. Durch ein specielles Decret wurde er wieder in seinen alten Sitz, als Deputirter, eingeführt. Unter dem Directorium tagte er in dem Rathe der Aeltesten (Conseil des Anciens), dem ehemaligen Senat; allein er spielte dort keine hervorragende Rolle und beschäftigte sich mehr mit theologischen Arbeiten, wie er denn einer der thätigsten Mitarbeiter der „Religions-Annalen" wurde.

Es mußte sich damals schon in seinem Innern ein Umschwung vollzogen haben, denn er erklärte sich gegen die Feier der Decaden, gegen den Gebrauch der französischen Sprache bei Spendung der Sakramente, und reichte im Jahre 1800 förmlich seine Entlassung als Bischof von Oleron ein. Dieser Schritt führte ihn als gehorsamen Sohn der Kirche auf die regelrechte Bahn zurück.

Durch seine Erhebung auf den Bischofssitz von Straßburg, den er bis zu seinem Tode (1813) innehielt, ward auch seine officielle Lage ehrenvoll befestigt. Als ein vielseitig gebildeter, vielgeprüfter Mann mochte er manche Gemüther für sich gewinnen, allein die Ri-

goristen warfen ihm seine nicht immer consequente Verfahrungsweise in der Besetzung der geistlichen Aemter vor. Es steht uns nicht an, nach einem Verlauf von sechzig Jahren diese Klagen zu untersuchen; so viel ist gewiß, daß er sich einmal einen herben Tadel zuzog, als er dem Mitglied einer hochadligen überrheinischen Familie ein Canonicat abschlug, und sich bei Ertheilung von Dispensen Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen ließ. In andern Zeiten wäre sein eigenmächtiges Verfahren nicht blos einem Tadel unterlegen, aber in den letzten Jahren des Kaiserreichs war die französische Regierung durch die gehässige Verfolgung des ehrwürdigen Pius des VII. durchaus mit der römischen Kurie zerfallen, und beobachtete gegen hohe Geistliche, die in Rom mißliebig waren, eine lare Toleranz.

Dasselbe Verhältniß konnte man damals zwischen beiden christlichen Confessionen wahrnehmen. In Schulen und Pensionsanstalten zeigte sich keine strenge Absonderung; gemischte Heirathen waren eine ganz alltägliche Erscheinung; auf dem Lande war die Collegialität zwischen katholischen und protestantischen Geistlichen nicht ungewöhnlich. Mit der Thronbesteigung der Bourbonen stellte sich die Sachlage anders; eine strengere Kirchenordnung wurde geboten; aus den Seminarien kamen jetzt Geistliche in's Amt, die sich durch ihren Eifer und durch Abschließung gegen Heterodoxe auszeichneten.

Diese Tendenz steigerte sich womöglich mit jedem Decennium, und da eine zelotische Action unausbleiblich eine Reaction bewirkt, erfolgte auch von Seiten manches

protestantischen Geistlichen ein systematischer Abschluß. Die gemischten Ehen wurden seltener, jedenfalls schwieriger, auch wenn die Ehegatten sich anheischig machten, die zu erwartenden Sprößlinge im katholischen Glauben zu erziehen. Manche Ehebündnisse wurden auf badischem Gebiete eingesegnet, wo vor Jahren sich noch eine nachsichtigere Observanz in dieser Hinsicht traditionsweise behauptete.

Während sich dermaßen beide Confessionen strenge von einander schieden, zeigte sich im Innern der katholischen Kirche in Straßburg eine eigenthümliche Erscheinung. Ein noch jugendlicher Professor der Philosophie, der schon mehrmals in diesen Skizzen genannte und belobte Bautain, wurde in seiner geistigen Entwickelung von der Weltweisheit zu der Kirchenweisheit übergeführt. Wie vom heiligen Geiste beseelt, ergab er sich dem Studium der Theologie, und ging durch die enge Gnadenpforte in das hierarchische Gebiet; er ließ sich als Priester einsegnen, und die eminente Rednergabe, die er auf dem akademischen Katheder vor Hunderten ergebener Schüler, als Psychologe, Logiker und Methaphysiker an den Tag gelegt, schaarte nun in den Münsterhallen um Geiler's Kanzel Gläubige und Ungläubige, Katholiken und Heterodoxe. Und dabei blieb Bautain nicht stehen; schon als Professor hatte er einen engern Kreis von Schülern an sich gekettet, und durch die Machtfülle seines Wortes, durch die Schärfe seiner Logik mehrere Sinnesänderungen und förmliche Bekehrungen zu dem katholischen Glauben erwirkt. Nunmehr als Priester war es ein förmliches Cenakulum, ein fast klösterliches Zusammenleben, das

sich wie von selbst organisirte. Diese Gemüthsumwandlungen, diese Conversionen in des Wortes schöner Bedeutung rufen unwillkürlich ähnliche Vorkommnisse aus den ersten Jahrhunderten des siegreichen Christenthums zurück, als um den heiligen Hieronymus und Augustinus, von tiefer religiöser Sehnsucht ergriffen, sich Schüler und Schülerinnen sammelten, und durch die Vermittelung der begabten Kirchenväter eingeführt wurden in die Vorhallen zuerst und dann in das Innere des Christentempels. Zu den näheren geistlichen jungen Freunden Bautain's zählten z. B. Bonnechose, Carl, Ratisbonne und andre ihnen ebenbürtige. Den Samen der Lehre, worin sich moderne Wissenschaft an den alten traditionellen Glauben erklärend, beweisend, bekräftigend anschloß, trugen die befähigten Männer in andere Regionen über; Bautain wurde im eigentlichen Sinne der Stifter einer neukatholischen Schule.

Obgleich sieggewohnt, trat er doch nicht immer als überlegener Gegner aus dem Wettstreit mit Andersgläubigen. So stumpfte sich die Schärfe seiner Dialectik an dem Schilde ab, den ihm ein zwar ergebener, aber mit dem kräftigen Weizenbrode des Evangeliums gestärkter Zögling entgegenhielt. Eduard Verny durchlebte eine Entwickelungsphase, die in mehreren Punkten dem Ideengang Bautain's ähnelte. Er hatte mit dem Studium und der Praxis der Jurisprudenz begonnen und ging zur protestantischen Theologie über, nachdem er aus Ueberzeugungstreue dem überlegenen Talente Bautain's Stich gehalten. Bautain hat ihm diesen Widerstand nicht verziehen, und nachdem er zu einem letzten vergeblichen Angriff auf den zähen Bekenner des pro-

teſtantiſchen Glaubens ſich herabließ, kehrte er ſich auf immer von ihm gab. Verny, in der glänzenden Laufbahn, die ſich ihm in Paris aufthat, ſprach ſtets mit Verehrung und Erkenntlichkeit von ſeinem früheren Freund und Lehrer; allein er mußte mit dem Reformator vor dem Wormſer Concil ausrufen: „Ich kann nicht anders!“

Sonderbares Widerſpiel! Der begabte Prieſter, auf deſſen überzeugende Reden und perſönlich erprobte Erfahrung hin ſich unzählige Halb- oder Ungläubige der Mutterkirche zugewendet, dieſer eifrige „Heidenbekehrer“ des jüngern Elſaſſes, gerieth während der dreißiger Jahre in einen dogmatiſchen Streit mit ſeinem Biſchof, und unterlag eine Zeit lang der Gefahr, als ein ungehorſamer Sohn aus dem Heiligthume verwieſen und ſeiner früheren weltlichen Wirkſamkeit zurückgegeben zu werden. Wir müſſen, obwohl wir nicht in das Nähere dieſer theologiſchen Disputation einzugehen gedenken, dennoch um einige Jahre zurückgreifen, und einige Worte von den Kirchenfürſten ſagen, die nach Saurine der Straßburger Diöceſe vorſtanden.

Nach dem Tode des ebengenannten, der auf einer Inſpectionsreiſe, zu Sultz am 10. Mai 1813, plötzlich verſtarb, — er war achtzigjährig — blieb der hieſige Biſchofsſitz eine Zeitweile unbeſetzt. Im Jahr 1820 (den 20. Mai) nahm Guſtavus Maximilianus Juſtus Prinz von Croï, Großalmoſenier von Frankreich, Beſitz von dieſer Stelle, die er drei Jahre nachher (den 4. Juni 1823) mit dem Erzbisthum von Rouen vertauſchte. Sein Amt als Almoſenier und ſeine hohe

Abkunft ketteten ihn mehrentheils an die Umgebung des Königs.

Ihm folgte als hiesiger Bischof Claudius Maria Paulus Tharin (23. August 1823), der ebenfalls durch seine persönliche Beziehung zu Karl X. mehr bekannt war, denn als geistlicher Oberhirt im Elsaß; auch er versah nur drei Jahre lang diese letztere Ehrenstelle.

Am 9. April 1827 wurde Johann Franziskus Maria Lepappe de Trèvern als hiesiger Bischof eingeführt, und mit ihm, der in Straßburg und in Marlenheim seine ständige Residenz aufschlug, trat auch ein directeres Eingreifen in das elsässische Kirchenregiment zu Tage. Nicht daß sich der würdige Prälat gegen Andersdenkende intolerant erwiesen hätte. So fest er an den vom heiligen Stuhle aufgetragenen Pflichten hielt, trug er dennoch den eigenen Verhältnissen des Elsasses gebührende Rechnung. In seinem ersten Hirtenbriefe empfahl er seinen Schutzbefohlenen, d. h. der ganzen katholischen Bevölkerung des Elsasses, nicht nur Toleranz gegen ihre akatholischen Mitbürger . . . „Eure Pflicht ist es," so ließ er sich aus, „sie zu lieben; „denn nur durch nachsichtige Liebe könnt Ihr hoffen, „sie für unsere Mutterkirche wieder zu gewinnen." Konnten auch solche versöhnliche Worte den Abgrund nicht füllen, welcher in Lehrbegriffen beide Confessionen scheidet, so waren sie doch zur Beschwichtigung der Gemüther geeignet, wenn solche noch durch wohlgemeinte Predigten einzuleiten wäre. Und nun gerade dieser Mann, dieser Oberhirte, der so milde Worte sprach, sollte sich bewogen fühlen, mit fast mittelalterlicher

Schärfe gegen den talentvollsten Priester seiner Diöceſe aufzutreten.

Abbé Bautain, ohne Polygraph zu ſein, hatte ſich doch in mehreren Schriften ſeit ſeiner Bekehrung über die Grundſätze ausgeſprochen, die ſeiner philoſophiſchen und religiöſen Lehre zu Grunde lagen. Er wollte vor Allem eine Verſöhnung bewerkſtelligen zwiſchen der Offenbarung und der Wiſſenſchaft; erſtere ſollte der andern den Stoff liefern, dieſe letztere nicht aus dem Bezirke des Heiligthums treten, aber innerhalb dieſer Schranken erklärend und belebend walten und ſchalten. Der Biſchof von Straßburg aber tadelte einige der von Bautain aufgeſtellten Behauptungen; er fand ſolche allzuſehr die Befugniſſe der Vernunft beſchränkend. Der getadelte Prieſter ſtand an einem Scheidewege, er war zwiſchen ein Dilemma eingeklemmt, oder vielmehr, er ſetzte ſchon den Fuß auf den abſchüſſigen Rand, worauf mehr als ein treuer und aufrichtiger Diener der Kirche herunterglitt. Entweder mußte er ſeiner Ueberzeugung entſagen, ſeinen Irrthum demüthig eingeſtehen, oder wie Lamennais, vereinzelt, mit wenigen ſeiner treuen Geſinnungsgenoſſen ſich als ein krankes, aufgegebenes Schaf ausſtoßen laſſen aus der Hürde. Zu dieſer Märtyrerrolle fühlte ſich Bautain nicht geboren, nicht ermuthigt; eine Romreiſe klärte ihm die Streitpunkte auf, über die er ſich mit ſeinem geiſtlichen Obern vorübergehend entzweit. Er widerrief, kehrte in die Heimath zurück und ſeitdem blieb er auf der Heerſtraße. Allein es behauptet mehr als ein mit der römiſchen Kurie Vertrauter, Bautain habe durch ſeinen temporären freiwilligen oder unfreiwilligen Irrthum die biſchöfliche Würde verſcherzt.

Noch einige Jahre lang versah Bautain, nach dieser Zwistigkeit, seine Stelle an der literarischen Fakultät von Straßburg; sein Collegium war besucht, auch von höheren Civil- und Militärbeamten, aber nicht mehr, wie früher, belagert von einer enthusiastischen Jugend. Für ihn begannen die Tage, von denen der Weise sagt: Sie gefallen mir nicht. Die Ideale des Aristotelikers, Platonikers und Kantianers waren zerronnen; er mußte sich auf die „Beschäftigung, die nie ermattet", beschränken; ein trauriges Surrogat für die Schöpfungsillusionen des frühreifen Normalschülers und des glaubenseifrigen Predigers. Als er nach Paris und Juilly übergesiedelt, öffnete sich zwar für seine Thätigkeit ein neues Feld: allein als Kanzelredner in der Hauptstadt errang er keine blendenden Erfolge wie Lacordaire, und als Generalvicar des Erzbisthums stand er desgleichen auf einem zweiten oder dritten Plane. Wie oft mußte er nicht — wir glauben in seiner Seele zu lesen — wie oft mußte er nicht die Stunde zurückwünschen, die ihn auf den philosophischen Katheder im großen Seminargebäude rief und sein Blick über die schwarz- und blondgelockten Häupter einer gemischten lernbegierigen Jüngerschaar hinflog, und seine Lippen in einem Strom von Wohllaut sich ergossen, auf dessen Wellen sich die Gedanken wie Silberschwäne wiegten. Gestehen wir es nur, die schöne Sprache Bautain's hat im Beraume von zwanzig Jahren (1817—1837) mehr für die Gallificirung des Elsasses gewirkt, als alle Schulreglements; diese Jahre erwiesen sich maßgebend für die Metamorphose, die sich zuerst in den oberen Kreisen, sodann in anderen Abstufungen voll-

zog, und mit Bestimmtheit die Epoche voraussehen ließ, wo Straßburg mehr noch als Metz sich Deutschland gegenüber entfremdet fühlen würde.

Nicht lange nach der freiwilligen Entfernung Bautain's folgte die geistige Abnahme seines Gegners. Se. Hochwürden Lepappe de Trèvern alterte zusehends, erhielt im Jahr 1841 einen Coadjutor in der Person des jetztlebenden Bischofs Andreas Räß, und segnete das Zeitliche den 27. August 1842. — Dem Schreiber dieser Zeilen ist ein Eindruck seiner Persönlichkeit geblieben, indem er ihm mehrmals auf seinen einsamen Spaziergängen unter den jetzt geknickten Baumalleen der Festungswälle begegnete. Die Züge des Greises waren streng und ernst, und keineswegs in Harmonie mit seinen sanftmüthigen Aeußerungen bei seinem ersten Auftreten. Mir wollte scheinen, der würdige Prälat sei gerade nicht ein Freund der geistigen Größen in seiner nächsten Nähe, denn nicht auf Abbé Bautain allein fiel seine Antipathie.

Der Amtsantritt seines grundgelehrten, ächt humanen Stellvertreters war, besonders da er noch als Coadjutor unter dem Titel eines Bischofs von Rhodiopolis auftrat, unter günstigen Auspicien erfolgt. Ganz Elsaß, auch das nichtkatholische, begrüßte freudig in der Person Sr. Hochwürden Andreas Räß einen Landsmann. Vom provinziellen Standpunkte aus war diese Ernennung ein glücklicher Griff der Juli-Regierung. Während den Pastoralreisen des neuen Bischofs beeiferten sich die ersten protestantischen Familien, dem heimischen Prälaten ihre Huldigung darzubringen. Es schmeichelte dem Localpatriotismus und

den demokratischen Grundgefühlen des Landes, daß ein Priester mit deutschem Namen, der Sohn eines oberrheinischen Winzers, emporgehoben wurde auf den bischöflichen Stuhl, welcher seit dem achten Jahrhundert so viel weltberühmte, historische Größen aufgenommen. Und als man erfuhr, daß die betagte Mutter des Neuerwählten ihn mit ächt patriarchalischer Anrede auf der Schwelle ihrer Wohnung begrüßte und an seine künftigen hochernsten Pflichten mahnte, und dann sich niederbeugend den Segen des Bischofs erflehte, da flossen Thränen der Rührung über die Wangen manches Heterodoxen und einige Optimisten versprachen sich sogar von dieser angehenden geistlichen Verwaltung das rein Unmögliche, die Versöhnung unversöhnlicher Grundansichten und Principien.

S. H. Bischof Andreas Räß war in deutscher theologischer Wissenschaft erstarkt, als deutscher Kanzelredner beliebt und bekannt, mit den geistigen Größen der katholischen Kirche in Deutschland durch ähnliches intellectuelles und gelehrtes Streben sympathisch verbunden, als Schriftsteller und Mitarbeiter an theologischen Zeitschriften betheiligt. Auch in der neuen ausgedehnten Sphäre, die sich ihm erschloß, entsagte er nicht der schönen Beschäftigung seiner Jugendjahre; noch stand er im besten Mannesalter, und fand für theoretische und praktische Thätigkeit zugleich Anregung und Muße. Allein gleich in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit wurde er, kraft der Pflichten seines Amtes, auf die polemische Seite der Verwaltung hingedrängt. Der unabweisliche Streit über die Benützung des Chors in den gemischten Kirchen — ein Streit, den

wir schon hinreichend erwähnt und beklagt — mußte auch ihm, dem friedliebenden Prälaten, manche trübe Stunden bereiten; es mußte die Entfremdung der früher geneigten Gemüther ihn schmerzlich berühren.

Ein halbes Jahr vor der Februarrevolution bereiteten dem Bischof von Straßburg die Ereignisse in der nahen Schweiz durch die Niederlage der katholischen Kantone ein unerwartetes Bedrängniß. Die zahlreichen Zöglinge des Freiburger Instituts flüchteten vor den eindringenden Truppen der eidgenössischen Regierung nach Straßburg und sprachen die Gastfreundschaft und den väterlichen Schutz Seiner Hochwürden an. Vorerst wurde die Flüchtlingsschaar in den Räumen der bischöflichen Wohnung untergebracht, und sodann ihre weitere Versorgung und Nachhause-Beförderung mit dem Präfecten des Niederrheins berathen.

Das war übrigens ein kleines Intermezzo, inmitten viel größerer Sorgen. Die Stürme der kritischen Jahre von 1848 bis 1851 brachen los; dann kamen die Streitigkeiten mit den protestantischen Stiftungen, woran sich das Bisthum zwar nicht betheiligte, aber doch die Angriffe nicht entmuthigen durfte. Doch ohnstreitig die herbste Prüfung erwartete den nunmehr hochbetagten Oberhirten im Augustmonat des verhängnißvollen Jahres 1870. In den Kellerräumen und Erdgeschossen seiner von den Bomben hart heimgesuchten Wohnung hatte er schon während den ersten Tagen der Beschießung ein Asyl für obdachlose Freunde und Bekannte geöffnet. Er selber, im höchsten Grade angegriffen und leidend, von Sorge für Kirche und Priester und Kranke aufgerieben, erfuhr den bittern

Schmerz, den Zweck seiner im Hauptquartier der Belagerungsarmee angebrachten Bitte nicht zu erreichen. Er wurde auf ein schmerzhaftes Krankenlager geworfen; im Elsaß und auswärts verbreitete sich die glücklicherweise falsche Kunde seines Ablebens. Aber auch diesen Sturm hat der rüstige Greis überstanden, und sieht hoffentlich noch am Abend seines arbeitvollen Lebens einer ruhigeren, ruhmgekrönten Wirksamkeit entgegen.

Den hohen Werth der wissenschaftlichen Bildung hatte er genugsam an sich selbst erfahren; daß er sich als Beförderer der geistlichen Studien im großen Seminarium erwies, ist selbstverständlich. Auch für die lebenskräftige Entwickelung des sogenannten kleinen Seminars zeigte er sich eingreifend thätig. Unter seiner Verwaltung, durch die von ihm beschafften und angewiesenen Geldmittel konnte das propädeutische Institut aus dem engern Locale bei der St. Ludwigskirche in die palastähnlichen, neu aufgeführten Räume bei St. Stephan übersiedeln, wie er denn auch das ebengenannte romanische, altehrwürdige Gotteshaus für den Cultus wieder herstellen ließ. In Kolmar wurde ebenfalls unter seiner Verwaltung das katholische Gymnasium mit einer Gruppe tüchtiger Professoren gegründet. Mehrfache wohlthätige Vereine und Congregationen, mehrere dem Unterrichte beider Geschlechter gewidmete Institute im Bereiche der ganzen Diöcese entstanden oder siedelten sich in Straßburg und auf verschiedenen Punkten beider Departemente des Elsasses an. Die bloße statistische Anzeige dieser zahlreichen Stiftungen würde den hier bemessenen Raum weit überschreiten. Wir begnügen uns, eine Congregation zu erwähnen,

deren Sitz in der Thermenstadt, in Niederbronn, sich befindet: „die Töchter des heiligen Erlösers", verdanken ihr Dasein der Initiative einer einfachen, aber begeisterten Jungfrau; sie widmen sich ausschließlich der Besorgung vereinzelter Kranken und der Erziehung armer Pfleglinge. In mehreren Localitäten auch außerhalb des Elsasses, bestehen Filiale dieser Schöpfung, die gleich von allem Anfang des speciellen bischöflichen Schutzes sich erfreute. Die Gründerin der Anstalt fand, auf so augenscheinliche Weise, Kraft zu ihrem Unternehmen in ihrer Glaubenszuversicht, daß sie ihre nähere Umgebung zuerst und dann fernergelegene Freunde für ihren menschenfreundlichen Zweck begeistern mußte. Den krankhaften, ertatischen Zustand, in welchem gerade sich ihre praktische, christliche, barmherzige Thätigkeit entwickelte, bescheiden wir uns unerklärt zu lassen, nicht des Nähern zu beleuchten. Wenn das Wort des Evangeliums zutrifft: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen", so muß der Stifterin des Niederbronner Werkes jedenfalls das Recht des fruchtbaren Bestehens zuerkannt werden. Daß unbefugte, exaltirte Bewunderer die werkthätige Jungfrau durchaus zur Seherin stempeln wollten und derselben politische Prophezeiungen entlockten, ist nicht die Schuld der armen „Kranken", es ist die Schuld der „Gesunden", die sich nicht begnügten mit dem sichtbaren Wunder des bergeversetzenden Glaubens.

Es erübrigt noch ein anderes symptomatisches Factum an die Verwaltungsperiode des jetzigen Bischofs zu knüpfen, obgleich sich dasselbe auf eine vereinzelte Personalität bezieht. Im Jahre 1849 erfuhren die

Freunde von David Richard, dem damaligen Director des Irrenhauses von Stephansfeld, daß der philantropische Denker seinen bisherigen Glauben abgeschworen und in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen sei. Die Motive seiner Bekehrung legte Richard in einem merkwürdigen Schreiben an den Bischof von Straßburg nieder. Ursprünglich war dies Glaubensbekenntniß nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, aber der Convertit ließ sich, wohl mit Widerstreben, durch die Insistenz des berüchtigten Louis Veuillot eine Einwilligung zum Drucke entreißen. Die Gründe, welche gewöhnlich die zum Katholicismus hinneigenden Protestanten für ihren Uebertritt aus einer gespaltenen Kirche in eine einheitliche anführen, waren diesmal durch persönliche Beziehungen verstärkt. David Richard, der Sohn einer katholischen Mutter, der Gatte einer strengkatholischen geistreichen Katholikin, durch seinen langen intimen Umgang mit Lamennais und anderen katholischen eminenten Denkern, war zu der großen Metamorphose von lange her vorbereitet. Der Bischof sah mit Freuden diesen Schritt des trefflichen Mannes, und zählte die Rückkehr seines verlorenen Sohnes unter die besten Errungenschaften seines langjährigen Wirkens.

Wie hochgeschätzt Richard in weitesten Kreisen war, erhellt aus der milden Beurtheilung, die seinem Uebertritt in der lutherischen Kirche und in seiner Vaterstadt, dem calvinistischen Genf, zu Theil wurde. Nicht Ein Vorwurf ließ sich hören, so sehr war Jedermann von der Reinheit und Uneigennützigkeit der Absichten Richard's überzeugt. Sogar George Sand, der viel-

jährige Freund des Directors von Stephansfeld, ließ kein hartes Wort fallen; der Bericht des berühmten Mann-Weibes an ihn ist ein Muster von ächt philosophischer Toleranz und mußte für den Convertiten den Beweis mit sich führen, daß auch in den Reihen der Freidenker einzelne Geister sich auf eine Höhe schwingen, wo die Gegensätze der Confessionen in einer umfassenderen Formel sich aufheben.

Die protestantische Kirche im Elsaß.

Von 1800 bis 1870.

Während der Schreckensherrschaft erlag die protestantische Geistlichkeit des Elsasses derselben Verfolgung wie die katholische. Die Pastoren, so gut als die Kuraten, seufzten hinter Schloß und Riegel im großen katholischen Seminargebäude. Sie kamen, man darf dessen gewiß sein, gekräftigt und gestählt aus dieser Feuertaufe. Als die Consular-Regierung durch das Gesetz vom 8. Germinal des X. Jahres der Republik Ordnung in die kirchlichen Verhältnisse brachte, fand sie günstigen Grund und Boden; man segnete die Hand, die aus den Trümmern der alten Zeit aufrecht erhielt, was zu retten war.

Die Constitution, die sie für die Kirche augsburgischer Confession aufstellte, war durchaus nicht liberal. Nach den schauderhaften Erfahrungen des letzten Decenniums auf politischem Gebiet scheute man vor einer allgemeinen Wahlfreiheit selbst in der kirchlichen Gemeinde zurück. Die localen Consistorien, d. h. die localen Distriktvereine der notablen Protestanten wurden nach

einem ſehr engherzigen Plane gebildet; das Ober-Conſiſtorium (consistoire général) auf neun Mitglieder beſchränkt, zu ſeltenen, kurzen Zuſammenkünften befugt, trug Hand- und Fußſchellen; das permanente Directorium war eine adminiſtrative Nachbildung des katholiſchen Episcopats.

Kam etwas Leben in eine Pfarrei, ſo hing das einzig von der Individualität des Seelſorgers ab. Um die eigentliche Organiſation der Geſammtkirche kümmerte ſich im Grunde Niemand. Wie hätte es anders ſein können! die unendliche Mehrzahl der Gemeindeglieder war ja gar nicht an der Wahl der Conſiſtorien betheiligt, und die Gewählten in keinem Verhältniß mit ihren übrigen Glaubensgenoſſen. Das Directorium thronte in unſichtbarer Ferne, nur mit weltlichen Verwaltungsſachen ſich befaſſend.

Unter den Mitgliedern der anfänglichen Directorialbehörde fanden ſich indeß ausgezeichnete Männer; es reiche hin, den Profeſſor K o ch zu nennen, der in Paris ein gewichtiges Wort bei Erlaſſung des Germinalgeſetzes mitgeſprochen und für die Rettung der proteſtantiſchen Kirchengüter mit Erfolg ſich bemüht hatte. Im Directorium war er dem blinden Fabuliſten Pfeffel nachgefolgt. — Bis in's Jahr 1836 ſaß in demſelben Cenakel M e t z g e r, aus dem Oberrhein, ein ehemaliges Mitglied des Raths der Fünfhundert. Metzger hatte Mülhauſen mit Frankreich incorporirt (1798), aber ſchon zuvor in ſeiner öffentlichen Laufbahn einen Kraftſtreich ausgeführt, als er ſich (1793) an der Grenze des Departements Oberrhein dem Eintritt des Eulogius Schneider und der Einfuhr der Guillotine wider-

ſetzte. In den fürchterlichen Zeiten der Anarchie iſt eine ſolche Bürgertugend eine ſo ſeltene Erſcheinung, daß ſie nicht nur in den Annalen der Provinz, ſondern im Geſchichtsbuche des ganzen Landes aufgezeichnet zu werden verdient. Als geiſtliches Mitglied, d. h. als Inſpector, fungirte der ausgezeichnete Kanzelredner Bleſſig, der jetzt noch im Andenken der wenigen Ueberlebenden, die ihn in ihren früheſten Jahren vernommen, eine Ehrenſtelle bewahrt.

Mit der Juliregierung kam ein regeres Leben auch in den äußeren Körper der lutheriſchen alſatiſchen Kirche. Im September 1831 hatte Friedrich von Türkheim ſeinen verſtorbenen Vater als Präſident des Directoriums erſetzt *). Es war dem fünzigjährigen Manne Ernſt um das weltliche und geiſtige Gedeihen der Kirche; nur hatte er in den erſten Jahren ſeines Eintritts zugleich die Laſt der Mairie von Straßburg zu tragen, und ſpäter verſetzte ihn der Verluſt ſeines Vermögens in die unangenehme Stellung, die Präſidentſchaft als eine Quelle des Einkommens anſehen zu müſſen, was ſeiner Unabhängigkeit einigermaßen Eintrag that.

Daß aber etwas morſch ſei in der Conſtitution der Kirche, fühlte Hr. von Türkheim ebenſo gut und beſſer als die beſten ſeiner Glaubensgenoſſen. Unter der

*) Hr. B. von Türkheim war im Jahr 1827 dem Präſidenten Kern im Amte gefolgt. Dieſer Letztere war ein ehemaliger Richter, und Bruder des verdienſtvollen Profeſſors und Juriſten, der bis in ſein hohes Alter als Präfecturrath thätig blieb († 1847).

parlamentarischen Regierung Ludwig Philipps regte sich bei den Protestanten des Elsasses das Bedürfniß einer besseren Vertretung der formalen und der geistigen Interessen. Das Gesetz vom zehnten Jahr der Republik ward unzureichend befunden. Friedrich von Türkheim hatte diese Frage von Grund aus studirt; er war nicht nur zu Neuerungen geneigt; er verlangte mehrmals von der Regierung eine liberalere Kirchenverfassung. Da war man aber in Paris mit ganz anderen Objecten beschäftigt. Der protestantische Präfect des Niederrheins, Hr. Sers, kam dem Präsidenten keineswegs bereitwillig entgegen; er drängte ihn blos zur Einführung der strikten französischen Rechnungsführung und zu harten Maßregeln gegen einige Pastoren. — Ein unruhiges Mitglied der Spitalverwaltung von Buchsweiler, Hr. Schattenmann, ein feindlicher Widersacher des Consistoriums, fand bei dem Präfekten williges Gehör und Unterstützung; es wurde ein Oppositionsblatt gegründet, welches sich ausschließlich mit der Untergrabung des Ansehens des Directoriums befaßte, und, im Namen der Spitalverwaltung von Buchsweiler, höchst unerquickliche, spitzfindige Streitfragen über die Verwaltung der geistlichen Stiftungen in der ehemaligen Hanau-Lichtenbergischen Grafschaft anregte. — So spielten weltliche Motive, persönliche Feindschaften und Antipathien in das geistliche Gebiet hinüber, welche das einzige Gute mit sich brachten, daß die historische Sachlage einer strengen Untersuchung unterworfen und die merkwürdigen Stiftungen der Hanau-Lichtenbergischen Grafen in helles Licht gestellt wurden. Jahrelang zog sich der Streit zwischen Hospiz

und Consistorium von Buchsweiler hin; der französische Staatsrath wurde mit der Untersuchung der verwickelten Streitpunkte beauftragt. Die französische Regierung sah es nicht ungern, daß die Protestanten unter sich haderten. Erst mit dem Tode Schattenmanns, vor wenig Jahren, kam es zu einer Abfindung.

Als die Februar-Revolution ausbrach, war Hr. v. Türkheim schon lebensgefährlich erkrankt im südlichen Frankreich. In der lutherischen Kirche zu Straßburg war der Boden so unterhöhlt, das Directorium so sehr um allen Credit gebracht, daß es nur eines schwachen Stoßes bedurfte, um es zu überrumpeln. In den ersten Märztagen hielten die Straßburger Consistorien eine Versammlung ab, worin die Einsetzung einer provisorischen zehnköpfigen Commission beschlossen und diesem Decemvirat die Ausarbeitung eines neuen, liberalen, organischen Gesetzentwurfes für die protestantische Kirche aufgetragen wurde. Ein Circularschreiben an alle Consistorien augsburgischer Confession verkündete den Ursprung und den Zweck dieser etwas heftigen Maßregel. Colmar neigte sich auch auf der Stelle zu Straßburg hin; die Mehrzahl der übrigen Consistorien stimmten nach und nach bei; einige wenige enthielten sich vorläufig.

Aber es blieb noch ein Hauptpunkt zu erörtern. — Der Thron von Ludwig Philipp lag in Trümmern; an seiner Statt regierte, so gut es gehen mochte, eine provisorische republikanische Commission. Die Straßburger protestantischen Decemvire fühlten sich gedrungen, — so gut war man durch die Centralisation geschult, — nach Paris an das Ministerium des öffentlichen

Unterrichts und des Cultus zu berichten und dessen Genehmigung einzuholen. In der Hauptstadt hatte sich eine unbedeutende Minorität eine unerhörte Staatsumwälzung erlaubt, aber daß in der Provinz, in einem einfachen Chef-lieu de département, eine heterodoxe Kirche sich zu einem autonomen Machtstreich verstieg, das war ein unerhörtes Vergehen! Auf das Verfahren der Directorial-Commission folgte ein kaum verschleierter Verweis. Man ließ zwar das Decemvirat in Gnaden bestehen; saßen doch darin die höchsten Notabilitäten der Straßburger Bevölkerung — aber nur zur Abwickelung der laufenden Geschäfte wurde es befugt: „man werde sich späterhin über die Veränderungen, welche das organische Cultusgesetz erleiden dürfte, des Weitern besprechen."

Groß war das Erstaunen des provisorischen Directoriums, als die ministerielle Depesche mit Carnots Unterschrift anlangte. Es ließ sich indessen nicht einschüchtern, verwaltete regelmäßig und unbeschadet des Einspruchs einzelner Consistorien, sammelte die Meinungen dieser Behörden über vorzuschlagende Neuerungen, verfaßte einen Gesetzentwurf und berief auf das Ende Septembers — diesmal mit erlangter höherer Genehmigung — eine Versammlung der Delegirten aller lutherischen Consistorien Frankreichs nach Straßburg.

Es war ein schöner Augenblick! doch leider nur ein Augenblick. Ein erfrischender Lebenshauch schien durch die protestantische Congregation zu wehen, als diese kirchliche Deputirtenkammer, dies kleine belebte Concil, etwa aus hundert Mitgliedern bestehend, in

den Hallen der Thomaskirche am 18. September 1848 zur Eröffnungsfeier sich zusammenfand, und darauf während zehn Tagen im großen Collegiensaal des Seminars seine Tagsatzungen hielt. Der Schriftführer der Commission legte, mit kaum unterdrückter Bewegung, Rechenschaft ab von der siebenmonatlichen interimistischen Verwaltung und beschwor das Andenken der abgeschiedenen Lehrer herauf, die in diesen selben Räumen den Hort des evangelischen Glaubens bewahrt und unsichtbar die gegenwärtige Gemeinde umschwebten.

Gewissenhaft wurde das vorbereitete liberale Gesetz berathschlagt und darin die Forderungen gestellt, die unterdessen zum Theil zugesichert, zum Theil noch in Erwartung stehen: Constituirung der Kirchenräthe oder Presbyterien (Conseils presbytéraux), Wahl der Consistorien durch allgemeines Stimmrecht, Erweiterung der Befugnisse und Vermehrung der Mitglieder des Ober-Consistoriums, Beschränkung des Directorial-Einflusses bei Pfarrwahlen u. s. f. Die Debatten waren im Durchschnitt gründlich, in's Einzelne gehend, zum Theil von beredten Männern geleitet, bisweilen polemisirend, denn auch hier, in diesen Außenwerken der Kirche, konnte man die dogmatischen Ansichten wohl erkennen. Zu einem leidenschaftlichen Ausdrucke entgegengesetzter Meinung kam es indessen erst in der Schlußsitzung, als die Verschmelzung der augsburgischen Confession mit den Calvinisten des inneren Frankreichs beantragt wurde. Die ausgedehnten Verbal-Prozesse der merkwürdigen Versammlung wurden an die Pariser Behörde gesandt, aber dort beinahe un-

beachtet bei Seite geschoben. Die Verwaltung des Prinzen-Präsidenten erklärte im Jahr 1850 die bisherige Constitution der protestantischen Kirche als zu Recht bestehend, berief im Dezember das ehemalige Generalconsistorium, ernannte in der Person des Herrn Theodor Braun, Rath am Appellhofe in Kolmar, einen neuen Präsidenten, und führte die Bewegung von 1848 in bescheidene enge Grenzen zurück. Diese hatte indeß ihre Wirkung doch nicht ganz verfehlt; es war etwas frisches Quellwasser in einen stagnirenden Behälter geleitet; die weltlichen Mitglieder hatten sich an der Debatte betheiligt und Interesse dafür gewonnen. Nun wollen wir nicht behaupten, daß Heil und Segen der Kirche von ihrer äußeren Constituirung abhänge; damit ist es füglich nicht gethan: aber zur Erweckung der Gemüther kann und soll eine solche Betheiligung beitragen; mancher, der sich bis dahin gleichgültig gegen jedes äußere Glaubensbekenntniß verhielt, bekannte von nun an Farbe und recapitulirte seinen Katechismus.

Eine in der That sonderbare, tragische Scene darf ich nicht verschweigen, die mit Einführung der neuen Direktorialbehörde sich ereignete. Der bisherige Präsident, Herr v. Türkheim, war seit einigen Monaten aus dem mittäglichen Frankreich in seine Heimath zurückgekehrt und hatte noch gehofft, in seiner Würde beibehalten zu werden; aber die letzten Beschlüsse waren in Paris unwiderruflich gefaßt. Herr v. Türkheim ward zum Ehrenpräsidenten, mit Beibehaltung eines Theils der Besoldung, ernannt.

Während nun im Erdgeschoß des Direktorialgebäudes, in später Abendstunde, der neuernannte Präsident

aus den Händen der Commission den Bericht über die zwei letztverflossenen Jahre entgegennahm, und jene ihre Bevollmächtigung dem neuen Würdeträger übergab, hörte man über den Häuptern des Conclaves in der Wohnung des Präsidenten eine ungewöhnliche, sonderbare Bewegung, und in demselben Augenblicke trat ein Diener herein, der das soeben erfolgte Ableben des Herrn von Türkheim verkündete. Der vielgeprüfte Greis schied so vom Leben in demselben Augenblicke, als seine officielle Machtbefugniß zu Ende ging. Er hatte den Leidenskelch bis auf die Hefe geleert. — Der Verein trennte sich, ergriffen, schweigend, in schwer zu schildernder ernster Stimmung, und geleitete zwei Tage später mit den Gliedern des Ober-Consistoriums, den abgeschiedenen Dulder zu seiner letzten Ruhestätte.

Die neue Verwaltung beschäftigte sich eifrig mit einem Gesetzentwurf, der sich auf engerer Grundlage als auf der von den Septemberdelegirten angegebenen, aufbaute. Das Regierungsdekret vom 26. März 1852 wurde indeß mehreren Anforderungen gerecht; so erhielt das Ober-Consistorium 27 Mitglieder; die Wahlen in die Consistorien wurden allen volljährigen Mitgliedern der Kirche überlassen; nur die Ernennung der Pastoren wurde fast ganz in die Hände des Direktoriums übergeben, und von dort an bis jetzt diese Behörde mehr als einmal beschuldigt, die Wünsche der Pfarreien nicht hinreichend zu beachten. — Eine peinliche Lage! denn auf diesem Felde wie auf dem der höheren Politik, ist es fast unmöglich, das Richtige zu treffen, wenn sich im Publikum unvermittelte Gegensätze entgegenstehen. — Wir kennen im Einzelnen die

Verhältniſſe im deutſchen Reiche nicht hinlänglich, um die dortigen kirchlichen proteſtantiſchen Zuſtände zu beurtheilen; aber es will uns bedünken, es öffne ſich dort nicht derſelbe Abgrund zwiſchen der orthodoxen und der ſogenannten Fortſchrittspartei, wie dies im Elſaß der Fall. Das mag wohl bei uns aus dem Umſtande herrühren, daß hier ein ſehr weltliches Coterienweſen ſich mit den kirchlichen Angelegenheiten verquickt, und bei Vielen die Intoleranz gegen Andersdenkende aus dem Mangel an Zartgefühl und höherer umfaſſender Bildung ſich ableiten läßt.

Eine ſehr gefährliche Kriſis durchlebte die neue Direktorial-Behörde und die ganze proteſtantiſche Bevölkerung im Jahre 1854. Ein näheres Eingehen in dieſe böſe Zeit dürfte nicht unnütz erſcheinen; es war im eigentlichen Sinne ein Aufblitzen der alten Verfolgungsſucht gegen die „Hugenotten“; nicht mit Feuer und Schwert, aber auf dem Boden der materiellen Intereſſen gab ſich dieſer blinde Eifer durch eine unverhehlte Gier nach Confiskation der proteſtantiſchen Stiftungen kund.

Schon zwölf Jahre vorher hatte dieſer Angriff auf proteſtantiſche Stiftungen begonnen; die ultramontane Partei, durch zahlreiche Mitglieder im Departementalrath repräſentirt, durch leidenſchaftliche Pamphletiſten unterſtützt, beſtritt das Recht des proteſtantiſchen Seminars auf die Güter, welche ſich mitten in den Revolutionsſtürmen unangetaſtet erhalten, und durch Conſular-Decrete der proteſtantiſchen Akademie in Straßburg, als Erbin der ehemaligen Univerſität, zugeſprochen und beſtätigt wurden. Aber gerade auf die Rechte

dieſer Univerſität und der alten Reichsſtadt Straßburg ſich berufend, wollten die Antagoniſten des modernen Seminars bewußte Güter für das allgemeine Unterrichtsweſen, als Stadteigenthum, mit Beſchlag belegt wiſſen. Zu dem Zwecke entſtellten ſie die geſchichtlichen Verhältniſſe, ſchlugen die Einkünfte der ehemaligen Schenkungen wohl auf das Zehnfache ihres wahren Betrags an und ſtachelten mit wohlberechtigter Akrimonie die Mißgunſt der katholiſchen Volksklaſſe gegen die Inhaber der vorgeblichen Sinekuren auf. Es war im buchſtäblichen Sinne eine ſozialiſtiſche Hetzjagd.

Gegen die Libelliſten wurde mit hiſtoriſchen und finanziellen Gegenbeweiſen eingeſchritten, die „ungeheuren Einkünfte“ auf ihr reelles, beſcheidenes Maß zurückgeführt, und der Gebrauch dieſer Gelder, welche dem Staatsſchatz ſo und ſo viel Beſoldung für proteſtantiſche Seminarlehrer und Pfarrer erſparten, auf's Genaueſte nachgewieſen. Die Ohren der Verfolger aber blieben verſtopft, die Gemüther und Herzen verbittert. Der officielle Streit kam zum förmlichen Ausbruch, indem der Maire von Straßburg im Namen der Stadt auf die Bodenrenten einiger Güter der St. Thomä-Stiftungen gerichtlichen Beſchlag legen ließ. Welche Störung dadurch in die Verwaltung des Seminars und in die Beſoldung der geiſtlichen und weltlichen auf jene Einkünfte angewieſenen Beamten kam, läßt ſich leichtlich ermeſſen. Das war aber nichts gegen die Aufregung der Geiſter, gegen das Aufwärmen alten confeſſionellen Haders! Im Schooße einer bedeutenden Provinzialſtadt, in den gemiſchten Dorfgemeinden des Ober- und Niederrheins entſtanden bedenkliche

Spaltungen; ein gehässiges, trübes Licht fiel auf mehrere ehrenwerthe Geistliche und Männer der Wissenschaft; die Regierung selbst, die solche Zwistigkeiten, wenn nicht begünstigte, so doch zuließ, wurde dadurch verunglimpft; auf einem hohen Beamten ruhte der nicht ungegründete Verdacht, die anti-lutheranische Bewegung im Geheimen zu begünstigen.

Nur ist gleich zu erinnern, daß auch in der katholischen Bevölkerung sich unparteiische Richter und Beurtheiler vorfanden, die an dem Streite weder mit Wort noch That sich betheiligten und, unter vier Augen wenigstens, die Führer der Hetzjagd tadelten.

Inmitten der muthwillig heraufbeschworenen Unruhe ereignete sich nun wiederum ein Vorfall, der in der protestantischen Gemeine einen tiefen Eindruck hinterließ und die Aufmerksamkeit von dem materiellen Streite auf das tragische Geschick eines der ausgezeichnetsten Prediger der französischen protestantischen Geistlichkeit hinlenkte.

Im Laufe des Oktobermonats 1854 war wie gewöhnlich das Ober-Consistorium zusammengerufen, und hatte sich, selbstverständlich ebenfalls über die jüngsten Vorkommnisse auszusprechen, eine Berufung an den Gerechtigkeitssinn der Centralregierung zu richten und zu protestiren gegen den unerhörten Eingriff in altverbriefte Rechte.

Die kirchliche Eröffnungsfeier ward in der Kirche St. Thomä angekündigt und abgehalten — die Glocke schlug zehn Uhr, alle Räume der weiten Tempelhallen waren angefüllt mit einer gespannten Zuhörerschaar, . . Pfarrer Eduard Verny, aus Paris berufen, bestieg die Kanzel.

Vielen Lesern dieses Blattes dürfte es wohl nicht bekannt sein, welche eminente Persönlichkeit sich an Verny's Namen knüpft; ich habe schon lange gewünscht, diesem beredten Diener des Evangeliums einige Worte der Erinnerung zu widmen; es sei mir gestattet, seiner hier in tiefster Verehrung und Liebe zu gedenken.

Verny war der Sohn eines französischen kaiserlichen Beamten in der Rheinprovinz und einer trefflichen deutschen Mutter. Als junger Advokat am königlicher Appellhofe zu Kolmar (1823—28) hatte er Aussicht auf eine glänzende, parlamentarische Laufbahn, als er, von evangelischem Eifer unwiderstehlich ergriffen, sich dem Studium der Theologie zuwandte, in Straßburg als Zögling des protestantischen Seminars das Leben gleichsam von vorne wieder begann, und im Jahre 1835 von Mülhausen als Prediger nach Paris an die Kirche der »Billettes« beschieden wurde. — Neben und über den damals gefeierten Kanzelrednern eroberte er auf der Stelle, durch eine unbestrittene Improvisationsgabe, in den höchsten Kreisen der protestantischen Gemeine einen weiten Zuhörerkreis. Wie Lacordaire verwerthete er seine historischen, philosophischen, literarischen und juristischen Studien auf der kirchlichen Tribüne. Die Verschmelzung französischer und deutscher Bildung erreichte in ihm ihren Gipfelpunkt. Mit der gemüthvollen, kenntnißreichen deutschen Fürstentochter, mit der unvergeßlichen Herzogin von Orleans war er befreundet, von dem geistreichen Preußenkönige Friedrich Wilhelm IV. ward er nach kurzer Bekanntschaft gewürdigt und geschätzt. Verny stand, mit einem Worte, als Mensch, als Christ, als genialer

Redner und Apologet, in der Hauptstadt, wo Beredsamkeit eine Gabe von Vielen, auf ungewöhnlicher Höhe.

An Straßburg knüpften ihn vielfache Bande der Erinnerung; einer der ersten Zöglinge des Philosophen Bautain, später mit den Professoren des protestantischen Seminars in enger Freundschaft und durch täglichen Ideenaustausch verbunden, kehrte er gern, wo und wann es sich thun ließ, auf diesen Schauplatz seiner Jugendbestrebungen zurück. — Diesmal — ich spreche von einem Octobertage des Jahres 1854 — diesmal kam er lebhaft ergriffen von dem Gefühle, daß er der protestantischen Gemeine Worte der Beruhigung, der festen Zuversicht auf Gottes Beistand schuldig sei. Und mit dem Vollgewicht eines nach inneren Kämpfen neu erstarkten Glaubens, mit der angebornen Suada, sprach er zu der Versammlung, die auf seine klangvolle, bewegte Stimme lauschte, und mit Wohlgefallen auf diese herrliche, männlich würdige Gestalt ihre Blicke richtete . . .

Da, auf einmal, den Schlußworten seiner Predigt nahe, bricht der geistige Athlet zusammen, der Schlag hat ihn gerührt; er stammelt noch einige halbverstandene Worte: „Betet für mich, meine Brüder!“ und so, wie der Krieger auf der Wahlstatt, haucht er seine Seele aus. Beneidenswerthes Scheiden! ergreifend für die Gemeine, aber für den Prediger ein wahrer Triumphzug von dem irdischen Kampfplatz in die Stätte des Friedens und der Ruhe.

Von dort an erfolgte ein schneller, unerwarteter Umschlag; es war, als ob Verny wie ein Sühnopfer

gefallen. Die moraliſche und phyſiſche Anſtrengung hatte dem Prediger das Leben gekoſtet, aber vielleicht in beiden Lagern zur Beſchwichtigung der Gemüther beigetragen. — Verny hinterließ eine Wittwe und eine Tochter, doch kein Vermögen; es wurde im ganzen proteſtantiſchen Frankreich für die verwaiſte Familie geſammelt, einzelne Katholiken zählten unter die Subſcribenten, ein erfreuliches Symptom chriſtlicher Toleranz inmitten der localen Aufregung, und ein ehrenvolles Zeugniß für den Verſtorbenen.

In den hohen Regierungskreiſen hatte man das Gehäſſige der Angriffe gegen die geſchichtlichen Stiftungen durchſchaut; es kamen beſchwichtigende Inſtructionen von oben. Der Präfecturrath des Niederrheins, damals aus drei katholiſchen und zwei proteſtantiſchen Mitgliedern beſtehend, hatte ſich über die Geſetzmäßigkeit der vorläufigen Beſchlagnahme der Bodenrenten auszuſprechen; er gab eine Erklärung gegen das Verfahren der Municipalverwaltung, und ſomit wurde die Störung der laufenden Geſchäfte aufgehoben. Die Entſcheidung über die urſprünglichen Beſitztitel blieb indeß unerörtert und für ſpätere Zeiten aufgeſpart. In der oberen Departementalverwaltung ging eine Perſonalveränderung vor ſich, die ebenfalls zur Beruhigung der Gemüther beitrug. Es war kein definitiver Friedensſchluß, nur ein Vertuſchen, zu proviſoriſchem Nebeneinanderleben hinreichend, ohne ſich an der Kehle zu packen.

So hatte man auch zehn Jahre vorher den unerquicklichen, gehäſſigen Streit über die Benutzung des Chors (das Simultaneum) in den gemeinſchaftlichen

Dorfkirchen durch Compromisse und vorläufige Maßregeln beigelegt. Der protestantische, schwächere Theil gab, so viel möglich, nach, und vertröstete sich auf die Zeit, wo in jeder Gemeinde jedem Cultus ein besonderes Gotteshaus angewiesen würde.

Noch einmal im Laufe des vorletzten Decenniums ereignete sich ein für die ganze protestantische Gemeine des Elsaß bedeutsamer Unfall — ein ahnungsvolles Vorspiel der Katastrophe des Augustmonats 1870. Am 29. Juni 1860 brannte das alte Gymnasium mit dem Wilhelmitanerstifte und dem schönen Kreuzgang bis auf den Boden nieder; während einem halben Tage blieb die Stadt- und Seminarbibliothek, blieb die Neue-Kirche dem verheerenden Feuer ausgesetzt; der Ursprung wurde nicht ergründet. Ein wahrer Familienschmerz durchzuckte die protestantische Bevölkerung Straßburgs und des Elsasses; nur der Hinblick auf das grenzenlose Unheil, welches die nahestehende Bücherssammlung und die Dominikanerkirche bedroht hatte und wundervoll abgewendet wurde, nur dieser Hinblick versöhnte einigermaßen mit dem materiellen Verluste, mit der Störung in den beiden öffentlichen Anstalten.

Das Gymnasium war kaum aus seinem Schutt erstanden, als die vorjährige Schreckensnacht die verschonten Hauptgebäude in Asche legte. Nach so schnell aufeinanderfolgenden Schicksalsschlägen ist eine starke Glaubensdosis und Vertrauen auf das Verschmerzen aller Wunden nöthig, um Stand zu halten gegen den heidnischen Aberglauben an die Fatalität, an das unwiderstehliche Verhängniß.

*) Geschrieben im Sommer 1871.

Werfen wir einen Gesammtblick auf das innere Leben der protestantischen Kirche im Elsaß von 1854—70, und vor Allem auf die inhaltreichen Verhandlungen des Ober-Consistoriums, so können wir, wie an einem rothen Faden, den Zwiespalt verfolgen, der sich auch in anderen protestantischen Ländern zwischen der orthodoxen und der freisinnigen Richtung hinzieht. Es wäre hier der unrechte Ort, auf die dogmatische Seite dieser Streitigkeiten Rücksicht zu nehmen, und die mehr oder minder gültige Berechtigung der einen und der andern gegeneinander abzuwägen; wir dürfen hier nur den historischen Gesichtspunkt festhalten. Die Meinungsdifferenz, der Antagonismus traten besonders in den Sitzungen an den Tag, als es sich um die Einführung neuer Gesangbücher, einer Kirchenagenda und einer Liturgie handelte; oder als die im Seminar verfolgte wissenschaftliche Lehrmethode zur Sprache kam. Vor Allem wurde die Berufung eines berühmten französischen Kanzelredners — Colani's — an eine theologische Professur von den Strenggläubigen heftig getadelt; von ihrem Standpunkte aus mit allem Rechte, denn Colani hatte sich so ziemlich unverhohlen von den Satzungen nicht nur der Augsburgischen Confession, sondern der göttlichen Autorität der Bibel losgesagt. — Als Verfechter einer strenggläubigen Ansicht traten besonders die Repräsentanten des Pariser Consistoriums auf *), und leugnen läßt sich nicht, daß diese Minderzahl, mit einigen Elsässern, der numerisch

*) Die Herren Leon de Bussierre, Frédéric Cuvier, Pfarrer Meyer ꝛc.

überlegenen Gegenpartei in den Sitzungen des Ober-Consistoriums kühn und unverdrossen, mit ausgezeichnetem Talente, die Spitze bot. Die Debatten arteten nur selten in leidenschaftliche Erörterungen aus, man suchte sich gegenseitig zu schonen; aber dem aufmerksamen Leser der gedruckten Verbalprocesse kann die tiefe Spaltung der Gemüther nicht entgehen.

Die erfreuliche Seite der Thätigkeit dieser Behörde und des Directoriums ist das rege Interesse an allen Theilen der Verwaltung, die Fürsorge für die alternden Diener der Kirche, die Aufsicht über die Rechnungsführung der Consistorien und der Stiftungen, die Einsicht in die höheren Seminarstudien, den Unterricht des Gymnasiums, die Katechisation in Kirchen und Schulen. Gegen das systematische Verdrängen der deutschen Sprache im Religionsunterricht stemmte sich mit aller Macht und nicht ohne Erfolg, einstimmig, das Ober-Consistorium und das Directorium; es war ein hartnäckiger Kampf, der sich auf einem Schritt für Schritt vertheidigten Terrain entspann, und mit den Waffen der Vernunft, mit Gewissens- und Glaubensgründen gekämpft wurde.

Auf die schwierige, verwickelte Frage: von wem die Pastorenwahl auszugehen habe, ist schon früher von uns angespielt worden; das war der heikle Punkt, der bei jeder neuen Pfarrwahl zu neuen Erörterungen und Klagen führte. Kein größeres Verdienst um die protestantische Kirche im Elsaß konnte sich die deutsche Regierung erwerben, als durch eine gewissenhafte Untersuchung dieser Verhältnisse. Daß von den strammen Verfügungen des Decrets vom 26. März 1852 etwas

nachzulaſſen ſei, ſcheint unbezweifelt; nur iſt es ſchwer, den Nagel auf den Kopf zu treffen. Wir dürfen nicht verhehlen, daß eine größere Freiheit in der Wahl der Seelſorger, mit dem oft tiefer liegenden wahren Intereſſe der religiöſen Gemeine ſchwer in Einklang zu bringen iſt, und uns bisweilen dem Problem der Quadratur des Cirkels gleich ſcheint.

Der erſte Schritt zur Verſtändigung iſt, ſo behauptet man, ſchon geſchehen. Das bisherige Ober-Conſiſtorium ward im October zuſammenberufen, zur Ergänzung der Lücken in der Directorialbehörde und wohl auch zur Berathung über die Wünſche der ganzen religiöſen Gemeinde. Wer es gut meint mit der elſäſſiſchen proteſtantiſchen Kirche, kann nur den Wunſch äußern, es möge hier, wie auf politiſchem Gebiete, der Geiſt der Verſöhnung ſich einfinden und mit ſeinem Balſamhauche über die vom Dämon der Zwietracht verſengte Flur neu belebend und erquickend hinfahren.

Die Israeliten im Elsaß.

Um die jetzigen Verhältnisse und Zustände der israelitischen Bevölkerung im Elsaß vom unparteiischen Standpunkte zu würdigen, ist ein kurzer Rückblick auf vergangene Jahrhunderte geboten. Findet sich noch einiges Tadelnswerthes, oft Gerügtes, in den Gewohnheiten und den Neigungen eines Theils dieser Bevölkerung, so liegt die Schuld einzig und allein in der Vergangenheit. In der Völkergeschichte greifen die Begebenheiten wie ein Räderwerk in einander; Ursache und Wirkung bleiben Jahrhunderte lang in unvermeidlichem Zusammenhang. Wird gegen das ewige Recht gesündigt, so fällt, nach dem Ausspruche des alten Testaments, die Strafe und die Heimsuchung auf Kind und Kindeskind.

Nur sei gleich zu Trost und Beruhigung beider Theile hinzugefügt: mit der Zeit verliert am Ende der alte Fluch seine Kraft, wie die Schwingungen, welche der in einen Teich geschleuderte Stein hervorbringt, in immer weiteren Kreisen sich abschwächen und in die Wasserfläche unbemerkt übergehen.

Die Rheingegenden, und vor allem das Elsaß, waren im Mittelalter der bevorzugte Schauplatz der Judenverfolgung. Die fluchwürdigen Scenen, die sich

in Straßburg und den andern Städten und Flecken des Ober- und Niederrheins abspielten, sind mit blutigen und feurigen Charakteren in die Blätter der Localgeschichte eingezeichnet. Es bleibt ein fast unerklärliches Wunder, wie die verbrannten, erdrosselten, verscheuchten und mit Tode bedrohten Kinder Israels dennoch immer wieder auf den verpönten Boden sich herüberwagten, wieder mehr oder minder ihr Geldgewerbe aufnahmen und zwar an demselben Flecke, wo ihre Voreltern Unsägliches erduldet.

Nach den Hinrichtungen und Landesverweisungen im 14. Jahrhundert war indeß die jüdische Bevölkerung im Elsaß fast gar nicht oder nur vereinzelt und im Verborgenen vorhanden. Mit dem 17. und 18. Jahrhundert wird ein neuer Anlauf bemerklich. Neun Jahre nach dem westphälischen Frieden sichert ihnen ein Patent von Ludwig XIV. Schutz und Schirm zu. Frankreichs König war augenscheinlich den Bekennern des alten Bundes günstiger, als den heterodoxen Christen. Eine ganze Serie von Beschlüssen der königlichen Elsässer — Intendanten (von 1657 bis 1765) spricht sich aus in diesem Sinne, da hingegen der Widerruf des Edicts von Nantes im innern Frankreich unter den Calvinisten aufräumte, und die Maßregelung gegen Lutheraner und Reformirte im Elsaß bei jeder Gelegenheit den üblen Willen der französischen Regierung bethätigte.

Allein gegen die Nachsicht und den Schutz der Intendantur stemmten sich fortwährend bei uns Stadt- und Landgemeinden. Wollten sich in irgend einer Localität Juden ansiedeln, so reichten, mit oder ohne

Erfolg, die betroffenen christlichen Bewohner Beschwerdeschriften ein; der alte Judenhaß war keineswegs erloschen, und die Furcht vor dem Wucherhandel der Eindringlinge lebte fieberhaft auf. — Zigeuner ließ man in Thalschluchten oder bei Meierhöfen und Weilern in vorübergehendem Zuge gelten; aber wie von einer Schmarotzerpflanze hielt man, so lange es gehen mochte, den Boden rein von jeder Ansiedelung der Söhne Israels. Straßburg ganz besonders zeigte sich illiberal; bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts fühlte es sich noch stark genug, seine alten Polizeimaßregeln unnachgiebig zu handhaben. Kein Jude durfte in der Stadt übernachten, mit der Abendglocke mußten ihre Geschäfte beendigt sein; eine Zollabgabe wurde auf jeden eintretenden Israeliten, seinen Wagen oder sein Lastthier erhoben. Wie allbekannt, war nur eine einzige israelitische Familie in Straßburg wohnhaft; sie hatte sich dieses Privilegium mit klingender Münze erkauft.

Mit der Revolution änderte sich die Sachlage. Einzelne Familien siedelten sich an, schüchtern zuerst, dann als französische Staatsbürger im Vollgefühl ihres Rechts. Schon im Jahr 1795 war ihre Zahl hinreichend zur Besoldung eines Rabbiners; im Jahr 1809 öffneten sich die Pforten einer bescheidenen Synagoge, im Raume, wo früher das deutsche Theater seinen Sitz aufgeschlagen. Im Jahr 1836 wurde der jetzige israelitische Tempel eingeweiht. Schon damals war die Zahl der in Straßburg lebenden Israeliten auf 3000 gestiegen, auf 22—23,000 im Niederrhein; etwas geringer blieb ihr numerisches Verhältniß in Kolmar und

im Oberrhein. In Straßburg und in Colmar ist ein Oberrabbiner mit einem Consistorium von sechs Laienmitgliedern und einem Verwaltungs-Commissar angestellt. Communalrabbiner (18 im Niederrhein, 19 im Oberrhein) versehen den Gottesdienst in den Landgemeinden, mit mehreren beigegebenen Officianten. Der Staat besoldet diese jüdische Geistlichkeit. Halten wir nun diese regelmäßige Organisation mit der Lage der Bekenner des mosaischen Gesetzes in vorigen Jahrhunderten zusammen, so springt der immense Unterschied in die Augen: ein Abgrund öffnet sich zwischen dem Sonst und Jetzt; die Gleichstellung aller Culte ist zur Thatsache geworden. Nur im Alltagsleben sind die Gegensätze, besonders auf dem Lande, noch nicht völlig ausgeglichen. Es hängt dies, wie schon angedeutet, mit der Lebensart der Israeliten zusammen. Allbekannt ist ihre alte Angewöhnung, vor dem Ackerbau und dem Handwerke zurückzuscheuen; sie suchen ihren Unterhalt in Wechsel- und Leihgeschäften, im Trödel und Viehhandel, bilden somit eine von den übrigen Einwohnern noch zur Hälfte abgeschiedene Classe, und haben, noch vor zwei Decennien, den leidenschaftlichen Ausbruch der unteren Classen bei revolutionären Bewegungen gegen sich heraufbeschworen.

Die Ursache dieser schwer zu entwurzelnden Abneigung liegt für jeden Beobachter offen zu Tage. Aber ebenso steht zu hoffen, daß mit jedem Jahrzehend diese Antipathie der intoleranten Geister sich abschwächen, und andererseits die israelitische Bevölkerung selber in Sitten und Gewöhnung sich mit der Masse der Einwohner verschmelzen werde.

Was zu dieſer Hoffnung berechtigt, iſt das Schauſpiel, welches uns von der jüdiſchen Bevölkerung in Straßburg auf dem Boden des Unterrichts und der Mildthätigkeit geboten wird. Hier iſt eine Annäherung der Bekenner des moſaiſchen Glaubens an die chriſtlichen Confeſſionen unverkennbar. Die jüdiſchen Armen ſind zahlreich; das numeriſche Verhältniß in der iſraelitiſchen Gemeinde überſteigt bedeutend die Maſſe des Proletariats in der übrigen Bevölkerung, aber es bleibt den bemittelten und unbemittelten Claſſen in derſelben Gemeinde das unbeſtrittene Verdienſt, im Ganzen nur zu eigenen Hülfsmitteln zu greifen, und ſich — mit einer einzigen Ausnahme — jedes Recurſes an ſtädtiſche und departementale Hülfe zu enthalten. Sie ſind, mit einem Worte, unermüdlich in gegenſeitiger Werkthätigkeit. So treffen wir zuvörderſt auf einen ſchon ſeit einem halben Jahrhundert beſtehenden Verein für die Aſſiſtenz der Kranken, einen Verein, der ſich ebenfalls der Wittwen und Waiſen annimmt und gegenwärtig zwiſchen 500 und 600 Subſcribenten zählt. Ein anderer Verein ſteht den armen Wöchnerinnen bei; wieder ein anderer dehnt ſeine Fürſorge auf Bettler, auf arme Durchreiſende und auf die Armen von Jeruſalem aus. Dieſe wohlthätige Geſellſchaft friſtet ihr Daſein durch Steuern, die in der Synagoge oder bei Hochzeitsfeſten geſammelt werden, und ſeine Hülfsmittel ſind dennoch bedeutender, als die der oben bezeichneten mildthätigen Corporationen. — Dann beſteht ein ſpecielles, im Jahr 1853 für Greiſe beſtimmtes Hoſpiz, wozu der verſtorbene Banquier Louis Ratisbonne eine beträchtliche Rente geſtiftet. Achtzehn

Greise und Greisinnen finden daselbst eine Zuflucht und ärztliche Hülfe, unter dem altteſtamentlichen Patronat des Propheten Eliſa. Ein iſraelitiſches Waiſenhaus für arme Mädchen wird von fünfzehn Damen verwaltet. Eine gegenſeitige, im Jahr 1849 gegründete Hülfsanſtalt unterſtützt die Subſcribenten, ihre Wittwen und Waiſen, ihre Greiſe, ſobald ſie das 65. Altersjahr erreicht. Ein iſraelitiſcher Bruderverein, erſt ſeit acht Jahren beſtehend, hält religiöſe Vorleſungen am Sabbath.

In einer andern Sphäre nimmt eine im Jahr 1822 geſtiftete Kunſt- und Gewerbſchule eine ausgezeichnete Stellung ein. Etwa achtzig Zöglinge, wovon ſieben Achtel im Innern der Anſtalt als Penſionäre wohnen, erhalten dort eine Erziehung, die ſie für ihren künftigen Erwerb den chriſtlichen Claſſen der Bevölkerung gleich ſtellen ſoll. Ueber tauſend Subſcribenten ſteuern zu dieſer gemeinnützigen Anſtalt bei; Municipalrath und Departementalrath gewähren jährliche Beiträge. Die Stiftung verfügt über ein anſehnliches Capital und beſtreitet mit etwa 20,000 Fr. die jährlichen Ausgaben. Auf einen Franken täglich wird die Koſt, die Wohnung und der Unterricht jedes Zöglings berechnet. Dieſes Inſtitut tritt aus dem innern Cirkel der iſraelitiſchen Confeſſion heraus und findet Anklang auch in anderen Schichten der Bevölkerung. Ihr kosmopolitiſcher Charakter ſpringt in die Augen: ſollte er auch den Erwartungen der Gründer noch nicht ganz entſprechen, nicht alle Zöglinge definitiv in die gewerblichen Stände hinüberziehen, der Weg iſt für ſie angebahnt.

Auf religiösem Gebiete treffen wir in der israelitischen Gemeinde auf dieselben Parteien, welche in der protestantischen Kirche dem Beobachter auffallen. Wir meinen den Streit zwischen der alten Satzung und dem modernen Fortschritt, den Streit zwischen altgläubigen Verehrern des Talmud's und den liberalen Ansichten der Kinder des Jahrhunderts, die sich zu den moralischen Principien des Christenthums bekennen, sich dieselben in Gesinnung und Wandel aneignen, und in ihrem Katechismus sehr wenig von den rationalistischen Ansichten des Protestantismus sich scheiden. Wir erlauben uns hier keinen Blick hinter den Vorhang des uns unbekannten innern Tempels zu werfen; die numerischen Verhältnisse dieser beiden Parteien in Straßburg sind uns völlig unbekannt; noch weniger ziemt es uns, den Propheten zu spielen und zu weissagen, wem die Zukunft gehört, oder ob nicht in der israelitischen Gemeine gerade wie in der protestantischen die Orthodoxen mit ihrem Widerpart, neben einander, ohne sich zu versöhnen, zu leben und zu sterben bestimmt sind.

Doch Eines bleibt für uns vom höheren geschichtlichen Standpunkte gewiß, die immer noch bestehende Folge einer neutestamentlichen Prophezeiung, die Diaspora der Bekenner des mosaischen Gesetzes — und, unter unseren Augen, der Aufschwung der jetzt lebenden Israeliten auf den Gebieten der Wissenschaft, der Literatur, der Kunst und des Großhandels, mithin ein gewaltiger Rückschlag gegen die schändlichen Verfolgungen des Mittelalters, eine Nemesis, welche sich handgreiflich auf allen Blättern der Geschichte nachweisen läßt.

Das Theater in Straßburg.

In den letzten Tagen des Decembermonats 1844 erhielt der Maire von Straßburg einen offiziellen Bericht aus Weißenburg, des Inhalts, daß ein soeben in hohem Alter gestorbener Bürger, Herr Johann Wilhelm Ludwig Apffel, sein beträchtliches Vermögen der Stadt Straßburg vermacht mit der Bedingung, daß die jährlichen Einkünfte für Pflege der dramatischen und musikalischen Kunst verwendet würden. Mit anderen Worten: das Theater von Straßburg ward zum Universal-Erben des Hingeschiedenen eingesetzt.

Ein sonderbares Testament! ein origineller Testator! Hatte der Verstorbene keine nähere Verwandten? War er etwa ein so leidenschaftlicher Theaterfreund, daß er, jede andere Rücksicht bei Seite setzend, seinem ursprünglichen Hange selbst nach seinem Tode noch treu bleiben wollte? Der letzte sehr ausgedehnte Willensact war den 26. Jänner 1839 niedergeschrieben und enthielt, in incorrectem französischen Style, mehr denn eine absonderliche Clausel. Bis in die kleinsten Einzelheiten über die Verwaltung der legirten Güter sind die Vorschriften der ehemaligen Magistratsperson niedergelegt. Daß sein Gedächtniß nicht zu Grunde gehe, daß seine

Gesichtszüge der Nachkommenschaft aufbewahrt blieben, scheint dem Verstorbenen eine Hauptsorge gewesen zu sein. In diesem Punkte müssen wir die Ironie des Schicksals betonen, welche bei jeder Gelegenheit unserer Wünsche und Hoffnungen zu spotten scheint. Es hatte der selige Herr Apffel den Wunsch ausgesprochen, sein Bildniß mit den Portraits seiner Eltern und eines Secretärs möchte in einer Nische des Theaterfoyers aufgestellt bleiben. Der Brand des 9. September 1870 richtete, so viel uns bekannt, diese Absicht zu Grunde. — Aus einem anderen Theile des Testaments ersehen wir, daß Herr Apffel mit dem berühmten russischen Reisenden, dem Baron von Langsdorf, und mit Eugen Beauharnais, dem Stiefsohn Napoleon's, befreundet war; daß er dem General Hoche in einem kritischen Augenblick bedeutende Dienste geleistet, aber sich diese Verbindungen zu seinem Fortkommen keineswegs zu Nutze gemacht. Die Verfügungen über einen Theil seiner Lieblingsmöbel tragen das Gepräge einer natürlichen, keineswegs krankhaften Sentimentalität; man verzeihe mir den oft mißbrauchten Ausdruck. — Alles in Allem erscheint uns der Testirende als eine nicht unliebenswürdige Persönlichkeit, die, wie jeder Alternde, manche bittere Täuschung erfahren, und nach langem Hin- und Herzögern sich zu der Enterbung seiner Nebenverwandten entschlossen. Blos seinen eigenen Eingebungen und inneren Erfahrungen hatte er sich dabei überlassen. Was aber dem Testamente, meiner Ansicht nach, den eigensten Stempel aufdrückt, ist wohl folgender unerwartete Passus:

„Ich flehe zu Gott, daß er dieſer meiner Teſtation „ſeine Gnade verleihe; er befördere ihr Gedeihen und „laſſe ſie die beſten Früchte tragen; ich vertraue ſie „der Fürſorge des Municipalraths und empfehle ſie „insgemein der edelmüthigen und aufgeklärten Bevor„mundung der Notabilitäten von Straßburg.“

Sollen wir dieſe feierliche Empfehlung als eine bloße Phraſeologie betrachten? als ein eitles Wortgeklingel, hinter welchem kein Sinn ſich birgt? Ich dächte kaum. . . . Augenſcheinlich lag etwas ſehr Ernſtes im Sinne des Verſtorbenen. . . . Er ſah wohl in der dramatiſchen Kunſt, im weltlichen Theater, ein herrliches Bildungsmittel für das Volk in allen ſeinen Abſtufungen; wie ein Hellene, betrachtete er die Schaubühne faſt als ein religiöſes Inſtitut; wie der idealiſtiſche Dichter Schiller wollte er „die Bretter, die die Welt bedeuten“, ſo viel wie möglich zu einem erhabenen Zwecke aufgeſchlagen wiſſen. Ein Greis, der ſchon mit anderthalb Füßen im Grabe ſteht, wird nicht mit ſich ſelber und mit den Vollſtreckern ſeiner letzten Willensmeinung Comödie ſpielen, nicht eine Lügenmaske vornehmen. Nimmermehr hätte er ſein wohlgemeintes Legat unter den Schutz der höchſten außerweltlichen Macht und der Mitbürger ſeiner Adoptivvaterſtadt geſtellt, wenn er nicht einem wohlgeplanten Werke in der That damit die Krone aufſetzen wollte.

Sollte ein redlicher, unparteiiſcher Leſer des Teſtaments Apffel in obenangezogene Stelle einen anderen Sinn legen, ſo bleibe ihm dies unverwehrt; mir aber laſſe man auch meine Erläuterung als eine nicht unwahrſcheinliche gelten, und verſtoße man nicht den Ab-

geſchiedenen in die Reihen der Sonderlinge, welche die engliſche Sprache mit dem Ausdrucke whimsical bezeichnet.

Der Maire von Straßburg — damals Friedrich Schützenberger — eilte nach Weißenburg, die erſten Vorkehrungen zur Beſitznahme des unerwarteten Legats zu ergreifen. Fünfzig bis ſechszig Tauſend Franken jährliche Renten zu beziehen! welcher herrliche, großartige Vorſchub ſollte nicht hieraus für die dramatiſche Kunſt in Straßburg erwachſen!

Aber vorerſt mußte man ſich auf einen Einſpruch der zurückgeſetzten Seitenverwandten gefaßt machen. Dieſer Einſpruch erfolgte in der That, und wurde zuletzt vor dem Staatsrath ausgetragen. Einige hunderttauſend Francs wurden der nächſten Linie zugeſprochen. Es befriedigte dieſe ſchiedsrichterliche Vereinbarung das Publikum von Straßburg, welches doch nicht mit dem Gedanken ſich befaſſen mochte, der vermehrte Glanz ſeines Theaters ſei mit der Zurückweiſung eines verwahrloſten Zweiges der Familie des Teſtators erkauft.

Nun aber ſtellt ſich die dreifache Frage dar: Was war das Theater von Straßburg vor dem Apffel'ſchen Vermächtniß? Was iſt aus demſelben, nach Anwendung der Renten, in den letztverfloſſenen zwanzig Jahren geworden? Wie iſt dieſelbe Dotation in Zukunft zu verwerthen? . . . Es erübrigt alſo, hier eine kurze Schilderung der modernen dramatiſchen Kunſt in Straßburg zu geben, und einige fromme Wünſche als Anhängſel, mit der Bitte um nachſichtige Beurtheilung der Skizze und der Wünſche.

Schon in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bestand ein französisches Theater in Straßburg. Die Beamtenwelt, die Garnison, der höhere Bürgerstand besuchten die Vorstellungen. Für die Regierung war es ein natürliches Mittel, die französische Sprache in Aufnahme zu bringen. — Bei Goethe's flüchtigem Besuch, Ende Septembers 1779, wurde zufällig eine italienische Oper aufgeführt. Er erwähnt beiläufig diesen Umstand. An demselben Morgen hatte er zum letzten Mal von Friederike in Sessenheim Abschied genommen; an demselben Abend, nach geendigtem Theater, verabschiedete er sich ebenfalls von der glücklich verheiratheten Lili. Viele Eindrücke an einem und demselben Tage!

Während der ersten Revolution war das französische Theater häufig von der patriotischen Jugend besucht. In dem Parterre zeichneten sich die Parteien gegen einander ab. Jede Anspielung auf die Tagesereignisse wurde aufgegriffen, beklatscht oder verhöhnt, je nach dem Standpunkte der Zuschauer. Die rührend schöne Oper: „Richard Löwenherz", zog mächtig an in jenen erwartungsvollen Tagen, als Ludwig XVI., nach der vereitelten Flucht von Varenne, wie ein Gefangener in den Tuilerien behandelt wurde. Jedesmal, wenn der Troubadour Blondel das herrliche Recitativ anstimmte:

O Richard: o mon roi! l'univers t'abandonne!

Mein König Richard, dich verläßt die ganze Welt!

brach der aristokratisch gestimmte Theil der Jugend, die Schaar der Muscadins in ein tobendes Beifallrufen aus. „Der König ist nicht gefangen!" erwiderten

brüllend die Jacobiner. Französische Leidenschaft gährte, kochte, überstiedete in den gereizten Gemüthern. In jenen kritischen Augenblicken vollzog sich der chemisch-psychologische Proceß der Racenvermischung.

Am Anfang des laufenden Jahrhunderts brannte das Theatergebäude auf derselben Stelle, wo die jetzigen Trümmer klaffen, bis auf den Grund ab. Eine lebhafte Aquarellzeichnung, die sich noch in vielen Bürgerwohnungen vorfinden mag, vergegenwärtigt die tragische Nachtscene. Man verlegte das Theater in die entweihten Räume der romanischen Sanct-Stephanskirche. Dort gaben Talma und Mars ihre Gastrollen. Der ungeschmückte, unfreundliche Saal ward zu wiederholten Malen von hohen Herrschaften besucht, und auch an gewöhnlichen Tagen oft bis in die letzten Räume gefüllt. Dort sah Schreiber dieser Zeilen die jüngeren Prinzen der bourbonischen Linie, den unglücklichen Herzog von Berry an Kellermann's Seite, Lord Wellington, die jeden Anstandes baare Prinzessin von Wallis; dort vernahm er zum ersten Mal Susanna's *) holdes, liebreizendes Flüstern in „Figaro's Hochzeit", dort Talma's dröhnende Donnerstimme. . . . Aber auch den deutschen Musen blieb gastfreundlich dort mehr als ein Sommerabend gewidmet. In den ersten Jahren des Kaiserreichs war ein beinahe ständiges deutsches Theater in einem engen, meist überfüllten Saale der inneren Stadt **) angesiedelt; Kotzebue's Schauspiele und Comödien, Mozart's und Winter's Opern bildeten

*) Mlle. Mars.

**) In der Nähe der jetzigen Synagoge.

faſt ausſchließlich das Repertorium. Als dieſe Freiſtätte einging, erſtreckten ſich im größeren Theater die deutſchen Vorſtellungen auch auf die klaſſiſchen Schiller'ſchen Tragödien. Wir erinnern uns, vor mehr als fünfzig Jahren einer wirklich gelungenen Aufführung von „Wilhelm Tell" beigewohnt, und mimiſche Gemälde aus der bibliſchen Geſchichte mit unwiderſtehlichem jugendlichen Enthuſiasmus bewundert zu haben.*) Es liegt über dieſen erſten Eindrücken ein Reiz und ein Zauber der Neuheit ausgegoſſen, den ſpäter die vollkommen dramatiſche Aufführung in Hauptſtädten nicht in den Schatten zu rücken vermochte.

Unter der Regierung der älteren Bourbonen erſcheint uns in der That die Glanzperiode des hieſigen Theaters. Im Jahr 1821 wurde es in das neuerſtandene Gebäude verlegt. Die höhere Comödie und das Drama waren meiſterhaft beſetzt. Schauſpieler, die ſpäter in Paris auf den erſten Bühnen zu Anſehen gelangten, gingen von hier aus, waren zuerſt die Lieblinge des Straßburger Publikums. Wir erinnern nur an die anmuthige Leontine Fay, an die leidenſchaftliche, glühende Dorval, an den klaſſiſchen Périer, welcher in Molière's Luſtſpielen den Typus der eleganten Hofwelt verkörperte. Auch in zweiter Linie zeigte ſich uns nach Talma's Größe der antinousgleiche Victor in Voltaire's „Zaïre" als Orosmane hinreißend; Caſimir Delavigne's ſicilianiſche Vesper fand hier Darſteller, die ſich füglich mit den Schauſpielern des Pariſer Odeon meſſen konnten. Ich lege abſichtlich einigen

*) Von der Wespermann'ſchen Geſellſchaft aufgeführt.

Nachdruck auf diese Erinnerungen. In diesen gelungenen dramatischen Experimenten liegt einestheils die Erklärung der damaligen voranschreitenden Entgermanisirung Straßburgs, und sodann der Beweis für die Bildsamkeit des Publikums, wenn man selbigem systematische, kräftige, einfache, reine Speisen, statt pikanter Sauce, den eigentlichen grand monde statt des demimonde vorführt.

Schon unter Ludwig Philipp zeigte sich im hiesigen Theater ein Umschlag in's Schlimmere. Molière und die Charaktercomödie wurde nicht mehr richtig aufgefaßt, langweilte; Tartüffe blieb unverständlich, obwohl sein Urbild, unter verändertem Kleidungsschnitt, mit weniger abstoßender Maske, noch gar wohl in der Gesellschaft zu treffen war. Die Vorliebe für Oper und musikalische Leistung wurde überwiegend *); die moderne schlüpfrige Comödie verdrängte die veralteten Typen des 17. und 18. Jahrhunderts. In die klassische Tragödie brachte vorübergehend die Rachel ein neues Scheinleben; aber auch sie ergab sich, mehr und mehr, als Organ der jüngeren Schule hin, entsagte ihrer ursprünglich antiken Simplicität und haschte nach melodramatischem Effect. In dem Revolutionsjahr 1848 erschien sie mir, die „Marseillaise" declamirend, wie eine Furie; und in „Adrienne Lecouvreur" suchte ich vergebens die noble Haltung, die sie in den passionirtesten Scenen der Phädra und den Wuthausbrüchen der Camilla bewahrt hatte.

*) Agnese Schebest, die nachmalige Gattin von David Strauß, entzückte hier mit Recht durch die pathetische Tragik, die sie mit dem Recitativ zu verbinden wußte.

Wenn ich die Eindrücke der Theatervorstellungen in Straßburg von 1820 bis 1850 zusammendrängen müßte, würde ich sagen, daß einige bevorzugte Jahre hindurch die hiesige Bühne eine Vorschule für die Pariser Theater, späterhin aber der Abklatsch der letzteren wurde. Hat nun die Apffel'sche Stiftung dieser unseligen Tendenz Einhalt geboten? Hat sich seit zwanzig Jahren das Theater hier zum Bessern gewendet? Kaum wage ich das zu bejahen. In der größeren Oper wurde oft Schönes geleistet; Meyerbeer, Halevy, Bellini*), Verdi, Gounod fanden hier geeignete Organe. Aber ich zweifle sehr, daß es in der Absicht des Erblassers gelegen, die Chorographie, die in einem Provinzialtheater nur etwas Verkümmertes leisten kann, zu begünstigen, oder den Afterschöpfungen Offenbach's die weiten Thüren zu öffnen. Gewiß dachte Apffel in seiner Begeisterung für dramatische Kunst an die Meisterstücke der tragischen und komischen Bühne, und wünschte die hiesige Jugend in diese Vorschule der Aesthetik einzuführen. Seine hinterlassene Bücherssammlung, die, glaub' ich, leider auch im Theaterbrande aufgegangen, bestätigt diese Vermuthung.

Wenn einmal — und wir hoffen in nächster Zukunft — das Theater aus seinem Schutt erstanden, und diese, einer großen Stadt unentbehrliche gesellschaftliche Succursale zu neuem Leben erwacht, in welche Bahn gilt es dann einzulenken? Wie kann, unter

*) Dürfen wir hier an eine liebliche Erscheinung erinnern, an Madame Arga, die leider wie ein vorübergehendes Meteor verschwand?

ganz anderen, neuen Verhältniſſen, dennoch dem urſprünglichen Wunſche des edelmüthigen Donators entſprochen werden? Ich ſollte meinen, durch eine intelligente, reſolute Pflege der höheren dramatiſchen Kunſt. — Man verſtehe uns nicht falſch. Verwechſeln wir nicht das Theater mit dem Hörſaale oder gar mit der Kirche. Wer im Theater Belehrung und Erholung ſucht, will deßhalb nicht Wiederholung der Moralphilophie oder Dogmengeſchichte in Verſen und Proſa. Selbſt die Meiſterſtücke der erſten Dichter Deutſchlands, Frankreichs und Englands ſollen nicht alltäglich vorgeführt werden. Aber es bleibe denſelben eine hervorragende Stellung, eine Rangordnung vorbehalten, die ſich nicht unter das Joch der conventionellen Caſſenſtücke zu fügen hat. So dürfen wir hoffen, daß hier ſo gut wie in mancher kleinen Reſidenzſtadt Muſtergültiges zu leiſten wäre. — Der Teſtator hat ſein Vermächtniß „unter den Schutz der Geſetze, ſeines perſönlichen Rechts und der Reinheit ſeiner Abſichten geſtellt", mithin wäre für jeden Gebildeten der Einſpruch geſtattet, wenigſtens durch das Organ irgend eines Mitglieds des Municipalrathes, wenn jenen reinen Abſichten durch ſchlechte, zweckwidrige Anwendung der Renten entgegengearbeitet würde. Möge ſich die künftige Theaterdirection mit dem klar ausgeſprochenen Wunſche, mit der Abſicht des Erblaſſers durch und durch befreunden, und mögen die großen Schöpfungen der dramatiſchen Dichtkunſt aller civiliſirten Nationen mehr als es in der letzten Zeit geſchehen, auf der elſäſſiſchen Schaubühne heimiſch werden.

Der verſtorbene Apffel hat in ſeiner nach mehreren

Seiten hin ſich äußernden Sorge einen Fall angedeutet, der hoffentlich ſobald nicht eintreten wird: „Sollte," ſo läßt er ſich vernehmen, „ſollte in der „Folge, nach unvorherzuſehenden Kataſtrophen, die dra„matiſche und muſikaliſche Kunſt in Straßburg der„maßen darniederliegen, daß mit keiner dargebrachten „Hülfe ein günſtiges Reſultat zu erzielen wäre, ſo „könnten während dieſer Periode der Erſchlaffung die „jährlichen Renten nach dem Gutbefinden des Munici„palraths für irgend einen intellectuellen oder mate„riellen guten Zweck angewendet werden. Selbſtver„ſtändlich würde mit dem jeweiligen Wiederaufleben „der dramatiſchen und muſikaliſchen Kunſt die urſprüng„liche Dotation, wie ſolche in meinem eigenhändigen „Teſtament vorliegt, wieder in ihr volles, untheilbares „Recht eintreten."

Eine derartige Abnahme der Kunſtliebe und der Fähigkeit, ſich den reinen Genüſſen dramatiſcher Schöpfung hinzugeben, liegt außer dem Bereich der Wahrſcheinlichkeit; wir leben im Gegentheil der Hoffnung, daß nach temporärer Unterbrechung das wiedergeöffnete Theater unſerer Vaterſtadt als verbindendes Mittelglied zwiſchen beiden Nationen begrüßt werden, und im heiteren Gebiete der Kunſt wie auf dem Boden der Wiſſenſchaft ein friedliches Verſtändniß ſich anbahnen wird.

Politiſche Journaliſtik im Elſaß.

1800 — 1870.

Das Hauptorgan der politiſchen Journaliſtik im Elſaß, im Niederrhein wenigſtens, war ſeit dem Anfang des Jahrhunderts der «Courier du Bas-Rhin«, deſſen lange Laufbahn von einer ungewöhnlichen Lebensfähigkeit Zeugniß ablegt. Dieſes Blatt reicht eigentlich bis in die erſten Jahre der franzöſiſchen Republik hinauf; nur war es damals in den Händen der Terroriſten, von den Franzoſen Simon und Laveau redigirt, gegen die »Gazette de Strasbourg«, das gemäßigte, konſtitutionelle Organ gerichtet. An der Spitze dieſes letzteren ſtand Rudolph Salzmann, der Freund und Verwandte ſeines Homonymen, des allbekannten Aktuars. So lang es möglich, vertheidigte er den erſten Maire von Straßburg, Friedrich v. Dietrich; erſt ſpäter übernahm er die Redaktion des Niederrheiniſchen Couriers, und behielt ſie bis in die erſten Jahre der Reſtauration in ſeiner Hand.

Unter dem erſten Kaiſerreich war, wie allbekannt, die Preſſe geknebelt. Mit der größten Vorſicht bewegte ſich der verſtändige, gemäßigte Salzmann. Nimmt man jetzt dieſe alten Nummern des Nieder-

rheiniſchen Couriers vor, da erſcheinen ſie wohl farb- und kraftlos; und doch gehörte unendlich viel Takt und Umſicht dazu, innerhalb der geſetzlichen Schranken ſich auf feſten Füßen zu halten. Mit den Bourbonen kam ein friſches Leben in die Preſſe; der Courrier du Bas-Rhin wurde in die konſtitutionelle Oppoſition hinein gezogen; er blieb das Hauptorgan der liberalen, beiläufig der proteſtantiſchen Bevölkerung, obgleich er es ſich zur Pflicht machte, auch gegen ſeine katholiſchen Mitbürger gerecht und unpartheiiſch zu ſein.

Neben dem Courrier du Bas-Rhin lief unter verſchiedener, oft wechſelnder Benennung ein Präfekturblatt her, welches die Intereſſen der ſtreng konſervativen, beiläufig der katholiſchen Parthei, mit mehr oder weniger Talent vertheidigte, und mit ſeinem liberalen Collegen oft und heftig polemiſirte. „Ich bin der Todtengräber der Regierungsblätter", pflegte der Hauptredakteur des Couriers unter der Juliregierung zu ſagen, und er machte dabei durchaus keine Gaskonnade; ihm widerfuhr, ſoll ich es Glück, ſoll ich es Zufall, ſoll ich es perſönliches Verdienſt nennen, ihm widerfuhr die Befriedigung, die Konkurrenten, welche ihren Unterhalt durch Beiträge der reichen Bourgeoiſie, und mitunter der Regierung ſelber bezogen, aus dem Sattel zu heben, oder wie welke Blätter abfallen zu ſehen. Ob er ſich deſſen heutzutage noch erfreuen mag, iſt mir nicht bewußt. Der Bürgerkönig und ſein Régime war nicht fehlerfrei; aber für den Schreiber dieſer Zeilen iſt es zur unumſtößlichen Gewißheit gediehen, daß ein vernünftiges, parlamentariſches Syſtem unter deſſen mildem Scepter, und ſchon

unter den alten Bourbonen mit einem Miniſterium Martignac dem Lande erſprießlich geweſen wäre, und daß die ſyſtematiſche Oppoſition Frankreich zwei oder dreimal an den Rand des Verderbens, zuletzt in einen bodenloſen Abgrund geführt.

Ich weiß ſehr wohl, daß dieſe Anſichten im Elſaß nur von unbefangenen Leſern getheilt werden, und daß unzählige, durchaus nicht zu verachtende Intelligenzen, blind gegen die Lehren der Geſchichte und der Erfahrung des Lebens, in ihrem unverwüſtlichen Glauben an eine revolutionäre Panacée verharren, und nur im Umſturz alles hiſtoriſch und organiſchbeſtehenden das Heil der Zukunft ſuchen. Gott gebe, daß ihnen bei den immer ſchrecklicher aufſteigenden Flammenzeichen am Horizont nicht allzuſpät die Augen aufgehen!

Doch ich komme von meinem Objekte zu weit ab; ich wollte mich nur mit elſäſſiſcher Lokalpubliziſtik und nicht mit europäiſcher Politik befaſſen.

Das langjährige, glückliche Fortbeſtehen des Niederrheiniſchen Courriers fußte auf einer doppelten Urſache. Zur republikaniſchen Oppoſition war der hieſige Boden von Natur und Geſchichte zum Voraus bereitet. Die reichsſtädtiſche Tradition ſpukte bewußt oder unbewußt in vielen Köpfen; an ſie ſchloſſen ſich die Mißvergnügten aller Claſſen, und wo beſtand jemals eine geſellſchaftliche Organiſation, in welcher nicht Mißbräuche und verwahrloſte, feindſelige Mitglieder wie paraſitiſche Schlingpflanzen ſich vorfinden. Dieſen Beſtandtheilen gab ſich der Niederrheiniſche Kourrier bisweilen zum Organe her. Aber die ausgezeichnete Individualität des Chefredakteurs war jedenfalls maßgebend für das Aufblühen des Journals.

Herr Boersch ist unbestritten ein bedeutendes publizistisches Lokal-Talent. Mit den Bedürfnissen der Stadt und Provinz bis in die genauesten Einzelnheiten wohl bekannt, von Berichterstattern treu bedient, zu schriftlicher und mündlicher Improvisation stets bereit, und durch lange, tägliche Uebung unermüdlich gerüstet, diese Bedürfnisse von seinem Standpunkte aus im Munizipalrath und in seinem Journale zu bevormunden, errang er eine unangefochtene Stellung und glänzende Erfolge, jedesmal wenn er einer reellen Erforderniß Worte lieh.

Noch einmal sei mir erlaubt, hier eine allgemeine Bemerkung einzuschalten. Man war hier in dem sonderbaren, eigensinnigen Wahne befangen, es könne sich im Elsaß nur dadurch irgend wer zum ächten Franzosen und zum ausgezeichneten Manne stempeln, indem man der deutschen Entwicklung den Laufpaß gebe, die deutsche Sprache wie ein untergeordnetes Instrument verläugne und zur Seite werfe! Während in Paris, in den höheren Kreisen der Weltstadt seit einem halben Jahrhundert die Beschäftigung mit deutscher Sprache, Literatur und Wissenschaft zur Ausbildung jedes bevorzugten Geistes gehörte, während jeder Denker in Frankreich kräftige Nahrung aus der unendlichen Vorrathskammer der deutschen Denkkraft sog, befliß man sich in Straßburg und dem übrigen Elsaß — ich lasse die Ausnahmen bei Seite — mitleidig auf das Haupträderwerk in der europäischen Entwicklung herabzusehen und belächelte öffentlich, verlachte insgeheim die Wenigen, die sich an den Heroen der modernen Dichtkunst aufrichteten, und nicht in den liederlichen

fabrikartigen Produkten der Boulevard-Literatur Erholung suchten. Zwei Sprachen, zwei Literaturen zugleich zu huldigen, das schien ein wahrer Unsinn, ein Greuel, gleichsam eine Bigamie! Freilich ist es schwerer und fordert eine größere Spannkraft aller geistigen Muskeln, sich abwechselnd oder gleichzeitig in zwei Revieren einzubürgern.

Im Oberrhein war das ablehnende Verhalten gegen deutsche Entwicklung, Kultur und Sprache auf denselben Grad gediehen wie im untern Elsaß. Der »Industriel alsacien« zu Mülhausen ignorirte gänzlich das jenseitige Geistesleben, und ist diesem systematischen Abschließen treu geblieben. Man glaubte sich am französischen Patriotismus zu versündigen, wenn man dem Nachbarn in seinem geistigen Bestreben gerecht würde. An der Grenze der deutschen Lande wurde die Ignoranz der deutschen Zustände fast ebenso weit getrieben, wie in den chauvinistischen Journalen der Hauptstadt.

Hier kann ich nun wieder einlenken und bemerken, daß in dem letzten Decennium, durch die Einführung des Hrn. Schneegans in den »Courrier du Bas-Rhin« ein jüngeres Lebenselement einströmte. Dieser Schriftsteller hatte sich mit den politischen Zuständen des deutschen Reiches befreundet, und bei mehreren Gelegenheiten dem Publikum reinen Wein eingeschenkt. Er verwerthet jetzt im »Journal de Lyon« seine hier angesammelten Kenntnisse, und ich habe noch nicht vernommen, daß man seinen französischen Patriotismus angefochten, weil er, den Doktrinen des »Temps« und unseres Landsmannes Neffzer folgend, sich von jeder

Einseitigkeit ferne hielt. Unter den jüngern Mitarbeitern und bevorzugten Zöglingen des Hrn. Ch. Boersch that sich auch Hr. Fischbach hervor; er kannte das lokale Terrain, und mich sollte Wunder nehmen, wenn er nicht vielleicht mit seinem keineswegs gealterten Gönner unter veränderter Gestalt am hiesigen publizistischen Horizont wieder auftauchte.

Ich würde eine unverzeihliche Vergeßlichkeit verschulden, wenn ich nicht eines imperialistischen und ultramontanen Kämpen gedächte, der in den ersten Jahren des kaiserlichen Régimes die Rolle eines Vertheidigers der Gesellschaft auf sich genommen hatte. Es war dies der kürzlich verstorbene Huber, Chef-Redakteur des »Alsacien«, ein provinzialischer Veuillot, nicht ganz so keck und rücksichtslos wie dieser, aber gelegentlich persönliche Angriffe und Injurien sich erlaubend. Er hatte sich besonders während der Uebergangsperiode der Präsidentschaft Louis Napoleon's zum zweiten Kaiserreich die Aufgabe gestellt, auf die Wühler blindlings dreinzuschlagen, und dabei der Partei der Ordnung unstreitige Dienste geleistet. In den darauf folgenden Jahren war er das Hauptorgan der Ultramontanen, welche ihre meist ungerechtfertigten Angriffe auf die St.-Thomä-Stiftung richteten, und sich dabei nicht immer der strengsten Wahrheitsliebe befliſſen. Dann machte sich der Chefredacteur des »Alsacien« zum Panegyrikus des Präfekten Herrn West, und hob ihn auf ein Postament, welches die Verdienste des noch jugendlichen Verwalters in eine glänzende Beleuchtung zu heben bestimmt war, aber durch die maßlose Hyperbolik der Zuschriften oft den Zweck verfehlte. Für all'

die geleisteten Dienste wurde im Grunde der treue Diener nicht gut belohnt; nicht einmal das rothe Bändchen, das häufig im Knopfloch der vornehmsten Polizeichefs und Wahlagenten flimmerte, kam dem lokalen Vertheidiger des Throns und des Altars zu Gute. Nachdem Herr West die Präfektur des Niederrheins an Hrn. Migneret abgetreten, verfiel der nicht mehr bevorzugte »Alsacien« in ein zunehmendes Siechthum, das mit seinem freiwilligen Tode abschloß, und dem »Courrier du Bas-Rhin« auf eine Reihe Jahre hinaus das Feld überließ. —

Dritthalb Jahre vor dem Sturze des zweiten Kaiserreichs entstand hier ein neues Regierungsorgan, der »Impartial du Rhin«, der sich zwar mit seiner Unabhängigkeit brüstete, dieselbe auch ziemlich taktvoll bewährte, so lange die Rede nicht auf „Wahlen" oder „auswärtige Politik" kam; denn auf diesem abgezirkelten Boden überließ er sich jedesmal einer höhern Einflüsterung. — Die Kriegesfackel hatte der »Impartial du Rhin« pflichtgetreu geschwungen und emporgehalten, bis er, mit der Uebergabe Straßburgs, Er und der »Courrier du Bas-Rhin«, sich auf den Trümmern der Wälle zu Grabe legte.

Auch aus dieser Vogelperspektive die vielfältigen Variationen hiesiger Journalistik zu beobachten, ist ein Schauspiel, reich an Belehrung. Der Geist der Einwohnerschaft spiegelt sich so mit photographischer Genauigkeit ab. — Ueber ein halbes Jahrhundert bestand als unabhängiges in allen Schichten der Bevölkerung gelesenes Organ, ohne irgend eine Hülfeleistung von oben, die Zeitung der theilweise gemäßigten,

bisweilen heftigen systematischen Opposition der »Courrier du Bas-Rhin«, und schmeichelte den Leidenschaften seiner Leser; dabei aber, und gleichsam als Gegengewicht, warf er in die Wagschale seines Urtheils jedes gerechtfertigte lokale Bedürfniß; er verwerthete die Geschichtskenntniß des Landes und der Städte; er scheute sich nicht, die verpönte Vergangenheit wachzurufen. — Nicht unbedingt empfing er jede Parole, welche die Pariser Presse in das Land hinaus schleuderte; und gab somit ein Beispiel wahrer, provinzieller Unabhängigkeit. — Den literarischen Bedürfnissen, besonders wenn sie sich auf elsässische Produkte bezogen, blieb er nie entfremdet. — So sei dankbar hier erwähnt, daß er während zehn Monaten (1860—1861) seine Spalten den historischen Briefen über das Departementalarchiv öffnete, und ein patriotisches Schauspiel: „Kaiser Sigismund in Straßburg“ von demselben Verfasser zum Druck beförderte.

Diesem gehätschelten Liebling des Rheinischen Publikums gegenüber hatten nun zum Voraus die Rivalen einen bösen Stand. Wie sie sich benehmen mochten, ihre Unabhängigkeit war und blieb verdächtig. Die Leitung der Journale der »Conservateurs« ward oft unbefugten Händen, fremden, einseitig französisch geschulten Köpfen überlassen. Vereinzelte gediegene Leitartikel, wohl durchdachte literarische Leistungen wurden übersehen und gingen unter in dem zum Voraus verfehmten Gesammtinhalte. Der Unsegen klebte all' solchen Unternehmungen an der Stirne, und die Aktionärs konnten sich zum Voraus auf den Verlust ihrer Einlage gefaßt machen.

Während den unruhvollen Monaten, die auf die Februarrevolution von 1848 folgten, wurde unter der Leitung des verstorbenen Maires Küß ein demokratisches Blatt (le démocrate du Rhin) gegründet, aber da solches nur den Bedürfnissen einer heftigen Minorität entsprach, war ihm ein kurzes Lebensloos beschieden. Die Popularität von Küß knüpft sich keineswegs an diese publizistische Laufbahn und an den Metzerprozeß (Spätjahr 1849), sondern an die Koincidenz seiner allzukurzen, uneigennützigen Verwaltung mit dem ungeheuersten Ereignisse, das über Straßburg nach seinem anderthalbtausendjährigen Bestehen hereinbrach.

Die moderne Sculptur im Elsaß.

Philipp Graß.

Unter den gleichzeitigen alsatischen Künstlern nimmt Graß eine der ersten, als Bildhauer unstreitig die erste Stelle ein. Ich wüßte nicht, wer ihm nur von Weitem diesen Rang streitig machen sollte. Er ist ein hoher Sechziger, und doch jugendlich frisch, productiv, keineswegs gebeugt von den Jahren; den Unfällen, die über ihn und seine Schöpfung im Augustmonat 1870 hereinbrachen, bietet er muthig die Stirne. Mit dem Museum des Paradeplatzes wurden in der furchtbarsten Brandnacht mehrere Statuen des Künstlers, den wir mit Stolz den unseren nennen, zernichtet. Ikarus und das liebliche Mädchen der Bretagne fielen, die ersten Opfer der Belagerungsgeschosse; wer sich mit diesen Gestalten befreundet, wird sie lange, wird sie immer vermissen und dem verwaisten Vater wehmüthig die Hand drücken. Wird Philipp Graß, so fragen wir, kann er den Meißel noch einmal in die feine Hand nehmen und zum zweiten Male dem Marmor dasselbe Leben einhauchen, das er im ersten Schöpfungsfeuer, beseelend und beseelt, ausgoß? Wird er noch einmal Muth fassen und zum zweiten

Mal den Sohn des Ikarus im Erz erstehen lassen? Wir müssen es bezweifeln; die frohen Tage der Jugend, die ersten Sommertage der vollen Manneskraft kehren nicht wieder. Eher entschließt sich vielleicht der Künstler zu neuen Versuchen, und verschmäht es, die schon einmal betretene Bahn zu wandeln.

Zu großem und unverhofftem Glücke blieb die Werkstatt, nicht weit vom Fuße des Münsters, unversehrt. Nach der Belagerung von Paris in seine Heimath zurückgekehrt, konnte Graß einen Theil seiner Kinder noch begrüßen. Mit ihm in der wohlbevölkerten Halle uns umsehend, treffen wir auf manche wohlbekannte christliche und heidnische Gestalten, auf Büsten, Basreliefs, Fragmente, Entwürfe aller Art; es ist immerhin noch eine schöne, durch mannigfache Kunst geheiligte Stätte.

Mit all' seiner Eigenthümlichkeit trägt Graß dennoch das Gepräge der eklektischen Epoche, worin er sich entwickelte. Er wurde, so will uns scheinen, zwischen verschiedenen Richtungen hin und hergeworfen, fand sich in Strömung und Gegenströmung befangen. Vielleicht ist ihm selber nie ganz klar geworden, wo seine eigentliche Stärke lag. Er war, er ist jedenfalls keine exclusive, systematische Natur; er suchte, fand und entwickelte das Schöne in mannigfachen Formen. Die antike Ruhe, das sinnige Wesen des Mittelalters, der Realismus der Neuzeit waren ihm gleichermaßen verständlich; abwechselnd gab er sich den Einflüsterungen der griechischen Muse, der christlich-katholischen Heiligen, der modernen lebensvollen Wirklichkeit hin. Classicismus, Romantik, bisweilen ein leises Anschmiegen an

die Ueppigkeitstheorie der Jetztwelt gaben ihm wechselsweise den Meißel in die Hand; doch in der äußeren Gestalt seiner Lieblingsbildnisse erwies er sich überall als ein ächter Künstler, dem Gesetz der höheren Schönheit unterthan.

Ich weiß nicht, ob Graß jemals das gedankenschwere, didactische Gedicht Schillers: „die Künstler", studirt und ergründet hat? Ich darf es bezweifeln; aber den Geist desselben hat er kraft des in ihm lebenden und webenden Talentes errathen und zum Theil verkörpert. Er ist durch die Gefilde des Schönen und des Anmuthigen mit offenem Sinne gewandelt und durch sie in das Reich der Wahrheit eingedrungen.

Fürwahr, Graß ist kein mit der Schönheit blos coquettirendes Genie; er trägt in seinem Geist, in seinem Busen ein Ideal, dem er unermüdet nachstrebt und das in den glücklichsten Augenblicken seines Lebens mit Urkraft hervortrat und in treffender, dem Gegenstande gemäßer Form, sich offenbarte.

Am Eintritt in die Künstlerlaufbahn war Graß augenscheinlich in dem jugendlichen Wahne befangen, es müsse der Bildhauer, wie der Maler, um die Augen der Menge auf sich zu ziehen, neu sein; er wollte innoviren, dramatisch wirken. Diesen Zweck erreichen konnte er nicht auf dem ebenen Wege der alten classisch-griechischen Kunst. Auch diese hat zwar im unvergleichlichen Laokoon ein Muster tragischer Action vorgestellt; aber es ist eine Ausnahme, und der Streit über die eigentliche Epoche der Entstehung des Laokoon blieb im Grunde unausgefochten; die complicirte Gruppe

gehört jedenfalls nicht in die Zeit, welche die Götter und Heroen des Phidias und Praxiteles in's Leben rief. Laokoon repräsentirt in der antiken Bildhauerkunst die Romantik; dieses Sujet auszuführen, dazu gehörte eine geniale technische Virtuosität, auf die unser bescheidener elsässischer Mitbürger keinen Anspruch machen wird. — Aber Graß wollte sich nun einmal nicht in den Schranken der regelrechten Sculptur halten; die ruhigen Linien einer schlafenden Venus, eines auf die Keule sich stützenden Herkules konnten ihm nicht genügen; in den Halbträumen seiner Nachtruhe erstand vor seinem innern Auge die beinahe krampfhafte Stellung des Ikarus, und die anormale des kindlichen, spielenden Mädchens der Bretagne. — Was den ersteren anbelangt, so wurden vor Jahren in das Pfeffelalbum einige Strophen eingereiht, die den Charakter der originellen Natur kennzeichnen und die wir uns erlauben, hier wieder einzuschalten; sie geben unsere eigensten Gefühle wieder und dürften vielleicht im Gedächtniß wohlwollender Leser das Bild des unseligen Luftseglers wachrufen.

Ikarus.

Titanenhafter Heldenknabe,
Was reißt dich sonnenhoch empor?
Du stürmst hinweg zu deinem Grabe!
Du bist ein Schwindler, bist ein Thor.

Nein! doch kein Thor! die inn're Stimme,
Die Nerven dir und Muskeln spannt,
Und dich mit frevelhaftem Grimme
Unwiderstehlich übermannt,

Sie ist Posaunenruf nach oben;
Es bliebe nur der Schwächling taub!
Ein Drang zum Himmel ist dein Toben,
Hoch über Noth und Erdenstaub.

So wirf die Arme weit in's Leere,
Den festen Boden stampfe fort!
Laß unter deinem Fuß die Schwere,
Und stürme in die Wolken dort.

Es hemme weder Zaum noch Zügel,
O luft'ger Renner, deinen Muth!
Versenge dir die Dädalsflügel
Und stürze nieder in die Fluth.

Du hast gewollt! dein Aufwärtsstreben
War dir ein eigner Götterlohn.
Im Erz des Künstlers wirst du leben,
Im Lied der Dichter lebst du schon.

Als Bildhauer des Frauenhauses war Graß durch seine officielle Stellung verpflichtet, in die mystischen, unergründlichen Ideen des Mittelalters sich zu vertiefen, und hier sich weniger als Schöpfer, denn als verständiger, fühlender Nachahmer zu zeigen. Es waren an dem Riesenbau des Münsters unzählige, durch die Ikonoklasten des Terrorismus zerstörte Statuen zu ersetzen, in demselben Geist, in derselben Form, wie sie die Künstler, Erwin's Zeitgenossen und Nachfolger, geschaffen. Da konnte nicht die Rede sein von lieblichen oder majestätischen Götterbildern; von vornherein war verbannt jeder Anflug von sinnlicher, sündlicher Vollgestaltung, von Faltenwürfen, welche die verborgenen Reize durch die Hülle um so verführerischer durchscheinen lassen. Im Geiste der mittelalterlichen

Ascetik ist die Lebensfülle ein Werk des Dämons; nur in abgemagerten, starren, blut- und markloſen Körpern, die halb in den Nischen sich bergen, oder auf Sarkophagen und Grabsteinen den langen Todesschlaf schlummern, darf der Sculptor seine Schöpfungen darstellen; nur in der Verklärung, die auf der Stirne der Märtyrer strahlt, oder wie ein kaum merkliches Lächeln um die Lippen der Schläfer spielt, darf die Erfindungsgabe sich bewegen; unwiderruflich ist sie in hieratische, überkommene Regeln gezwängt; nicht einmal anatomische Treue ist gestattet; den Typus des Schönen, wie er vor seinen Augen schwebt, muß der Bildhauer verschleiern und der Ueberlieferung seine beste Ueberzeugung opfern.

Konnte Graß sich diesem Programm sclavisch unterwerfen? Nun und nimmermehr; er konnte, er wollte es nicht. In seinen mittelalterlichen Schöpfungen, worin er jedoch dem Geiste der gegebenen Zeit gewissenhaft sich hingab, fühlt man das Widerstreben seines tiefinnersten Wesens. Die falschen, naturwidrigen Linien seiner alten grauen Vorgänger nimmt er nicht an; was von individueller Eingebung mit dem gegebenen System vereinbar, weist er nicht ab, und verfolgt somit einen Mittelweg über den wir uns wohl hüten, ihn zur Rede zu stellen. Ist ihm vollends eine eigene mittelalterliche Schöpfung zugestanden, da finden wir ganz den liebenswürdigen und begeisterten Kunstgenossen, der sich jeder Zeitepoche anzubequemen versteht, und gerade im enger begrenzten Raume seine Kräfte auf einen Punkt sammelt, den ihm auch die strengsten Moralisten zugestehen müssen. Seine Statue

der Sabine, Erwin's apokrypher Tochter, ist wohl der schönste Ausdruck dieser Seite seines Strebens. — Auch hier treffen wir wieder auf eine poetische Apostrophe, welche dem Gedanken unseres Bildhauers gerecht zu werden versuchte und die wir wiederzugeben uns befugt glauben.

Sabine.

Sabine, schöner Engel! Was willst du mit dem Meißel?
Welch' liebliche Gestalt schwebt deinen Augen vor?
Du weilest, sinniges Kind, schon in der Engel Chor.
Hienieden athmest du, fürwahr, wie eine Geißel,
Und sehnst in's freie Land der Dichtung dich empor.

O bleibe noch bei uns, bis du dein Werk vollendet,
Bis du mit heil'gem Schmuck geziert den Erwinsbau!
Doch blicke nur hinauf in's tiefe Himmelsblau,
Du kehrst zurück, gestärkt und ungeblendet
Von jener mystischen Geisterschau.

Nie woget ungestüm dein jugendlicher Busen,
Es legt sich deine Hand in keines Gatten Hand.
Den scheuen Fuß umhüllt ein faltiges Gewand,
Und priesterlich, wie heil'ger Dichtung Musen,
Verschmähst du ird'schen Schmuckes Tand.

Und doch, so streng du blickst, du keusche Nonne,
Ergreift ein tiefes Sehnen mich nach dir;
Es ist nicht Leidenschaft, es ist nicht Sinnengier;
Es ist der Durst nach seelenvoller Wonne,
Der Wunsch nach Lilien in unverwelkter Zier.

Ich kenne dich schon längst, ich kenne dich, Sabine!
Du bist der Silberblick aus meiner Jugendzeit.
Nie hab' ich frevlerisch um deine Gunst gefreit,
Doch tret' ich ab von dieser Lebensbühne
In's bodenlose Reich der ernsten Ewigkeit, . .

Dann schwebst du mir am Abgrundsrand entgegen
Du Friedenstaube, du, mit leichtem Flügelschlag,
Und weckst den Glaubenskeim, der schlummernd in mir lag,
Und führest mich auf unbekannten Wegen
Aus meiner Zweifelsnacht in sternenhellen Tag.

In ganz anderem Geiste ist der Entwurf der „Susanna“; hier treffen wir im Entwickelungsgange von Graß auf den entgegengesetzten Pol. Ist Sabine der Ausdruck ätherischen Aufstrebens, der nicht sinnlichen Liebe, so tauchen wir dagegen mit Susanna in die wollustathmenden Fluthen des Orients; die Atmosphäre Syriens oder Mesopotamiens durchdringt uns; hier hat der Bildhauer auf dem Altare der Sinnlichkeit ein Opfer niedergelegt. Man vergönne mir zu letzt meine Ansicht über diese morgenländische Conception durch einige Strophen auszudrücken, wie ich schon dem heidnischen Fluge des Ikarus und dem engelgleichen Aufblick Sabine's zu folgen versuchte:

Susanne.

Perle Babylons! Susanne!
Wo du wandelst, wirst du siegen,
Aber deiner Badewanne
Bist, unglücklich, du entstiegen.

Wie die Arme, hingekauert
Vor den frechen Wüstlingsblicken,
Aengstlich hier zusammenschauert,
Aber herrlich zum Entzücken!

Sende deines Zornes Pfeile
Auf die alten Missethäter,
Flehe um des Donners Keile
Auf Verleumder und Verräther.

Aber selbst in deinem Zorne
Bleibst du, eine Venus, prächtig,
Oder wie die nord'sche Norne,
Die dem Bad entsteigt, allnächtig.

Hülle dich in tausend Schleier,
Rufe Sclavin oder Amme,
Daß nicht deines Marmors Feuer
Alt und junge Welt entflamme.

Wenn ich die Ehre gehabt, im Laufe der letzten Decennien einen einflußreichen Sitz im Municipalrathe einzunehmen, hätte ich wiederholt den Antrag gestellt, die Susanna auf Kosten der Vaterstadt des Künstlers zu erstehen, und hätte ihr, wie es in Frankfurt der Ariadne Danneckers widerfahren, ein besonderes Cabinet angewiesen, welches, den profanen Augen unzugänglich, sich nur den freisinnigen Verehrern der Kunst, ausnahmsweise, erschlossen hätte.

In reinem griechischen Style gehalten ist ein Bild, welches Graß mit der Bezeichnung des „Schnitters" ausgestattet hat. Eine nach vollbrachter Arbeit ruhende herrliche Jünglingsgestalt, unantastbar, nicht für den lauten Markt geschaffen; ein Erzeugniß der reinsten Begeisterung, nicht ätherisch verschwebend, nicht sinnlich fesselnd.

Graß hat einen großen Theil seiner productiven Kraft, zum Theil aus freier Wahl, zum Theil aus ökonomischer Rücksicht, der Verfertigung von Büsten lebender Zeitgenossen, Mitbürger und Freunde, gewidmet. Er kann sich mit dem Beispiel der alten, und der Künstler der neueren Welt entschuldigen. Die Museen aller Herren Länder enthalten aus vergangenen

Jahrhunderten eine Unzahl von Marmorbüſten, die uns oft auf eine höchſt erwünſchte Weiſe die Züge bedeutender Perſönlichkeiten vergegenwärtigen. Graß, wenn er dieſe Specialität der Sculptur pflegt, copirt nicht ſclaviſch die Züge, die er vor Augen hat: er ſtudirt die geiſtige Eigenthümlichkeit des Subjects, den Ausdruck des Charakters; den idealiſirten Menſchen ſucht er wiederzugeben. Nichts lag weiter ab von ſeinem Wege, als die photographiſche Treue in der Reproduction. Die Individuen, welchen er im Sandſtein oder Marmor ein dauerndes Leben ſchenkt, ſind in der Totalität ihrer Züge leicht erkennbar; es ſind Portraits, aber veredelt. So iſt's ihm gelungen, aus oft ziemlich gewöhnlichen Geſichtern eine ſchöne Maske herauszumeißeln. Hat er aber ein wirklich anmuthſtrahlendes Antlitz, die Züge eines naiven Mädchens, einer blühenden Frau, eines würdigen Denkers vor ſich, kann er nichts Beſſeres ſehen als die Wirklichkeit, da tritt er ſelbſtverſtändlich nicht aus der Realität heraus und ſucht blos das Ganze mit einem poetiſchen Anhauch zu übergießen, wodurch der Beſchauer das Urbild, ohne es zu ſehen oder zu kennen, liebgewinnt, und zu dem Unbekannten ſich hingezogen fühlt.

In letzter Zeit hat Graß einen Chriſtus geſchaffen, auf den er, als das jüngſte Kind, mit Recht großen Werth legt, denn es bekundet dieſes Bruſtbild einen Fortſchritt in der religiöſen, inneren Entwickelung des Künſtlers, der am Lebensabende ſich mehr und mehr den geiſtigen Regionen zu nähern ſucht, in denen wir, kraft unſerer angeborenen Ahnungen, beſtimmt ſind, nach kurzem Todesſchlafe zu erwachen. Es iſt zwar

kein gewöhnlicher Christus, den wir vor uns sehen; der israelitische oder byzantinische Urtypus scheint ganz verschwunden, — auch auf diesem von der Anbetung der Jahrhunderte geheiligten Boden konnte Graß seiner Idee des Schönen und Gemeinnützigen nicht untreu werden; mir scheint, in seinem Christus verkörpert er mehr das Ideal der Humanität, als den Gottessohn. Vielleicht bin ich im Irrthum befangen und befriedige keineswegs den Künstler, der einen rein göttlichen Mittler darzustellen glaubte, und sein erstes Concept von einem traditionellen Christuskopf entlehnte. Ich habe mich aber zu nichts Anderem verpflichtet, als zur Wiedergabe meines aufrichtigen, persönlichen Eindrucks, und ebensowenig bin ich erschöpfend verfahren; denn es wäre leicht, in der Werkstatt von Graß noch eine ganze Bilderreihe herauszuheben, die sich zu eingehender Besprechung und allgemeiner Bewunderung eignet.

Die
Sculptur im niederrheinischen Departement.

Das Münster-Museum.

In der Nachbarschaft der Werkstatt von Philipp Graß, im Erdgeschoß des pittoresken Frauenhauses, steht dem fremden und einheimischen Besucher ein kleines, niedliches, mittelalterliches Museum geöffnet. Es ist zwar gewissermaßen nur ein Trümmerfeld, eine Art Succursale der am großen Münsterbau verschwendeten Sculpturarbeiten. — Der Architect des Münsters hatte nämlich vor einer Reihe von Jahren die ganz richtige Idee: es wäre nicht vom Uebel, wenn bei Reparaturen einzelner Zierrathen der Kathedrale die Fragmente der ersetzten Theile gesammelt, und nicht als unnütze Bausteine verbraucht würden. So häuften sich nach und nach besondere Säulenfragmente, in wahrer Unzahl, und boten dem Einzelstudium einen erwünschten Halt. Da liegen nun am Boden und auf Repositorien Kapitäler, Knäufe, phantastische Speiröhren und die Ueberbleibsel der im verhängnißvollen Jahre 1681 abgebrochenen Chorbühne. Aber mit dieser Zusammenstellung gab sich Hr. Klotz nicht zufrieden; er ließ vielfache Gypsabgüsse nehmen von Ornamenten, Statuen,

Statuetten und Basreliefs. Welcher Vortheil, welche Bequemlichkeit für das genauere Einsehen und Privatstudium daraus entspringt, ist einleuchtend; nicht auf schwindelnde Höhe hat so der Zeichner, der Bildhauer zu klettern, nicht auf offener Straße die oder jene in Stein gemeißelte Figur abzuzeichnen, wenn er unter Dach und Fach das genau abgeprägte Bild aufgestellt vorfindet.

Zu lehrreichem Vergleich mit der Sculptur im Elsaß und den Rheingegenden, ließ der Gründer dieses Localmuseums verschiedene Statuen der Kathedrale von Chartres und anderer Städte des inneren Frankreichs ebenfalls in Gyps abnehmen. Für den oberflächlichsten Laien fällt der Unterschied zwischen dem Charakter der Bildhauerkunst in unserer Rheingegend und der transvogesischen in die Augen; allein es ist hier nicht mein Zweck, mich auf dieses kunstgeschichtliche Gebiet zu begeben; ich übe blos das Amt eines Registrators.

Sobald der Gründer des Museums sich nicht rigoristisch an den Münsterbau hielt, nicht ausschließlich Fragmente oder Abdrücke von einzelnen Zierrathen und Gebilden des riesenhaften Monuments in seine Sammlung aufnahm, mußte sich seine Wahl doch vorzugsweise an hiesige oder unterelsässische Kunstproducte halten. So treffen wir in diesem Erdgeschoß des Frauenhauses auf eine Reproduction des Sarkophags des Bischofs Adeloch in der Thomaskirche, und zwar ist das schöne Monument hier in seiner Totalität sichtbar, da es hingegen in der Kirche selbst durch seine Stellung an der Mauer zum Theil dem Beschauer verborgen bleibt.

Für den Schreiber dieſer Zeilen ruft der Abguß des Bildes der Barbara von Ottenheim ein doppelt wehmüthiges Gefühl in ſeinem Buſen hervor. Bekanntlich ſtand das Bruſtbild dieſer verfehmten, verführeriſchen Frau über einer Treppe des alten Rathhauſes, der ſogenannten Pfalz; in letzter Zeit war das merkwürdige Bildniß auf der Stadtbibliothek aufbewahrt und ging mit dieſem Gebäude zu Grunde. Mithin müſſen wir es dem Architekten des Frauenhauſes doppelt zu Danke wiſſen, daß er einen dem Urbild gleichen Abguß der Geliebten des Grafen Jacob von Lichtenberg für die Nachwelt aufbewahrt. — Ich ſage abſichtlich: „der Nachwelt", denn es iſt die locale Geſchichte der Grafen von Hanau-Lichtenberg nunmehr ein Gemeingut der deutſchen Geſchichte geworden, und auch in letzter Zeit ſogar von dem franzöſiſchen Publikum nicht unbeachtet geblieben. Das fürchterliche Loos dieſes Opfers des Hexenglaubens verſöhnt den heutigen modernen Leſer mit der früheren Jugendgeſchichte und Jugendverirrung der ſchönen Sünderin, und läßt nur dem Mitleid, nicht der Verdammniß Raum. Der „Weiberkrieg in Buchsweiler" iſt wiederholt Gegenſtand poetiſcher und proſaiſcher Behandlung geworden; aber die Verfaſſer, die im Durchſchnitt ſich zu Fürſprechern der populären Bewegung gegen die herrſchſüchtige Pſeudogräfin aufwarfen, haben in ihrem rühmlichen Eifer für die Moral gänzlich die pſychologiſche Seite dieſes Lebenslaufes außer Acht gelaſſen, und den Feuereifer der Buchsweiler Frauen gegen des Grafen Jacob's Maitreſſe aus Motiven erklärt, die nicht ganz ſtichhaltig ſein dürften, und vielleicht mehr in der Mißgunſt

gegen eine emporgekommene Bäuerin, als in dem puritanischen Sittlichkeitsgefühle wurzelten.

Ich bitte den Leser um Vergebung, daß ich mich durch den wiederholten Anblick der schönen Büste zu einer Abschweifung aus dem Münstermuseum verleiten ließ.

In der Sammlung behaupten die Abgüsse der Apostelstatuetten der Kanzel einen hervorragenden Rang; die Originale bilden ja einen Hauptschmuck der classischen geheiligten Rednerbühne, welche Geiler von Kayserberg bestieg und von deren Höhe herab er mit überwältigender Beredsamkeit die Gebrechen seiner Zeitgenossen rügte. — Von dieser Tribüne ertönte vor einem Vierteljahrhundert die begeisterte Stimme des Dominikanermönchs Lacordaire, welcher in seiner Zuhörerschaft Geistliche und Laien, Katholiken und Heterodoxen, Kopf an Kopf gedrängt sah, und die ewigen Wahrheiten des Christenthums in blendendem Gewande seinem gemischten Auditorium vorführte. Und etwas weiter hinaufreichend erscheint an derselben Stelle die gedrungene Gestalt eines andern Kanzelredners, der, wie Lacordaire, aus einer weltlichen Laufbahn zu der strengeren Asceſe sich hinwandte und dem Studium der Theologie sich ergab. Ich meine den Abbé Bantain, eine noble Physiognomie, ein ernster Charakter, welcher auf die Vernunft mehr als auf die Phantasie seiner Zuhörer zu wirken strebte, und auch so auf enger begrenzter Bahn Triumphe der Beredsamkeit feierte. Und wie viele andere Namen knüpfen sich noch an diesen Punkt! Ueber die Apostelköpfe hin, die wir hier ruhig im Abdruck beschauen und bewundern, über

dieſe ſinnigen Geſtalten liſpelte und donnerte abwechſelnd die Stimme der begeiſterten Redner, ſtreute den Samen des Guten aus, in wie viele Herzen! Ihr Name und ihr Wirken lebt in der Erinnerung, wenn dagegen der Eifer einſeitiger Zeloten wie eine klingende Schelle im weiten Raume verhallte und aus dem Gedächtniß der Beſſern verſchwand.

In einem beſonderen Raume werden die Fragmente des aſtronomiſchen Uhrwerks von Daſypodius und Habrecht aufbewahrt, welche bis in die Dreißiger-Jahre die Stelle des jetzigen kunſtreichen Mechanismus einnahmen. Eine pietätvolle Rückſicht wies dem veralteten morſchen Gehäuſe dieſen Invalidenaufenthalt an. Wie ein armſeliges Gerippe ſteht es nun da, dieſes von Friſchlin beſungene Räderwerk, vor welchem während zwei Jahrhunderten unſere Voreltern ſich ſtaunend verhielten, gerade wie die Menge ſich jetzt um die Mittagsſtunde vor Schwilgué's Meiſterſchöpfung drängt. Der arme, alte Hahn, der ſchon einige Zeit vor der Revolution von 1789 das Krähen verlernte, mahnt hier neben dem lahmgelegten Mechanismus und den abgebleichten Malereien des Tobias Stimmer an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen; wäre er nicht ein lebloſer Automat, ſo ließe er wohl kläglich die Flügel hängen. Sein heutiger kunſtgerechter Nachfolger bleibe, das iſt mein Wunſch, auf lange, auf ewige Zeiten hinaus von ähnlichem Schickſal verſchont, und mit den Apoſteln und allegoriſchen Figuren feßle er auf ſeiner jetzigen Höhe die Bewunderung der Jungen und Alten.

Und da mir nun Schwilgué's Name unwillkürlich über die Lippen, ich will sagen, in die Feder kam, darf ich wohl beiläufig einige Worte dem Andenken des berühmten Mechanikers und Mathematikers widmen, welcher den Gedanken faßte, dem verrosteten Uhrwerk des 16. Jahrhunderts mit dem Wunder-Oel des modernen Wissens wieder neues Leben einzugießen. Ja, es war ein glücklicher Gedanke, der zu günstiger Stunde, wie eine Einflüsterung von oben, in dem Haupte des wissenschaftlichen Künstlers sich regte; aber damit dieser erste Keim sich organisch entwickeln konnte, dazu war zweierlei erforderlich: die Ausdauer des berechnenden Mechanikers selber, und die belebende Ermunterung des Stadtrathes. Dem Genie kam diesmal die patriotische Gesinnung seiner Mitbürger zu Hülfe; dem bewährten Erfinder und Constructor kunstreicher Maschinen griff das öffentliche Zutrauen unter die Arme, heftete Schwingen an seine Schultern, und so vermochte Schwilgué Ende September 1842, als in Straßburg der wissenschaftliche französische Congreß tagte, zum ersten Male vor befähigten Richtern das geheime Räderwerk seines gigantischen astronomischen Baues zu enthüllen, und getrost, ohne aufgeblähte Eigenliebe, sein opus exegi aussprechen. In Versen und in Prosa ist sein Verdienst gefeiert, von allen Seiten beleuchtet worden. Schwilgué, nach schwerer Prüfungszeit, gelangte zu dem seltenen Glück, von der Mitwelt nach seinem ganzen Werthe, ich sage nicht erfaßt, aber geschätzt und geachtet zu werden, mit Ehren überhäuft, von hohen Besuchen bewillkommnet, in hohem Alter zu scheiden und Lorbeeren zu ernten auf dem trockenen Felde der höheren

Zahlenkunde, wo der Arbeiter sich gewöhnlich nur durch die Disteln der Algebra durchwindet.

Zu Füßen der astronomischen Uhr, an die westliche Mauer des Transeptes sich lehnend, weist sich dem Besucher das von Friedrich ersonnene Standbild des Bischofs Werinhar. Es steht dort so ziemlich am rechten Platze; denn wie allbekannt, rührt der romanische Theil der Kirche von jenem Kirchenfürsten her. — Es ist eine würdige Gestalt, vielleicht nicht gerade im Style des früheren Mittelalters gehalten, aber auf jeden Fall eines der gelungenen Werke des einheimischen Künstlers.

Rede zur Festfeier des 9. August 1871.

Goethe in Straßburg.

„Es ist vortheilhaft
Den Genius bewirthen; giebst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder."

Sie gestatten mir, meine Herren, daß ich die Betrachtungen, die sich an den Aufenthalt Goethe's in Straßburg und die Jubelfeier seiner Doctorpromotion knüpfen, mit den eignen prophetischen Worten des großen Dichters einleite; Sie gestatten, daß ich meine Unzulänglichkeit, meine Schwäche in die Falten seines unsterblichen Zaubermantels berge. Nur ein tiefes Pflichtgefühl, nur der Wunsch, einem höheren Aufruf zu folgen, kann den Greisenhaften, schon zur Hälfte Abgeschiedenen bewegen, in dieser ernsten Weihestunde das Wort zu nehmen, mit der inständigen Bitte um Nachsicht, wenn er es wagt, das goldene Zeitalter deutscher moderner Dichtung in seinen Anfängen auf hiesigem Grund und Boden skizzenhaft vorzuführen.

Es ist dies schon zu wiederholten Malen von berufenen, talentvollen Schriftstellern geschehen; Goethe selbst hinterließ in seiner Autobiographie ein ewig frisches, farben- und ideenreiches Gemälde dieses bedeutsamsten Abschnittes seiner Laufbahn. Ich kann somit blos unsere Gefühle des Dankes aussprechen für dieses herrliche Vermächtniß, hinweisen auf einige Lichtpunkte, und im großen Dichterkönige den Friedensfürsten begrüßen, der versöhnend auf die Jetztwelt einzuwirken bestimmt ist.

Wir, die Schüler Goethe's — ich darf das wohl ohne Rückhalt sagen — wir sind die Glieder einer unsichtbaren Kirche, eine nicht zu berechnende Jüngerschaar, die ehrfurchtsvoll zu dem Altmeister aufblickt, denn Er vor Allen führte uns, Hand in Hand mit seinem unsterblichen Dichterbruder, er führte uns „in die heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen, und des Jammers trüber Sturm nicht mehr rauscht." Poesie, Kunst und Wissenschaft bilden, Gott sei es gedankt, immer noch das neutrale Gebiet, wo sich die im Leben entgegenstehenden Tendenzen friedlich begegnen.

Wenn sich die ganze gebildete Welt an Goethe's Meisterwerken erbaut, wenn sie ihn als ebenbürtig neben die größten Genien des Alterthums, des Mittelalters nnd der Neuzeit hinstellt, so ist Straßburg ganz absonderlich zur Dankbarkeit gegen ihn verpflichtet. Ertheilte er doch meiner Vaterstadt und dem Elsaß ein Adelsdiplom, nicht ausgefertigt auf vergängliches Pergament oder chinesisches Seidenpapier, nein, mit tiefem Schriftzug eingegraben in die Felsen Hohenburgs, in

die verſteckteſten Thalgründe der Vogeſen, gezeichnet auf die Muſcheln des Baſtberges, deſſen geologiſche Bedeutſamkeit er vorahnend errieth; niedergelegt in eine einſame Pfarre nahe an den weidebegrenzten Werdern des Rheinſtroms, aber vor allem mit Keilſchrift gemeißelt in die Münſterpyramide, von deren Spitze er zum erſten Mal hinausſah in das paradieſiſche Land, bei deſſen bloßer Erinnerung auf ſeine achtzigjährige Stirn ein jugendlicher, roſenrother Schimmer ſich ergoß. Einen Adelsbrief hat er ausgeſchrieben für jeden ausgezeichneten Geiſt, für jede damalige intellectuelle Größe der hohen Schule und des Elſaſſes: für dich, Schöpflin, den Mann eiſernen Fleißes, mit der Suada Ciceronianiſcher Beredtſamkeit um den heiter lächelnden Mund; für den dreifach begabten, der in Deutſchlands, Galliens und des alten Latiums Sprache gleichermaßen zu Hauſe, ein bindendes Mittelglied wurde zwiſchen Oſt und Weſt und Süd; für dich, Jeremias Oberlin, den ſinnigen Antiquar, den erſten, ernſten Forſcher auf dem unbeackerten Boden des altgermaniſchen und altfranzöſiſchen Idioms; für Koch, den Begünder einer faßlichen, chronologiſchen Methode, und den gefeierten Lehrer des Staatsrechts; für die auf mediciniſchem nnd chemiſchem Gebiete noch jetzt bekannten Namen von Spielmann, Ehrmann und Lobſtein; für dich, Franz Lerſe, den Freund und treuen Gehülfen des früh erblindeten Sängers des Prinzen Eugen, des Storches zu Delft und des opfermuthigen Pelikans; für den ehrenwerthen Actuar Saltzmann, den Mentor der Goethe'ſchen Tiſchgeſellſchaft, den väterlichen Rathgeber und Freund des nach Erfahrung

gierigen Jünglings; für euch alle, des Dichters Freunde und Studiengenossen, die, gleich ihm, an der Brust der Alma mater gelegen; für den mystischen Geisterseher und den praktischen Oculisten Jung Stilling; für den unseligen Reinhold Lenz, der, wenn er zugelassen wird in die Vorhalle des Tempels der Unsterblichkeit, es einzig und allein der neidlosen Freundschaft seines großen Gönners und Beschützers schuldet; für Dietrich, den Gründer der Hochöfen im Jägerthal, den Vater des juridisch gemordeten Maires von Straßburg . . . Was nur Goethe's Zaubergerte hier und in weiterer Umgebung vorübergehend streifte, ist unter dieser leichten Berührung zu höherem Leben erstanden; die von ihm im eigentlichen Sinne geformten Gestalten umschweben ihn, im Geisterreiche jenseits, auf reellem Boden diesseits, sie danken ihm, daß er sie aus dem Schattenlande der Vergessenheit errettet. — Dasselbe Unsterblichkeitsdiplom hat ja Goethe auch seinem fürstlichen Freunde, dem Herzog Karl August und dessen hohem Hause verliehen, und Weimar hat sich dem Genius des liebreichen Schützlings dankbar erwiesen und seine sterbliche Hülle in der Fürstengruft beigesetzt. Wir können nicht Gleiches mit Gleichem vergelten; aber in treuem Herzen können und sollen wir die Erinnerung hegen an die schöne Zeit, als Goethe unter unseren Großeltern wandelte, unbekannt, aber auf seiner Stirne schon für feine Menschenkenner das Wahrzeichen des hohen Geistes in Feuerzügen trug.

Die Gründung einer neuen Universitätsbibliothek für Straßburg, einer Fundgrube für Wissenschaft, einer Freistätte für den Forscher und den Denker, eines

Heiligthums für die Lehrenden und die Lernenden, knüpft füglich an die erhebenden Erinnerungen, die hier, mit Goethe's Namen eng verschwistert, uns auf jedem Schritt und Tritt entgegentreten. Indem wir die Inauguration der neuen Schöpfung mit seinem Andenken verbinden und an der Wohnung, die er auf dem Fischmarkt inne hatte, eine Gedenktafel stiften, errichten wir ihm ein Monument, dessen er in der Fülle seiner Glorie, im hohen Chor der Ruhmesbasilika, wohl entbehren kann, das aber als Abschlagszahlung unserer Schuldverschreibung gelten mag.

Sie, meine Herren, Sie wissen es so gut, ja besser als der unberufene Redner, daß der Frankfurter Patriziersohn hier an einem Wendepunkte seines Entwicklungsganges stand; daß er von hier aus in ganz neue Bahnen einlenkte und sich, nicht willenlos, nein, mit vollem Bewußtsein in einen reichlich fluthenden, goldkörnerrollenden Strom stürzte und mit diesen Wellen zu neuen Fruchtgeländen hintrieb. — Hatte er in Frankfurt und Leipzig im Anschluß an die herrschenden Schulen seine ersten Versuche gedichtet und in die Formen der überlieferten Poetik gezwängt, so warf er hier diese beengenden Fesseln ab. Hier, in Straßburgs Mauern, eröffnete ihm Shakespeare einen ungeahnten weiten Horizont, entdeckte ihm das geheime Räderwerk des Schicksals in der Geschichte, legte vor seinen Augen die feinsten Fasern des menschlichen Sinnens und Trachtens blos, ließ ihn an der räthselhaften Figur des Hamlet die Entzifferungskunst der Seelenzustände üben, und sich an den sprühenden Funken des Witzes und des Humors ergötzen. Lessings dramaturgische

Blätter übten von jetzt an einen unbestrittenen Einfluß auf ihn; die elsässischen, volksthümlichen Lieder führten ihn, auf Herder's Antrieb und Fingerzeig, in die unerforschten Schachten eines Urgebirgs, in die Volkspoesie, wo reiche Erzadern geborgen lagen und ihm geheimnißvolle Quellen entgegenrauschten. Hier in Straßburg zuerst durchblätterte er die Chroniken des Mittelalters, die ihn bald zu Götz von Berlichingen hinüberführten. Hier befreundete er sich mit der Märchen- und Legendenwelt und fand so geeigneten Stoff zu seinen späteren Schöpfungen. So kam es, daß die Grundidee zum Faust hier vorerst in seinem Geiste auftauchte und sich wie eine organische Pflanzenzelle allmälig entwickelnd, durch sein ganzes, langes, reiches Leben hinzog. Fragmentarisch nur erschloß sich das titanenhafte Poem vor den Augen seiner Zeitgenossen, oft durch lange Zwischenräume das eine Bruchstück von dem andern geschieden. Wie ein ungelöstes Räthsel, aufgegeben von einer mittelalterlichen Sphynx, lag es vor, und als Goethe, schon an der Schwelle des höhern Alters stehend, den ersten Theil in die Hände des Publikums gab, war es ihm selber, als lüfte er den Vorhang von einer Schaubühne, die ihm seit langer Zeit entfremdet worden. Er mußte wehmüthig und in tiefes Sinnen verloren, die Bilder heraufbeschwören, die er aus der elsässischen Jugendzeit mitgenommen.

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt!
Versuch' ich wohl, euch diesmal festzuhalten?
Fühlt sich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?

Ihr ſchwebt herbei! nun gut, ſo mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunſt und Nebel um mich ſteigt.
Mein Buſen fühlt ſich jugendlich erſchüttert
Vom Zauberhauch, der euern Zug umwittert.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten ſteigen auf.
Gleich einer alten halbverklung'nen Sage
Kommt erſte Lieb' und Freundſchaft mit herauf.
Der Schmerz wird neu; es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthiſch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die um ſchöne Stunden
Vom Glück getäuſcht, vor mir hinweggeſchwunden.

Sie hören nicht die folgenden Geſänge,
Die Seelen, denen ich die erſten ſang;
Zerſtoben iſt das friedliche Gedränge,
Verklungen, ach! der holde Wiederklang.
Mein Lied ertönt der unbekannten Menge;
Ihr Beifall ſelbſt macht meinem Herzen bang,
Und was ſich ſonſt an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerſtreuet.

Jetzt erſt iſt es uns gegeben, die unendliche Sehnſucht und Wehmuth zu verſtehen, die in dieſen herrlichen Strophen geborgen liegt; jetzt erſt können wir die Tiefe dieſer Empfindung ergründen. Und ſoll ich, darf ich ſie bei Namen nennen, die lieben Schatten, näher bezeichnen die Bilder der frohen Tage, der erſten Neigung, die vor dem ſinnenden Dichter aus dem Nebelduft der Vergangenheit aufſteigen? Wäre es nicht eine halbe Entheiligung?

Auch ſollte ich, nachdem der Dichter, wenn auch nur fragmentariſch, ſelber geſprochen, mich an ſeine Worte halten, keiner anderen Betrachtung mehr Raum

lassen, denn solche verhält sich nur wie ein tellurisches Beigemisch zu seltener Himmelskost. Allein es drängen sich doch allzunahe liegende Gedanken vor, die wir in dieser Skizze des zuerst sich offenbarenden poetischen Schöpfungsdranges Goethe's nicht abweisen dürfen, ohne dem Programm untreu zu werden, das uns auf die neue Gründung einer „universellen" Bibliothek hinweist.

Vergessen dürfen wir nicht, daß Goethe, wie sein unersättlicher, unbefriedigter Faust mit Philosophie, Juristerei und Medicin, beiläufig auch mit Theosophie und Theologie sich abgab, mithin an die Pforten aller vier Fakultäten anklopfte, daß er überdies hier auf ein anderes, ihm zuvor fremdes Gebiet hinüberschweifte; daß er ein halbes Jahrhundert vor Sulpitz Boisserée und der französischen Architectenschule zum Studium der gothischen Baukunst hinneigte, daß er die Manen Erwins von Steinbach heraufbeschwor und den ersten Plan des genialen Baumeisters divinatorisch andeutete, noch ehe er die im Frauenhaus aufbewahrten Risse mit eigenen Augen gesehen. Es lag in diesem seltsam begabten Geiste eine prophetische Initiative, die ihn all' seinen Zeitgenossen auf mehreren Feldern der Wissenschaft voranzueilen drängte. Die Keime dieser Naturanlage, die sich später zu Blüthen und Frucht herrlich entfalteten, lassen sich jetzt mit leichter Mühe in seinen elsässischen Vorstudien aufspüren. Am Fuße des hehren Erwinbaues, der auch auf uns Epigonen ahnungsvoll, gedankenschwer niederblickt, erschloß sich ihm eine unendliche, wundervolle Welt. — In seinem eigenen Herzen entdeckte er auch hier den unerschöpflichen Quell wahrer,

warmer lyrischer Begeisterung. Die Goldsmyth'sche idyllenhafte Erzählung verkörperte sich für ihn, und im Wiederglanze seiner Gefühle sah er in der einfachen, anmuthigen Landschaft nördlich von Straßburg einen verklärten Aether und farbige Irisbogen, wie seitdem kein sterbliches Auge mehr diese atmosphärischen Gebilde erblickte. Und später, aus dem Aschenhaufen seiner verkohlten Leidenschaft, hob er, wie Mahadöh der Gott der Erde, seine Geliebte, „mit feurigen Armen zum Himmel empor".

Vor dieser ernsten Versammlung darf ich mir nicht in das öfter vorgeführte Drama der ersten tiefen Neigung des Dichters einen weiteren Einblick erlauben; kaum wage ich es anzudeuten, daß auch dieses Erlebniß in den Entwickelungsgang des jungen Rechtsbeflissenen eingriff und ihn zwar nicht verhinderte, seine lateinischen Theses am 6. August 1771 blendend — er sagt leichtfertig — zu vertheidigen, aber doch manchmal die sogenannten Brodstudien stören mochte. Nur dürfte zu erinnern sein, daß Goethe eine Schnellkraft und eine Arbeitsfähigkeit besaß, wie Wenige; wie er denn auch in hohem Alter, mitten unter Kriegsstürmen, Familienverlusten, persönlicher Bekümmerniß und Dienstpflicht seinen früheren encyclopädischen Studien immer treu blieb. Sich und seinem Freunde Schiller konnte er getrost das ausdrucksvolle Zeugniß ausstellen: Wie Galeerensclaven arbeiten wir. Für die Dichter-Dioskuren war der Lorbeer keine Zierpflanze: jeden Tag erkämpfen sie sich ein frisches Blatt an dem immergrünen Kranze, der beider Schläfe schmückte, und im

Vollbewußtsein redlichen Strebens konnten sie, wie Faust, ausrufen:

Nur der verdient die Freiheit und das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Zu Straßburg im Universitätskreise durfte sich Goethe übrigens nur umsehen, und überall stieß er auf unermüdliche Thätigkeit. In demselben Jahre, als er sich immatrikuliren ließ, begann der berühmte Hellenist Johannes Schweighäuser seine segensreiche Lehrerlaufbahn, und theilte jüngeren Freunden, wie z. B. Brunck, dem Herausgeber des Sophokles, seine Liebe zu Griechenland mit. Diesen klassischen Studien war Goethe keineswegs verschlossen, aber damals nicht eifrig zugewandt; er setzte sich sogar deshalb den spöttelnden Bemerkungen Herders aus. Auch gegen die französische Literatur, die er früher geliebt, verhielt er sich an Frankreichs Gränze eher abwehrend. Der kritische, verneinende Geist des alternden und altklugen Voltaire stieß ihn ab, so sehr er dem universellen Genie des Patriarchen von Ferner Bewunderung zollte. Und nun gar die materialistische Schule der Encyclopädie, welche im »Système de la nature« des Barons von Hollbach gipfelte, war ihm in tiefster Seele zuwider. Das sogenannte Natursystem fand er aschgrau. Goethe, der seitdem als irreligiös verschrieene Pantheist, beugte sich von jeher vor dem unerforschlichen Urprincip und verwies die Theorie der ewigen Materie in das Reich einer ungerechtfertigten, unfruchtbaren Speculation.

Doch ich gerathe in Gefahr, mich ebenfalls auf einem abgelegenen Pfade zu verirren, und kehre zu der Bemerkung zurück, daß Goethe zu Straßburg in sprach-

lichem und literarischem Bezug ebenfalls an einem Scheidewege stand. Hätte er, statt dem Genius Shakespeare's und den Lehren Lessings zu huldigen, vor Voltaire die Kniee gebeugt, so gestaltete sich die Zukunft der deutschen Poesie ganz anders. Großes hätte Goethe jedenfalls geleistet; aber zum ächt germanischen Dichter, und später zum Verkünder einer alles versöhnenden Weltliteratur wäre er nicht geworden; die ganze Rangordnung auf dem deutschen Parnaß hätte sich anders gefügt; eine für die Jetztlebenden ganz unberechenbare Modification in allen geistigen Verhältnissen wäre eingetreten; die Constellationen an dem Dichterhimmel, und ich wage es hinzuzufügen, am politischen Horizont, wären in ganz anderer Stellung erschienen. Hat doch Napoleon nach der historisch-gestempelten Unterredung mit Goethe zu Erfurt in drei Worte alles zusammengedrängt, was sich seinem Scharfblick bei dieser einzigen Erscheinung bot: „Das ist ein Mann! Voilà un homme! Und Napoleon kannte von Goethe nicht viel mehr als den Werther in unvollkommener Uebersetzung! Und Goethe drückte sich in einer angelernten Sprache aus!

Der magnetische Einfluß, den Goethe's Persönlichkeit und seine Werke ausgeübt und in langer Folgezeit noch ausüben werden, ist unberechenbar. Die dem Elsaß gewidmeten Abschnitte in „Dichtung und Wahrheit" haben in Deutschland die alte Liebe für das ehemalige deutsche Reichsland zu neuer Flamme angefacht. Die magischen Tinten, die Goethe über die Gefilde des mittleren Rheinthales ausgoß, erweckten und unterhielten in den Herzen der überrheinischen Bewohner

eine Sehnsucht, derjenigen gleich, die Mignon nach Italien in das Land der Pomeranzenhaine zog. Seit einem halben Jahrhundert haben unzählige Reisende, Goethe's Spuren folgend, auf der Münstergallerie gestanden und auf einer Steinplatte seinen Namen entziffert; unzählige Pilger sind nach dem entlegneren Sessenheim gewandelt und haben dort nach den letzten Reliquien der Frühlingsneigung des Dichters geforscht. Goethe ist von der irdischen Bühne abgetreten, kaum ahnend, welche leidenschaftliche Begeisterung er entzündet und wie sehr dieser nun einmal angeregte electrische Funken in ganz andere Regionen hinüberzuckte. Auch hier kann ich blos andeutend verfahren. Ich wünsche in Goethe einen Vermittler zu finden, keinen wenn auch unwillkürlichen Propagandisten. Ich wünsche, daß bei der Verehrung dieses Glanzgestirnes politische Gegner sich die Hand reichen; ich wünsche, daß die an seinen Namen sich lehnende Gründung wachse, gedeihe und segensreiche Früchte bringe; daß unter dem Balsam der alles heilenden Zeit geschlagene Wunden vernarben. O, wenn dieser fromme Wunsch in Erfüllung geht, wenn der über das Grab hinaus waltende und wirkende Genius auch dieses schöne Friedenswerk vollbringt, dann dürfen wir alle dankbar einstimmen in den Spruch des zweitgrößten Dichters Deutschlands, dann dürfen wir neubestätigt finden das herrliche Wort:

Es soll der Sänger mit dem König gehen;
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

Ein Salon in Straßburg unter der Restauration.

In dem ersten Decennium des Jahrhunderts, während den Honigmonden des Consulats und des Kaiserreichs war Straßburg eine bevorzugte Stadt. Englische Kriegsschiffe und Piraten kreuzten vor den französischen Häfen des Oceans und des Mittelmeers; sie sperrten jeden Verkehr; doch während dieser Seesperre herrschte an den Ufern des Mittelrheins eine ungewohnte lebhafte kommercielle Bewegung. Häufige Truppenzüge warfen in die ehemalige Hauptstadt des Elsasses bedeutende Summen ab; der regelmäßige und unregelmäßige Verkehr legte den Grund, worauf sich rasch große Handelshäuser erhoben. An einen glücklichen Zustand gewöhnt man sich schnell; die Unfälle kommen nicht in Berechnung und Aussicht; da folgte aber eben so schnell ein Rückschlag, wir meinen die für Frankreich unseligen Jahre von 1813 bis 1815: epidemische Krankheiten, die Wechselfälle des Krieges, der jähe, doppelte Sturz des Kaisers, die Hungersnoth der

Jahre 1816 bis 1817; Straßburg fiel von seiner erschwindelten Höhe und mußte sich, nothgedrungen, zu einer einfacheren Stellung bequemen. Doch ebenso wenig verschwand mit einem Male die frühere Gastlichkeit; der Kern der ehemaligen höhern Gesellschaft des „grand monde", — wenn dieser Ausdruck in einer Provinzstadt nicht allzu anspruchsvoll scheinen sollte — dieser Kern hielt Bestand. Mehrere Familien fuhren fort, Freunde, Bekannte und Ausländer zu empfangen, nicht mit dem verzehrenden, tollen Aufwande der spätern Festlichkeiten und Gastmähler. Die Geselligkeit äußerte sich bescheiden und ersetzte die Pracht durch die Herzlichkeit der Aufnahme.

Ich versuche es hier, einen dieser gesellschaftlichen Vereine in unserer Provinzstadt um die Mitte der Restauration zu schildern. Warum nun fällt meine Wahl auf eine vorübergehende Epoche, die nicht mehr den Stempel der napoleonischen Regierung und noch nicht die Farbe der spätern parlamentarischen und republikanischen Neuheiten trägt? Ich hoffe, das folgende dient mit zur Entschuldigung und Erklärung. Ich halte an dem Jahre 1822 fest, weil es in die Zeit meiner Jugend fällt, und der rosige Widerschein dieser Frühlingstage noch im späten Alter vor dem Auge des Greisen die flüchtigen Tage verklärt, wo das Leben mit verdoppeltem Pulsschlag sich kundgab.

Bei einer andern Gelegenheit ward erzählt, wie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Straßburg sich als Sammelplatz erwies für nordische Fremdlinge aus den baltischen Provinzen, und wie auf diesem Punkte deutsche und französische Bildung neben einander,

doch nicht gerade in brüderlichem Bunde hinlebten. *) Unter der Regierung der ältern Bourbonen zeigte sich hier gleichsam ein Abglanz jener früheren, goldnen Zeit. Russen, Deutsche, Engländer besuchten Straßburg und nahmen Quartier in unseren Mauern; die Jüngern ihren akademischen Studien nachkommend, die Aeltern sich der höhern Gesellschaft erfreuend; mit ihnen kam vorübergehend ein frisches Element in das hiesige Leben. — Ich bitte um Nachsicht, wenn ich meine Leser nicht in irgend eine patriotische Häuslichkeit, auch nicht in die Wohnung eines echt französischen, aus dem Innern herbeigekommenen Beamten einführe, und mich an einen Salon der überseeischen nördlichen Colonie anschließe. Auf diesem neutralen Boden wird mir die Gruppirung der Theile, in dem sich die damalige Gesellschaft abgrenzte, bedeutend erleichtert. Meine Erinnerungen sind, ich hoffe es, genau und durch die langen Zwischenräume nicht abgeschwächt. Es wäre vielleicht Einiges hinzuzufügen, Weniges in den Hintergrund zu schieben; zur Widerlegung und Berichtigung meiner Aussagen findet sich wohl noch manch' Ueberlebender.

Wir betreten also den ehemaligen Gasthof „zum Geist," denselben, wo Herder abstieg und den Göthe oft besuchte, auf dem linken Ufer der Ill, der St. Nicolauskirche gegenüber. Die geräumigen Zimmer und Säle mit dem noch jetzt bestehenden Balkone waren damals von einer polnischen Gräfin bewohnt.

*) La Ville et l'Université de Strasbourg en 1770. — Mémoire lu dans l'Assemblée générale du congrès scientifique de France, le 27 septembre 1842.

Die schöne jugendliche Dame stand auf der Jahresgrenze, welche noch den Zoll der Verehrung und Anbetung der Männerwelt berechtigt. Die liebenswürdige, anmuthstrahlende Frau v. Lewezow war von drei Kindern, d. h. von drei Mädchen umgeben; das älteste war mit fünfzehn Jahren schon zur Jungfrau aufgeblüht; neben der Mutter schien sie die Rosenknospe am selben Zweige mit der üppig entfalteten Centifolie. — Gräfin v. Lewezow war eine Wittwe; einen Augenblick mit Schulden belastet, hatte sie ein Rittergut in Lotterie-Loosen verwerthet und durch einen seltenen Glücksfall wieder eingewonnen. Sie machte in Straßburg ein großes Haus; ihre Mutterpflichten erfüllte sie jedoch gewissenhaft und leitete selbst die Erziehung ihrer drei Töchter. Ulrike, die älteste, ein herrliches Geschöpf, sollte in das reizbare Herz des greisen Göthe einen Liebesfunken werfen, welcher allzu rasch zündete.

Der Ausgang des Winters, den sie in Straßburg zubrachte, war bestimmt zu einem Ausflug in die böhmischen Bäder. Der Reiseplan ward eingehalten, und in Karlsbad traf sie mit dem Dichter des Faust zusammen. Goethe war damals mehr als siebzigjährig, und doch wurde er so unwiderstehlich von dem unschuldigen, naiven Liebreiz der Ulrike Lewezow angezogen und gefesselt, daß er eine Zeitlang all' seinen geregelten Arbeitsstunden entsagte — bei ihm das Symptom einer tiefen, gewaltsamen Aufregung. Vernahm er von ferne den Klang der Silberstimme Ulrikens, da ergriff ihn das sehnsuchtsvollste Bangen. Ich möchte durchaus kein falsches Licht auf den Meister der deutschen Dichtkunst werfen, und doch fällt die Beschönigung schwer,

wenn man dieſe letzte leidenſchaftliche Scene einer oft romanhaften Laufbahn näher ins Auge faßt. Zur vollen Entſchuldigung Goethe's ſei indeß erwähnt, daß ſeine Neigung nicht unerwiedert blieb und daß beiderſeits Beſprechung über ein eheliches Bündniß gepflogen wurde. Doch ſiegte in der Bruſt des Altvaters die Stimme der Klugheit und das ernſte Pflichtgefühl; langſam und ſchonend löſte er ein Band, welches für ihn zur ſchweren Kette zu werden drohte .... mit gebrochenem Herzen kehrte er zum Studium der Geologie zurück.

Dieſen bizarren Zwiſchenfall an dem Lebensabend des deutſchen Dichterkönigs glaubte ich wieder auffriſchen zu dürfen; mehr als irgend eine Beſchreibung der polniſchen Familie erklärt ſich daraus die Anziehungskraft, die von der magiſchen Atmoſphäre der Frau v. Lewezow ausging.

In dieſem Zirkel war wohl täglich ein freiwilliger, der Gräfin ganz hingegebener Sclave zu treffen, der Baron Malouet, der höchſte Beamte des Departements. Dieſer ausgezeichnete Mann war als Präfekt ein Diener der Bourbonen, doch ſelbſtſtändig und liberal. Seine Anſichten, ſein ganzes Benehmen trug ganz den Charakter des Grand-Seigneur des achtzehnten Jahrhunderts; er war in guter Schule aufgewachſen. Sein Vater, ein Mitglied der Conſtituante, ſodann Miniſter Ludwigs des XVI, hatte dem unglücklichen Fürſten vor dem totalen Sturze der Monarchie die treuſten, vernünftigſten Rathſchläge ertheilt. Unter der napoleoniſchen Herrſchaft ſaß er im Staatsrath und endete ſeine bewegte Laufbahn als Marineminiſter (1814) unter Ludwig dem XVIII.

Seinem Sohne hinterließ er einen hochgeschätzten, ehrenwerthen Namen; allein dieser Ehrenschild gewährte gegen die Camarilla der Tuilerien keinen hinreichenden Schutz. Ein Gewitter zog sich über dem Haupte des Präfekten zusammen. Daß Herr v. Malouet sich mit Frau v. Lewezow befreundete, hatte einen guten Grund in der Sorge um seine öffentliche Stellung. Ein Gegengewicht gegen die Last seines Amtes suchte er in dem Rath und in der Gesellschaft der feinfühlenden taktvollen Frau. In seiner sanften, geistreichen Physiognomie lag ein Ausdruck verborgenen Kummers; nicht für seine persönliche Laufbahn allein war wohl der biedere Mann besorgt; die nähere oder fernere Zukunft der Bourbonen mußte ihm bedenklich scheinen und Furchen auf seine Stirne graben.

In zweiter Linie zeigte sich Herr Engelhardt, der als Unterpräfekt während der kaiserlichen Regierung in der Rheinprovinz gelebt, und jetzt in Straßburg, seine Heimath, zurückgezogen, ein Künstlerleben führte. Herr Engelhardt war bei der Gräfin Lewezow gern gesehen; er verstand sich wohl auf das Anordnen geistreicher Festlichkeiten. Gerade für den Abendzirkel, wohin ich meine Leser mir zu folgen einlud, organisirte er mit seinem Sohne mimische Gemälde, kostümirte Scenen, die in rascher, dramatischer Folge bestimmt waren, die einzelnen Sylben und das Ganze eines charadenartigen Wortes vorzuführen. Die Zuschauer hatten sich mit der Auflösung des Räthsels zu befassen.

Nun möchte ich nicht dafür einstehn, daß ganz reiner Mund gehalten, und das Errathen nicht wenig-

stens für einige Anwesende halbwegs erleichtert wurde. Das beste an der Schaustellung war jedenfalls die improvisirte Truppe, der Anblick der herrlichen, jugendlichen Gestalten, die sich durch den Salon feierlich bewegten, oder in festgehaltener Gruppirung den Hintergrund ausfüllten.

In der Künstlerwelt hatte sich Herr Engelhard blos als Dilettante bethätigt. Doch konnten füglich seine schönen Landschaften, die Erinnerungen seiner Schweizerreisen, einen höhern Rang beanspruchen. — Neben ihm, doch weit über ihm als Talent, erschien im Salon der schönen Gräfin ein Landschaftsmaler, der in Deutschland nach und nach einen wahren Künstlerruf erlangen sollte. Helmsdorf war in vielen Kreisen willkommen und nicht nur um seiner ausgezeichneten Begabung; er empfahl sich als Mensch, durch seine trefflichen Eigenschaften, durch sein treuherziges, offenes Wesen. Zu Fuße hatte er die Apeninnen und Sizilien durchschweift, und von seinen Wanderungen viel werthvolle Skizzen mit nach Hause gebracht. Jetzt verwerthete er sie in Gemälden, die sich durch gewissenhafte, detaillirte Ausführung, durch ein blendendes Colorit, durch originelle Gesammtauffassung der Lokalitäten auszeichneten. In späteren Jahren wandte sich Helmsdorf mehr der skandinavischen Natur zu. — Ich sah ihn zum letzten Male während dem verhängnißvollen Sommer von 1848; er lebte damals still und einsam kränkelnd in einem wenig besuchten Thermalbad des aufgereizten Großherzogthums, und ging seinem nahen Ende entgegen.

Unter den Zuschauern dieser mimischen Gemälde

befand sich eine ritterliche Gestalt, ich darf nicht sagen ein alternder Krieger, denn seine Züge waren noch jugendlich, aber von erlittenen Strapatzen durchfurcht. Wilhelm v. Türckheim, wenig Jahre zuvor der Adjutant des Generals Rapp, hatte in Frankfurt im Herzen, oder um mich bestimmter auszudrücken, in der lebhaften, entzündlichen Phantasie Bettina's eine tiefe Spur hinterlassen: der französische Officier übte auf sie eine dreifache Anziehungskraft; er war tapfer, männlich schön und überdies ein Sohn der von Goethe verherrlichten Lili. An Wilhelm v. Türckheim's Seite stand ein Hauptmann; männliche Thatenlust war auf seiner Stirne geschrieben und glühte in seinen feurigen Augen. Unter der Juliregierung ward ihm das schönste Loos des Kriegers; er fiel, als Obrist, in Spanien, gegen die Carlisten kämpfend, an der Spitze der Fremdenlegion. Sein Name war Conrad, der ehemalige Adjutant des General Koehorn. In seinem ganzen Wesen lag ein Anflug des Konspirators; auch verbarg er keineswegs seine Vorliebe für die ehemalige kaiserliche Regierung. Seine soldatischen Züge vermählten sich, als treffliches Nebenbild, mit den Zügen seines Nachbars; nur erwartete letztern nicht der Tod auf dem Schlachtfeld, sondern das baldige langsame Hinsiechen auf einem schmerzvollen Sterbelager.

Ueber den Salon der Gräfin breitete sich übrigens keine kriegerische Atmosphäre; mir schien die Luft mit lauwarmen Atomen geschwängert. Hier, an derselben Stelle, wo jetzt Frau v. Lewezow ihre Verehrer und Schmeichler um sich sammelte, hier hatte vor wenig Jahren die Herzogin v. Wallis mit Bergami gefrevelt.

Die Gelehrtenwelt war durch einige ausgezeichnete Exemplare vertreten; in dieſer angenehmen Umgebung ſuchte man aufmunternde Kritik oder wohlgemünzte Lobſprüche. . . . Noch erſteht vor meinen Augen Arnold's ſarkaſtiſche Figur. Schon ſeit einigen Jahren hatte er aus Goethe's Hand das Diplom der Celebrität, ja ſogar der Unſterblichkeit erhalten. Es zeigte der Verfaſſer des Pfingſtmontags durchaus keine Verlegenheit; ſein Blick ſchweifte unſtät aber keck über die jungen Damen und Matronen hin, die den Zirkel des Hauſes bildeten. — Mehr als eine dieſer Geſtalten hatte vor der Frau v. Lewezow die jugendlich friſchen Züge voraus; aber wohl mochte die eine oder die andere insgeheim die Gräfin um den Zepter der anmuthigen Liebenswürdigkeit beneiden.

Aus den Reihen der Zuſchauerinnen ſchwebt mir noch das glänzende Bild einer Dame vor, die unlängſt in Weimar eine väterlich herzliche Aufnahme bei Goethe gefunden; es war die Schwiegertochter Lili's; bei dem greiſen Dichter ein eigenthümlicher Vorzug! — An ihrer Seite ſaß eine Verwandte, entſproſſen aus einer geſchichtlichen Adelsfamilie Württemberg's; auch dieſe Frau brachte in die geſellſchaftlichen Kreiſe Straßburg's eine unſchätzbare Eigenſchaft: mit franzöſiſcher Feinheit verband ſich in ihr deutſche Treuherzigkeit. Im Zirkel der älteren Damen befand ſich die Baroneſſe, Wittwe des Generals v. Koehorn; eine würdige, etwas imponirende Erſcheinung, und in ihrer nächſten Nähe Frau Renouard de Buſſiere; aus ihren milden Zügen ſprach das Wohlwollen und die thätige Güte. —

Ich kehre zu den Männern der Wiſſenſchaft zurück.

— Nicht weit von Arnold, in einer Fensterbrüstung sich bergend, als fürchte er für seine geschwächten Augen den Kerzenglanz, saß ein gelehrter Archäologe, noch in vollem Mannesalter, doch schon auf der abhängigen, schiefen Bahn der Abnahme der physischen Kräfte: ich meine Gottfried Schweighäuser, den würdigen Sohn des berühmten Helleniſten. — Mit Schweighäuſer hatte ſich Herr v. Golbery in ein à-parte Geſpräch eingelaſſen. Dieſes junge Mitglied des Colmarer königlichen Appellhofes war eigens zu dieſer Soirée nach Straßburg gekommen, und unterhielt ſich vermuthlich mit ſeinem Freunde über den bald auszuführenden Plan einer illuſtrirenden Beſchreibung der Schlöſſer und Kirchen des Elſaſſes. Golbery mochte wohl auch einige Zerſtreuung ſuchen, denn ſchwer laſteten auf ihm die Sorgen eines Unterſuchungsrichters oder Auditors. Wohl angeſchrieben bei der höhern Verwaltung fiel auf ihn die ſchwierige Pflicht, gegen die Verſchwörungen im Oberrhein mit den Waffen des Scharfſinns, der Dialektik und der Beredſamkeit einzuſchreiten. Er, der Ueberſetzer Niebuhrs, ſtand noch am Eingang ſeiner bewegten und wohlausgefüllten Laufbahn. Sein feines, etwas kokettes Geſicht hob ſich ſeltſam ab von der krankhaften Ueberfülle ſeines Freundes.

Nicht ferne vom Präfekten, und ſichtlich verlangend, eine Unterredung mit ihm anzuknüpfen, ſtand ein Gelehrter, etwa in Golbery's Alter, und wie Golbery aus dem wiſſenſchaftlichen Deutſchland den beſten Schatz ſeiner Kenntniſſe herüberholend; Sohn eines elſäſſiſchen Ackermanns, wußte Matter ſeinen ländlichen Urſprung geſchickt zu verleugnen; er bereitete ſich vor auf ſeinen

Pariſer Aufenthalt; ſchon bekannt als Verfaſſer einer Geſchichte der Alexandriniſchen Schule, zeigte er ſich mit den gegenwärtigen Celebritäten auf vertrautem Fuße, und hegte unverkennbar das Vorgefühl ſeiner künftigen akademiſchen Erfolge.

Ein frühreifer Profeſſor der Philoſophie, doch ſchon im Vollgenuß ſeiner Beredſamkeit, fehlte in dieſer Verſammlung. Bautain beſuchte keine größere Geſellſchaft; er glänzte durch ſeine Abweſenheit. Die Deputirten des Niederrheins waren zu Paris in der Kammerſitzung; ſonſt hätten wohl die Herren v. Buſſierre und v. Türckheim ſich bei der Gräfin Lewezow eingefunden. Hr. Humann, der ſchon als arbeitſamer, ſtaatsmänniſcher Finanzier eine große Auszeichnung genoß, hätte ſich unſtreitig, wie Bautain, bei Seite gehalten.

Noch fehlt in dieſer flüchtigen Beſchreibung ein wichtiges Element; noch habe ich nicht von den auswärtigen Gäſten einige vorgeführt. Liefländer, Kurländer, Bayern, Engländer nahmen Theil als Zuſchauer oder als handelnde Perſonen. Unter den jungen Kurländern fand ſich eine ſtolze, kecke Figur; ich bezeichne ſie nicht mit Namen, obgleich faſt eine halbhundertjährige Periode ſich zwiſchen jetzt und damals einſchiebt. Dieſer Jüngling hatte ſich hierher geflüchtet, und zwar von Heidelberg; er gab vor, dort zu ſtudiren; er war aber nicht mehr und nicht weniger als ein Renommiſt von Adel, der bei einer frivolen Zwiſtigkeit ſeinen Gegner im Duell zu Boden ſchoß. Seine Phyſiognomie war nicht unſchön; aber es lag darin ein dämoniſcher Zug; er ſchien keineswegs um das jüngſt Vorgefallene bekümmert; ſeine Flucht aus

der Universitätsstadt machte ihm keine grauen Haare. In den Reihen der Tänzer, die sich nach dem Schluß der mimischen Darstellung auf dem Parketboden rythmisch aufstellten und bewegten, war er nicht der letzte. Ein spöttisches Lächeln spielte um seine Lippen; und warum sollte ich es verhehlen, bei den jungen Damen und Mädchen war er wohl gelitten; es lag ein Corsarenzug in seiner Miene, und damals waren Byron's Helden die beliebtesten Gestalten.

Ich entferne mich nicht allzu sehr von meiner Vorlage, wenn ich die Gegenwart der baltischen oder skandinavischen Fremdlinge in Straßburg während dem achtzehnten und einem Theil des laufenden Jahrhunderts zu erklären suche. Es erschienen die einen nur vorübergehend; es ließen sich andere, als Ansässige, in unserer Mitte nieder. Nun ist es für jeden elsässischen Geschichtsfreund eine bekannte Thatsache, daß während der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges die schwedischen Heere im Elsaß eine furchtbare Rolle spielten. Erhielt sich doch lange die Erinnerung an jene gräßliche Epoche unter dem Namen des Schwedenkrieges in der Erinnerung des Volkes; doch unter diesen nordischen, unwillkommenen Gästen, unter den Officieren fanden sich welche, die in hohem Grade kultivirt, und, nach damaligen Begriffen, sich als liebenswürdige Menschen erwiesen. Auf mehreren Punkten unserer Provinz faßte so ein schwedischer Hauptmann, Major und Obrist feste Wurzel, oder nahm in sein fernes Heimathland die Erinnerung mit an die Rebenhügel, die Baumgärten, die gesegneten Kornfelder des Rheinthales. Der weite Umkreis der Ostsee gehörte damals

dem Königreich Schweden; die Bewohner Esthlands, Liefslands, Kurlands waren damals von ganzem Herzen dem schwedischen Norden zugethan; diese geschichtlichen heimischen Erinnerungen pflanzten sich fort von Vater zu Sohnessohn; kein Wunder, daß im Elsaß Familien wie die v. Rosen und v. Hahn, ebenso wie die Loewenhielm und Strahlenheim in den Adelsregistern sich vorfanden.

Nun wird man mich unterbrechen und mir entgegnen: Wir durchwandern mit dir die Reihen der Fremden, der Gelehrtenwelt, die Frauenzirkel; du nennst einzelne bevorzugte Erscheinungen mit Namen; warum denn kein Wort von den einheimischen Jungfrauen, von den Gestalten dieser mimischen Abendgemälde? Mein Schweigen hat, glaubt es mir, seine guten Gründe; mir verbietet mein Alter eine Abschweifung in dieses Königreich der Jugend; ich wage mich nicht mehr an die Beschreibung dieser liebenswürdigen, freudestrahlenden Mädchen; es sind doch die einen schon von der unerbittlichen Todessichel dahingemäht, oder die andern in ferne Gegenden verpflanzt. Und die noch unter uns hinleben, hat doch das Alter bereits ihre Stirne gebleicht; wäre es nicht unbesonnen und ungelegen, auch nur von ferne hier Namen zu nennen, anzuspielen auf die erste, süße Jugendzeit, auf längst entschwundene Erfolge, auf getäuschte Hoffnungen? Es gibt keinen Ersatz für die schönen Tage der ersten Maimonde; ihnen gegenüber sind Ruhm, Ehre, Macht und Reichthum eitel. Des Lebens Ernst, am Grabesrand, wirft auf die noch übrigen Abende einen Nebelschleier, vermengt unbarmherzig in einem einzigen

Knäuel die ungleichen Geschicke, und läßt den begünstigten, wie den enterbten Sklaven des Geschickes nur den Gewinn oder den Schmerz der Erinnerung.

Bevor ich schließe, sei mir vergönnt, noch eine Frage zu beantworten, die man mit vollem Recht mir vorlegen dürfte.

Dramatisirte Charaden, prächtige Costüme, beliebte Tänzer, kostbare Erfrischungen, waren das die einzigen Genüsse für die gegenwärtigen Gäste, für die fremden und einheimischen Celebritäten, für die schönheitstrahlende Frauenwelt? Wie? Konnte nicht in irgend einem anstoßenden, ruhigen Gemach, am lodernden Kamin, ein lebhaftes Gespräch zwischen Gleichsinnten sich entspinnen? War hier kein Raum, kein Ohr, kein Mund für die höhere Politik, für Wissenschaft, Kunst oder Literatur? Befaßten sich doch in der so oft mit Unrecht geschmähten Restauration die Gemüther mit ernsten Gedanken und Aussichten! Die ruhmgekrönten Namen von Lamartine, Casimir Delavigne, Beranger, Pierre Lebrun, fanden sie keinen Anklang in ausgesuchter Gesellschaft? Entfielen solche Namen nie den Rosenlippen, die für ihre Partner im Tanz und im Spiele gewiß der schmeichelhaften Worte viele fanden.

Hier ist eine völlige Beschönigung schwer. Wir stoßen hier auf die schwache Seite des Provinzial-Lebens. . . . Vor Allem sucht man eine Zerstreuung, eine Mahlzeit, einen Ball, einen Spieltisch. . . Und gestehen wir's nur; auch in den Haupt- und Residenzstädten werden die Salons immer seltener, die ausschließlich einer geistreichen Unterhaltung gewidmet sind. So wäre es den unbillig, von einer untergeordneten

Provinzialstadt mehr zu verlangen, als sie geben will und kann; der Luxus bleibt an solcher Stelle bevorzugt; die intellektuellen Genüsse treten in den Hintergrund.

Und selbst hier gibt es vielfache Ausnahmen. Unbefriedigt stiehlt sich mancher weg vom Spieltisch, oder entweicht bei den Klängen eines rauschenden Orchesters, oder sucht nach einer ceremoniösen, officiellen Festlichkeit eine bescheidene, stille Wohnung, zum Wechseltausch der Ansichten und Gedanken. Wer weiß, sogar in der kindlichen Seele Ulriken's v. Lewezow ließ vielleicht die glänzende Soirée in den Empfangszimmern ihrer Mutter, ließen vielleicht die Schmeichelworte ihrer jüngern Freundinnen und Tanzgenossen nur einen flüchtigen Eindruck — und horchte sie dagegen später mit inniger Theilnahme, mit offenem Gemüthe den kernigen, gedankenschweren Worten ihres väterlichen Freundes in Karlsbad. Ahnte sie wohl, daß der große Dichter seine Unsterblichkeit den beglückten Wesen mittheilt, die sich in dem Glanze seines wenn auch niedergehenden Gestirns sonnten? — Gewiß hat sie diese letzte Liebeshuldigung des greisen Sängers nicht verschmäht, und seiner, auch in andern Banden, mit treuer Anhänglichkeit gedacht. —

Erinnerungen von Johann Jacob Coulmann.

(Réminiscences par J. J. Coulmann.)

In 3 Bänden. Paris 1862. 1865. 1869. In 8°.

Als wir in einer hiesigen Zeitschrift den im Monat September 1870 erfolgten Tod des ehemaligen elsässischen Deputirten Coulmann anzeigten, verpflichteten wir uns, einige Rückblicke auf die Laufbahn des Verstorbenen zu werfen; die Erinnerungen, die er zu drei verschiedenen Epochen der Oeffentlichkeit übergab, boten uns dazu den erwünschten Stoff und Rückhalt. Es sind drei interessante Bände für die Leser im Elsaß und Straßburg um so bemerkenswerther, da der Verfasser seine Kinderjahre und später die bessere Zeit seines Lebens auf vaterländischem Grund und Boden zubrachte, mithin seine Memoiren an vieles Locale sich anknüpfen.

Nicht immer und überall tragen diese Mittheilungen das Gepräge der nachsichtigen, christlichen Duldung; der Verfasser ist geistreich-pikant, und läßt bisweilen dem angebornen und wohlgepflegten Hange zur Ironie den Zügel schießen; allein das schadet dem dramatischen Interesse des Geschriebenen keineswegs, und

Herr Coulmann hatte zu keinem didactischen, frommen Zwecke die Feder ergriffen. Schreiber gegenwärtiger Zeilen hätte zwar gewünscht, gewisse Namen, die für ihn ehrwürdig sind, mit etwas mehr Nachsicht eingeführt zu sehen; doch will er sich durchaus nicht als Puritaner geberden, und gesteht gern zu, daß auf weltlichem Standpunkte, bei solchen Unterhaltungen über vergangene Zustände und abgeschiedene oder veraltete Personalitäten, hie und da ein scharfes oder maliciöses Wort hingehen mag, und dem Memoirenschreiber nicht als ein unverzeihliches Verbrechen angerechnet werden darf.

Herrn Coulmann's «Réminiscences» enthalten nicht blos persönliche Erinnerungen; mehr als eine Seite, mehr als ein Capitel ist eingenommen von wörtlich übersetzten Briefen historischer Celebritäten; Künstler, Gelehrte, Dichter und Dichterinnen, Weltleute und ernste Charaktere treten abwechselnd auf und die, wie es scheint, gewissenhafte Reproduction geistreicher Gespräche in den vornehmsten Pariser Salons giebt diesen Bänden eine eigenthümliche Physiognomie. Wir wollen damit nicht gesagt haben, daß Herr Coulmann diese Unterhaltungen wörtlich wiederholt; auch wenn er sie — was nicht wahrscheinlich — auf der Stelle im Auszuge niedergeschrieben, hat er solchen gewiß das Gepräge seiner eigenen Individualität aufgedrückt. Wir verlieren nichts dabei, Herr Coulmann ist ein angenehmer Berichterstatter; die eingeschaltete Correspondenz, die Reden und Gegenreden der geistreichen Freunde und Freundinnen des jungen Elsässers beugen jeder Monotonie vor, und dabei verleugnet er seinen

persönlichen Charakter nicht. . . . So fühlt sich der Leser gleich im Laufe des ersten Theiles ungemein angezogen und gefesselt von den liebenswürdigen Briefen eines jungen Naturforschers und Touristen, eines Adoptivsohnes des großen Cuviers. Alfred Duvaucel, so hieß der vielversprechende Jüngling, war ein Freund von Coulmann; die Briefe, die er aus Bengalen, wo er dem mörderischen Klima nach fünfjähriger Riesenarbeit unterlag, an den heimathlichen Cirkel schreibt, sind musterhaft; Herr Coulmann behauptet, es hätten die Berichte des Alfred Duvaucel bestimmt ebenso viel Anziehendes und Lehrreiches geboten, als die berühmte Correspondenz Victor Jaquemont's, der einige Jahre später zum Theil dieselben Gegenden bereiste. Die Briefe wenigstens, die der Verfasser der «Réminiscences» anführt, athmen dieselbe Freimüthigkeit, dieselbe unbedingte Hingabe an die Wissenschaft, die treue Anhänglichkeit an Familie und ferne Freunde; auch an dramatischen Scenen und Zwischenfällen fehlt es nicht. Dahin rechne ich z. B. die Rhinocerosjagd (I, p. 149—157), die für Duvaucel beinahe ein tragisches Ende genommen, und vielleicht zu seinem frühzeitigen, nicht lange nachher erfolgten Tode beitrug. Bei solchem Anlasse zeigt sich der gallische Charakter, die furia francese, in nicht ungünstigem Lichte. Herr Coulmann behauptet: das im hiesigen naturhistorischen Museum aufbewahrte Rhinoceros sei dasselbe, das dem kecken französischen Reisenden einen so verhängnißvollen Stoß beigebracht.

Man verzeihe mir, daß ich der regelrechten chronologischen Erzählung vorauseile. Die frühere Lebens-

periode des Herrn Coulmann hat für seine ehemaligen Straßburger Bekannten ein specielles Interesse. Er ist in Brumath, in den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts, geboren; die Schilderung seiner Kinder- und Jugendzeit fällt somit in das erste Decennium des laufenden, und giebt ein annäherndes Spiegelbild unserer damaligen Sitten und Gebräuche. Herr Coulmann widersteht der Versuchung sich „zu verjüngen"! — überließe er sich dieser verzeihlichen Schwäche, so müßte er auch der Wahrheit den Rücken wenden und auf die treue Wiedergabe seiner ersten ländlichen Eindrücke verzichten.

Brumath liegt fürwahr nicht in dem pittoresken Theile unserer gesegneten, an schönen Ansichten überreichen Provinz. Auch will Herr Coulmann seinen Heimathsort nicht auf gleiche Linie stellen mit den Städtchen, Flecken und Dörfern, die am Fuße oder auf den letzten Ausläufern der Vogesen so anmuthig und malerisch gelagert die Augen der Einheimischen und Fremden auf sich ziehn. Und doch bietet auch diese bescheidene Ortschaft, mit ihrem fruchtbaren Ackerfeld, ihren Wiesen, ihrem grandiosen Waldhorizonte, des Reizvollen genug; immerhin darf ein alternder, schon zum Grabe sich hinneigender Greis mit Wonne der Jahre gedenken, die er in Mitte dieser Obstgärten, dieser Auen, an diesem hehren Waldrande, fern von den Städten zugebracht. In freier Luft, nicht hinter den Klostermauern einer Erziehungsanstalt, — bei derber Landkost, nicht mit regelrecht zugemessener Nahrung, wuchs der Knabe Coulmann auf, und noch im spätesten Lebensabschnitt weiß er's der gütigen Vor-

sehung Dank für die freie Entfaltung seiner Kräfte, die ihm wenigstens bis in sein zwölftes Jahr vergönnt blieb.

Herr Coulmann war in einer protestantischen Familie geboren; der Pastor von Brumath ertheilte ihm und seinen Geschwistern den ersten Unterricht. Selbstverständlich war der Knabe nicht immer folgsam; es gelang ihm einmal, seinen geistlichen Erzieher aus den Fugen zu bringen. „Geht mir aus den Augen", ruft der Pfarrer, „ich will euch nicht länger mehr bei mir". Mit seinem Bruder geht der kleine Jacob geängstigt nach Hause, erzählt stotternd, reumüthig den Vorfall, und ist auf strengen Verweis und irgend eine Bestrafung gefaßt. Der Vater saß gerade mit einigen Freunden zu Tische. Vielleicht hatten die Schuldigen nicht wortgetreu berichtet; genug, statt der erwarteten Strafe, statt dem Donnerworte, erfolgt ein kleines Schelten, und die Knaben konnten gar wohl ein kaum unterdrücktes Lächeln bemerken, als sich der Hausherr gegen seine Tischgenossen wandte.

Nun war aber auch der Schleier zerrissen, der das Allerheiligste barg! erschüttert war der kindliche Glaube, die Ehrfurcht, die Unterwerfung unter eine unfehlbare Autorität; der Geist des Widerspruchs und des Zweifels zieht ein in das bis dahin unentweihte Gemüth des Schülers. Unvorsichtig und kaum zu entschuldigen war das Lächeln des Vaters; der Ungehorsam der Kinder hätte eine ganz andere Rüge verdient. Die ganze Scene ist vom Verfasser mit feinen Zügen hingestellt; er enthält sich, pietätvoll, jedes Tadels, und überläßt es dem Leser, die Anwen-

dung und die Lehre zwischen den Zeilen herauszufinden.

In der ersten Hälfte seiner Laufbahn wenigstens zählte Herr Coulmann unter die Rationalisten; er war Skeptiker; von Haus aus zog ihn sein natürlicher Hang in die Reihen der parlamentarischen Opposition; dazu kam noch eine Verkettung von äußeren Umständen, die einen unwiderstehlichen Einfluß auf den Verfasser der «Réminiscences» ausübte. Das gesteht er selber mit der größten Offenheit und einer anmuthigen Naivetät. Dahin rechnen wir sein verfehltes Bemühen um eine administrative Stellung. Schon war er auf dem Punkte, zum Unterpräfecten des schönen Zaberner Bezirks ernannt zu werden, von Hochstehenden hatte er die Zusicherung erhalten, und doch wurde er zu guter Letzt abgewiesen, und ging das ersehnte Amt in glücklichere Hände über; ein Nebenbuhler war im Halbdunkel des ministeriellen Bureau's aufgetreten und hatte den anscheinend bevorzugten Mitbewerber aus dem Felde geschlagen.

Nicht glücklicher war der junge Mann, da er sich auf dem Theater als dramatischer Schriftsteller versuchte. Er hatte eine hübsche kleine Comödie: „Die Intrigue zu Spa", verfaßt, und dabei den unglücklichen Gedanken gehabt, dies Erstlingswerk seiner Muse dem französischen Theater von Straßburg zur Aufführung anzuvertrauen. Noch jetzt ist mir dieser Mißgriff ein Räthsel. Vom zwölften Jahre an hatte Herr Coulmann die Feuertaufe der Pariser Erziehung empfangen; er war aufgewachsen in einem Kreise von Publicisten, von Literatoren und Dichtern der Restau-

rationsperiode; er wußte oder ſollte wiſſen, daß ein zu Paris nur halbweg erkämpfter dramatiſcher Triumph jeden Erfolg in der Provinz bedingte. . . Genug, Herr Coulmann wollte ſich bei dieſer Gelegenheit als patriotiſcher Elſäſſer zeigen; doch ſein Zutrauen, ſein guter Wille wurden ſchlecht belohnt. Vielleicht war die ausgeübte Strenge nicht mehr als gerecht, wenigſtens geſteht der Verfaſſer ſelbſt ein, es hätte ſein Luſtſpiel auf einer ſchlüpfrigen, anſtößigen Situation beruht. In einer Loge, hinter einigen Freunden verſteckt, vernahm der unglückliche Autor das Ziſchen und Pfeifen des Parterres, mit Gleichmuth, nach ſeiner Behauptung. Es mag ſein; das Glück lächelte dem jungen Weltmanne von ſo mancher Seite her, daß er dieſe Niederlage wohl verſchmerzen konnte. Sein väterliches Vermögen überhob ihn jeder Sorge; er genoß eine beneidenswerthe Unabhängigkeit. Durch Verwandtſchaft und mehrfache Familienverbindungen ſtand er einigen militäriſchen Celebritäten des erſten Kaiſerreichs nahe; Benjamin Conſtant, Cauchoy Lemaire, Béranger, der patriotiſche Sänger, waren ihm befreundet; ausgezeichnete Frauen, Madame Cuvier, Fräulein Duvaucel, die damals berühmte Dufreynoy gewährten dem jungen Manne ihr vollgültiges Patronat; J. J. Coulmann war im Grunde ein Glückskind. Die ſchönſten Länder Europa's bereiſte er zu einer Zeit, wo das Touriſtenweſen noch nicht zum Gemeingut geworden; mit Politik und Literatur befaßte er ſich nach Belieben, verbrachte die Sommerfriſche zu Brumath, liebäugelte mit den Erinnerungen und den „Mißvergnügten“ der Napoleoniſchen Epoche, verthei-

digte die „Exilirten", und in diesen Vorübungen und Vorkämpfen erprobte er seine Kräfte, die er der parlamentarischen Laufbahn zuwenden wollte. Einen Augenblick hatte er an die Diplomatie gedacht; dagegen aber sprach seine Schwester, die Wittwe des Generals Walther, mit anscheinend triftigen Gründen. Mir sei es erlaubt, eine andere Meinung von der eigentlichen Befähigung Herrn Coulmann's zu hegen. Sein unabhängiges Vermögen, sein Charakter, seine Neigungen, seine ganze Lebensart, sein angenehmes Aeußere, alle Umstände schienen zu diesem Ende übereinzustimmen, und mir will es scheinen, als habe Herr Coulmann, indem er den Einflüsterungen der Frau v. Walther nachgab, seinen eigentlichen Lebenszweck verfehlt. Im Vorbeigehen muß ich mir bemerken, daß der Bruder ein höchst anmuthiges, anziehendes Bild von seiner Schwester entwirft, und der Einfluß, den die ausgezeichnete Dame auf das jüngere Familienglied gewann, in jeder andern Hinsicht gerechtfertigt ist.

Im Charakter Herrn Coulmann's lag ganz bestimmt ein sympathischer, geselliger Zug, der ihm in allen Schichten der Gesellschaft theilnehmende, wohlwollende Freunde zuführte. So erblicke ich im Hintergrunde der Schaubühne, die sich perspectivisch durch die «Réminiscences» vor uns öffnet, eine Gestalt, die auf mich wenigstens eine eigenthümliche Anziehungskraft ausübt. Es trägt zwar diese Persönlichkeit keinen weitbekannten Namen, aber es verbirgt sich unter dieser Hülle ein trefflicher Mitbürger, der längere Zeit im hohen Norden, am St. Petersburger Hofe, verlebte, und der

aus jenen hyperboräischen Regionen einen Schatz von merkwürdigen Erlebnissen in die Heimath des Rheinthals zurückbrachte. Herr Coulmann hatte sich in dem Hause von Cuvier mit Herrn Lobstein, dem Sohne eines Straßburger Pastors, zusammengefunden und eine Zeitlang verbrüdert. Lobsteins Geschwister galten in hiesiger Stadt als Notabilitäten; der eine Bruder war ein ausgezeichneter Professor der Anatomie; der andere, ein Advokat, wohlbewandert in alsatischer Geschichte. Coulmann's Freund hatte in Paris keine officielle, amtliche Stellung; aber der junge Schutzbefohlene Cuvier's genoß in den höheren Cirkeln der Hauptstadt als Privatdocent der deutschen Sprache und Literatur eines wohlverdienten Rufes. Durch Cuviers Empfehlung kam er als Privatsecretär und Geschäftsführer der Prinzessin Pauline von Würtemberg, d. h. der Großfürstin Helene, nach Rußland.

Strenge Rechtlichkeit, unverbrüchliche Berufstreue, ausgezeichnete Geistes- und Gemüthseigenschaften stempelten Lobstein zu einem wohlgelittenen Diener eines Zweiges der kaiserlichen Familie; aber einigermaßen unterlag er doch dem Einfluß der Petersburger Hofatmosphäre. Herr Coulmann wenigstens behauptet, sein Jugendfreund habe ihn während einer Besuchs- und Berufsreise in Paris vermieden; er habe sich unter der unsichtbaren Ruthe der russischen Polizei gefühlt, und sei dem Zusammentreffen mit einem „liberalen" Franzosen ausgewichen. Unerbittlich in seinem Urtheile über den „abtrünnigen", furchtsamen Freund,. wendet der unabhängige, elsässische Patriot ebenfalls der schönen Vergangenheit den Rücken, und

läßt den armen Lobstein entgelten, was der russische Privatsecretär unwillkürlich verbrochen.

Schreiber gegenwärtiger Zeilen trat mit Herrn Lobstein erst während seinen letzten Lebensjahren in Baden-Baden in Verbindung; damals war der ehrenwerthe Greis pensionirt, nicht mehr einer täglichen Zwangsregel und Etiquette unterworfen; er durfte sich etwas freier über seine vergangene Laufbahn aussprechen. Enttäuschung über Erdengröße, Resignation, Entsagung, ein gleichgültiger Rückblick auf die Vergangenheit, Indifferenz für die Gegenwart und die engbegrenzte Zukunft, das war so ungefähr die Gedankenfolge in seinen vertrauten Gesprächen. Hätte Herr Coulmann seinen alten Freund so nahe am Grabesrande noch einmal gesehen, gewiß wäre sein Urtheil milder ausgefallen; er hätte dem Russophilen nicht mehr gezürnt; die unverwüstlichen heiligen Erinnerungen der Maienzeit wären frisch aufgeblüht, und der liberale Franzose hätte wohl dem pflichtgetreuen Diener eines fremden Herrn nur ein verdientes Lob gespendet.

Schon im ersten Bande der «Réminiscences» drängt sich Name an Name; es wäre ein Leichtes, die Daten der mannigfachen Beziehungen Herrn Coulmanns zu hochstehenden Personen anzuschwellen. So könnte ich in denselben Abendstunden den Leser aus dem Salon des Herzogs Decazes zur Herzogin von Raguſa, und von dort in die einfachere Wohnung der Damen Sophie und Delphine Gay hinüberführen. Den folgenden Tag könnten wir wohl, am nämlichen Morgen, Béranger im Gefängniß von Ste.-Pélagie, Denon in seinem Antiken-Cabinet besuchen; darauf des Nachmit-

tags wenige Meilen südlich von Paris auf der Straße nach Fontainebleau in das Schloß und die elegante Schweizermeierei derselben Herzogin eintreten, die uns Tags zuvor auf dem neutralen Gebiete ihres Pariser Prunkgemachs empfangen. Käme es bis zu einem Abstecher nach Baden, so dürften wir mit Coulmann der verehrungswürdigen Großherzogin Stephanie unsere Huldigung darbringen; in Straßburg könnte er uns wohl einführen bei dem eleganten Obristen, der seinen Namen auf eine für die Moral höchst empfindliche Weise in mehr als einem gestörten Familienkreise und in der theatralischen Künstlerwelt eingeschrieben. Herr Coulmann fühlt sich nicht berufen, den ersten Stein aufzuheben gegen den glänzenden Sünder; und doch wäre sein Richteramt hier mehr berechtigt gewesen, als gegen den ehrlichen Geheimschreiber der Großfürstin Helene *).

* * *

Im zweiten Bande seiner Memoiren führt Herr Coulmann noch einmal früher schon besprochene Personen wieder, doch in anderer Umgebung, vor, oder zeigt uns neue Portraits in seiner weithin sich dehnenden Bildergallerie. Delphine Gay und Clementine

*) Herrn Lobstein anbelangend, sei noch beiläufig erwähnt, daß sein Vater, als evangelischer Pfarrer, im Christmonat 1793 den Steuereinnehmer Rausch, den treuen Verwalter des Prinzen von Hessen-Darmstadt, hier im Gefängniß und am Fuße der Guillotine zum Tode bereitete. Der selige Rausch hatte in der Schreckenszeit eine verpönte Correspondenz mit seinem Fürsten gepflegt, und bestieg das Schaffot als eines der ersten Opfer des berüchtigten Eulogius Schneider.

Cuvier erſcheinen, die eine in ihrer blendenden erſten Jugendblüthe und in der Morgenröthe ihres Dichterruhmes, die andere, ein frühzeitig gereiftes Wunderkind, auf der bleichen, ſchönen Stirn ſchon die ahnungsvollen Andeutungen eines baldigen Hinſcheidens. . . . Lord Byron tritt auf in ſeiner genueſiſchen Villa, nicht lange vor ſeiner letzten Reiſe, einfach wie ein antiker Dichter, ganz ohne den Anſtrich des dämoniſchen Weſens, das ihm ſeine „liebenswürdigen" Mitbürger zuſchrieben. Herr de Serres, der Löwe der parlamentariſchen Rednerbühne, empfängt bereitwillig den Freund von Benjamin Conſtant, und Alphons Ratisbonne drückt ihm die Hand unter dem Portale der Jeſuitenkirche zu Rom, in derſelben Stunde, die zu ſeinem Eintritt in die katholiſche Gemeinſchaft der Gläubigen beſtimmt war.

Doch über all dieſen mehr oder minder berühmten Geſtalten haftet in der Erinnerung und im Herzen des Verfaſſers ein wahrhaft königliches Bildniß — das Bildniß einer Frau, die ein Diadem verloren, aber in der Verbannung, an den Ufern eines ſchönen Schweizerſee's, ein Hoflager von treuen Freunden und ergebenen Dienern um ſich verſammelte. Die auf das Schloß von Arenenberg bezüglichen Abſchnitte füllen wohl die intereſſanteſten Seiten im zweiten Bande der «Réminiscences». Und hier lief Herr Coulmann große Gefahr, in den Ton eines maßloſen Panegyrikers zu verfallen; verflochten waren ja ſeine beſten Erinnerungen aus früheren Jahren mit dem erſten Kaiſerreich, und nun findet er eine herzliche Aufnahme auf dem maleriſchen Landſitze einer verbannten Königin. . . .

Wie schwer war es, nicht an der Klippe der Schmeichelei zu scheitern! Wie schwer, in den Augen der Nichtbetheiligten als einfacher Tourist, nicht als Höfling zu erscheinen! Nun, dünkt mich, hat Herr Coulmann diese Klippe geschickt vermieden; Niemand wird ihm die naive Verehrung vorwerfen, einer hohen Dame gegenüber, die in allen Parteien uneigennützige Anhänger und Bewunderer zählte, denn es ist jetzt weltbekannt, daß solche in der nächsten Umgebung des Bürgerkönigs sich vorfanden.

An dem kleinen Hofe von Arenenberg traf Casimir Delavigne, der Sänger der Messéniennes, zum ersten Male mit seiner künftigen Lebensgefährtin zusammen. Herr Coulmann bespricht diese Heirath, aber verschweigt die officielle Stellung, welche Delavigne als Bibliothekar bei Ludwig Philipp einnahm; er bescheidet sich, die intellectuellen Eigenschaften und die Schönheit der Braut, Mlle de Courtin, zu loben; damals war das Fräulein Gesellschaftsdame und Vorleserin der Königin Hortense. Zur selben Zeit leitete Hr. Philipp Lebas, ein ausgezeichneter Gelehrter, Sohn des berüchtigten Mitgliedes der Convention, die Studien des Prinzen Louis Napoleon. Es war eine reelle, klassische Erziehung. Als späterhin, unter dem zweiten Kaiserreich, das Publikum von den Arbeiten des Fürsten, über die Feldzüge Cäsars sprechen hörte und sich dabei etwas ungläubig erwies, war man wohl mit diesen ersten Anfängen in Augsburg und Arenenberg unbekannt. Das Exil ist eine treffliche Vorschule.

Dem Arenenberg gegenüber, im Zellersee, liegt die Insel Reichenau, mit ihren alterthümlichen Basiliken

und karolingischen Andenken aller Art. Herrn Coulmann widerfuhr das unerwartete Glück, diese Kirchen und Reliquien im Gefolge der Königin und der verwittweten Großherzogin von Baden zu besuchen. Selbstverständlich spricht er nur vorübergehend von den Heiligthümern und von Kaiser Karl dem Dicken. Obiger Besuch fällt in das Jahr 1820; da lag das Feld der Archäologie noch im Argen; und wäre dies Gebiet der Wissenschaft auch wie heutzutage angebaut gewesen, Herr Coulmann hätte gewiß damals nur beide fürstlichen Größen vor Augen gehabt. Von den romanischen Kapellen, Kirchenschiffen und Thürmen ist kaum obenhin die Rede; desto mehr von dem festlichen Empfange der erlauchten Damen, die von den großherzoglichen Beamten und den Einwohnern der Insel begrüßt wurden. Kein Antiquar, kein Architect hätte indeß, auch bei so feierlicher Gelegenheit ermangelt, einen Blick auf die großartigen Bauten zu werfen, und die Ansicht der schönen, von der badischen archäologischen Gesellschaft herausgegebenen Kupferstiche zu empfehlen. — Die Insel Reichenau bietet des Anziehenden so viel, daß auch der unwissende Laie befriedigt von dort scheiden wird; der Reiz jenes Erdenwinkels liegt ja eben in dem Contraste der karolingischen Vorzeit mit den geschichtlichen Ereignissen und den Persönlichkeiten der Gegenwart.

Das herrliche Alpen-Panorama im Süden von Arenenberg bezaubert den glücklichen Touristen; er kommt wiederholt auf den großartigen Anblick zu sprechen. Wie sollte er nicht . . . er ist ein großer Freund der Schweizerlandschaften. Ich sage dies nicht

zu ſeinem Lobe, als wäre es eine beſondere charakteriſtiſche Eigenſchaft; die ausgeſprochene warme Bewunderung der Alpenſcenen charakteriſirt unſere Epoche; man iſt fanatiſch eingenommen für die hohen Gebirge. Bei Herrn Coulmann wird dieſe Vorliebe nicht zum Unſinn, ſie hängt zuſammen mit ſeiner früheren ländlichen Erziehung; das Salonleben erſtickte nicht die erſten guten Keime und ließ für ſeine ſpäteren Jahre dieſen reinen Genuß ungetrübt

Zwei Jahre nach ſeinem Beſuche in Arenenberg beſucht Herr Coulmann zum erſten Mal Italien. In Piſa wird er bei einer andern gefallenen Größe eingeführt; die Prinzeſſin Pauline Borgheſe gewährt ihm eine Audienz. Er erzählt halb ironiſch ſeine Unterredung mit der „klaſſiſchen, berühmten Schönheit", mit der „mediciäiſchen Venus" des erſten Kaiſerreichs. „Ich hatte nie ſo hohe Anſprüche," ſo läßt ſich die Prinzeſſin gegen Herrn Coulmann vernehmen, „aber früher nahm ich mich in der That beſſer aus als jetzt" (j'étais mieux autrefois!). Pauline Borgheſe war, als Herr Coulmann ſie beſuchte, ſchon dreiundvierzig Jahre alt, und, was ſchlimmer, ſie litt an der Krankheit, die bald ihr Ende herbeiführen ſollte. Eine unwillkürliche Bemerkung entſchlüpfte ihr bei dem Eintritt des jungen Elſäſſers. „Finden Sie nicht," ſagte ſie gegen ihre Geſellſchaftsdame ſich wendend, „daß Herr Coulmann meinem erſten Gemahle gleicht?" — Und darauf zu Herrn Coulmann gekehrt: „Hat man Ihnen niemals geſagt, daß Sie Etwas von General Leclerc haben?" . . . Obgleich dieſe Aeußerung den Lippen einer dem Tode Verfallenen entſchlüpfte, mochte ſich

Herr Coulmann ganz eigen durch die aufgespürte Aehnlichkeit geschmeichelt fühlen. Hierauf dictirte die kranke Fürstin ihrem Besucher einige Empfehlungsbriefe nach Rom in die Hand; es waren dies Einführungskarten an Madame Lätitia Bonaparte, an den König Ludwig von Holland, an den Cardinal Fesch und an Herrn Vanutelli gerichtet; dieser letztere, der Geschäftsführer der Prinzessin, ist durch seine wunderschöne Frau zu einer europäischen Celebrität geworden. Die Besucher des Pariserſalons vom Jahre 1833 erinnern sich wohl noch des Gemäldes von Horace Vernet, worin der große Künstler die Frau Vanutelli, eine ächte prachtvolle Römerin, mit ihrer Amme und ihrem Kinde zu einer herrlichen Gruppe verband.

Was nun das Einzelne jenes fürstlichen Briefausstellers betrifft, muß ich an den Autor selber verweisen; anders zu verfahren hieße meinen Bericht in unausstehliche Länge ziehen.

Bei all diesen Begegnissen auf der Reise waltet über Herrn Coulmann's Haupte ein eigener Glücksstern. — Wir kommen mit ihm nach Florenz; dort residirt die Herzogin von Albany, die Wittwe des Prätendenten. Auch für sie hat unser Reisende eine dringende Empfehlung mitgebracht, und ihm wird die Gunst einer fast täglichen Aufnahme in der Behausung dieser „siebzigjährigen Königin" zu Theil. In wenig Zeilen skizzirt Herr Coulmann die romaneske Laufbahn der Herzensbezwingerin, deren Schicksale so sonderbar verflochten waren mit dem Leben des Prinzen Karl Eduard, des Dichters Alfieri und des Künstlers Fabre; doch hat er keineswegs die Anmaßung, in den Charakter

dieſer merkwürdigen Frau analytiſch einzudringen, er beſchränkt ſich auf ſeine perſönlichen Beziehungen: es iſt als ob er gewußt hätte, daß Herr St. René-Taillandier ſich die ſchwerere aber auch lohnende Aufgabe geſetzt, die Züge der Herzogin von Albany meiſterhaft zu verjüngen und zu verklären.

In dem auf die Herzogin bezüglichen Capitel hätte ich — ſoll ich es freiweg geſtehn — eine Unterredung Coulmann's mit dem Genfer Philhellenen Eynard lieber nicht vorgefunden. Bei einem Mittageſſen im gaſtfreien Hauſe kommen beide nebeneinander zu ſitzen, und der letztere ergeht ſich in Freundlichkeiten und aufmerkſamer Höflichkeit gegen den erſteren; dieſer aber bleibt ſtumm und kalt. Es hätte nämlich wenig Tage zuvor der alte würdige Eynard den jungen unbekannten Reiſenden ſehr froſtig aufgenommen, und nun, da er ihn auf feſtem Fuße bei der Herzogin von Albany trifft, bemüht er ſich ſeinen erſten Fehlgriff wieder gut zu machen. Erfahrungen der Art kann wohl ein Jeder, ohne zu den Mauern ſeiner Vaterſtadt hinauszukommen, mehr als einmal aufweiſen; ſich darüber aufhalten und dem verdienſtvollen alten Herrn, der einen beträchtlichen Theil ſeines Vermögens uneigennützig für Griechenland hingab, eine unhöfliche Lection zu ertheilen, das war hart und ſtimmt ſo wenig überein mit der gewöhnlichen Courtoiſie des Verfaſſers, daß wir ihn bei dieſer Gelegenheit nachſichtiger gewünſcht; ſeine Memoiren hätten nichts von ihrem Reize eingebüßt.

Und weil ich einmal auf der Fährte des Tadels bin, ſo mag hier eine andere Ausſtellung ihren Platz

finden. In diesem zweiten Bande der «Réminiscences» sind allerliebste Briefe enthalten, wahre Muster von Epistolar-Styl, besonders von weiblichen Händen. Herr Coulmann correspondirte mit Madame Dufrénoy, der elegischen Sängerin, mit Madame Sophie Gay, mit der Herzogin von Ragusa, mit der engelgleichen Clementine Cuvier. Warum, nachdem man so zierliche, liebliche Schreiben eingeschaltet, warum nach so ächten intellectuellen Adelsdiplomen, sich mit unbedeutenden Empfangsscheinen, Einladungskarten und dergleichen Quark befassen, einzig und allein, weil diese Flugblätter irgend eine berühmte Namenssignatur tragen? Den Beweis zu führen, daß Sie, mein Herr, in Verbindung standen mit diesen Celebritäten? — Wir glauben Ihnen auf Ihr Wort, und hätten wahrlich lieber, an der Stelle dieser Gemeinplätze, irgend eine Epistel aus den Händen der Dichter oder der intellectuellen Größen gefunden, deren sie wohl manche, aus übergroßer Delicatesse, in ihrem Pulte zurückhielten.

Ein deutscher Kritiker, von Heinrich Heine sprechend, sagte treffend: „Ruhm hatte er vollauf, für eine Million; aber er wollte Ruhm für eine Million und einen Franken.“ In mancher Hinsicht, hierin wenigstens, gleicht Herr Coulmann dem Dichter von Atta-Troll; er hat unschätzbare Documente in der Hand, Briefschaften, die jeder andere von Gott und der Welt Verlassene mit Blutstropfen aufwiegen würde; aber er besteht darauf, Umschläge oder Visitenkarten mit großtönenden Namen vorzuweisen.

Schon einmal erwähnte ich ein unerhörtes Glück, das Herrn Coulmann während seiner italienischen Reise

zu Theil ward; ich spiele auf seine Unterredung an mit Lord Byron. Der gefeierte, vergötterte Dichter befand sich damals in Genua. Um diese hohe Begünstigung zu würdigen, muß man beinahe um fünfzig Jahre zurückgreifen. Herr Coulmann war ein total unbekannter Name; Lord Byron stand auf dem Gipfel seines Ruhmes, schloß sich gänzlich ab von der Außenwelt; die Stimmen der allgemeinen Bewunderung schlugen nur von ferne an sein Ohr, wie die Brandung der Wellen am Uferſaume der Gärten, hinter welchen der stolze Sänger sich verbarg. War es das bewußte, absichtliche Gebahren eines Sonderlings? War es ein unabweisliches Bedürfniß nach Ruhe? Genug, Byron war unzugänglich. Zu welcher List nahm wohl unser Landsmann seine Zuflucht, um sich den Eingang zu erschleichen in die Villa oder Casa Saluzzo? — Er kam nach Genua mit inständigen Empfehlungsschreiben; doch ward ihm nicht verhehlt, daß der Dichter auf die Briefe seiner besten ehemaligen Freunde nicht eingehe. Herr Coulmann versuchte es mit der Kühnheit; er that, was neun Jahre später Herr v. Lamartine im Liban der Lady Esther Stanhope gegenüber sich erlaubte; er schrieb einen Brief ganz ähnlichen Inhalts, ganz ähnlicher Formel mit dem Briefe, welchen der Sänger Elvirens an „die Königin von Palmyra" sandte:

„Mylord, ein Franke, der keinen andern Titel zum Einlaß bei E. H. besitzt, als eine ungemessene, aufrichtige Bewunderung ꝛc. ꝛc."

Don Juan war gerade gut aufgelegt; und wie ein gnädiger Monarch es nicht zur Hälfte ist, zeigte er sich, nachdem er einmal den Franzosen vorgelassen,

im höchſten Grade liebenswürdig. Herr Coulmann beging keine Indiscretion; er hielt ein Jahr lang mit ſeinem Berichte an ſich; aber als Lord Byron in Miſſolunghi mit Tode abging (1824), veröffentlichte der Verfaſſer der «Réminiscences» dieſes merkwürdigſte Capitel ſeiner Erinnerungen. Ein ungemeiner Erfolg ward ihm zu Theil; die kurze Flugſchrift wurde allgemein geleſen; auch ermangelt Herr Coulmann nicht, ſolche wörtlich wieder einzurücken.

In ſeinem Berichte über den römiſchen Aufenthalt eilt der Verfaſſer um zwanzig Jahre den Begebenheiten voraus, und beſpricht die wunderbare Bekehrung des Herrn Alphons Ratisbonne; in welchem Sinne, das hat wohl der Leſer zum Voraus errathen. Herr Coulmann, vergeſſen wir es nicht, iſt oder war ein proteſtantiſcher Rationaliſt, ein Freidenker; er glaubt nicht an das Wunder, dazu iſt er berechtigt. Die römiſch-katholiſche Kirche ſelber befiehlt keineswegs ihren Kindern als ein Dogma, d. h. als einen Glaubensartikel das oder jenes Begebniß zu betrachten, das im Lebenslaufe irgend eines vom Himmel bevorzugten Individuums dem gewöhnlichen Lauf der Dinge wunderartig zu widerſprechen ſcheint. Ueber ſolche Facten bleibt die Erörterung offen und erlaubt. Nun ſprach ich einmal mit David Richard, dem verewigten trefflichen Director von Stephansfelden, über Ratisbonne's ſonderbare Bekehrung, die eine Zeitlang die Cirkel der Theologen, der Gläubigen und der Weltmenſchen ausnehmend beſchäftigte. Ich erlaubte mir keineswegs die Aufrichtigkeit des Convertiten zu beſtreiten, und beſchränkte mich blos auf die Bemerkung, daß die Er-

ſcheinung Maria's, welche im Herzen und im Geiſte Ratisbonne's die innere Umwälzung und Bekehrung hervorrief, wohl nur das Ergebniß einer Viſion, d. h. einer Sinnentäuſchung, ſein könnte. „Das mag ſein," erwiederte David Richard, „nur unterſcheide ich zwiſchen den productiven, folgereichen, und den unproductiven Viſionen. Tagtäglich unterliegen unſere armen Irren zu Stephansfeld den Täuſchungen ihrer Sinne; ſolche Erſcheinungen ſind nichts als leere Phantome; ich möchte ſie dem Samenkorn vergleichen, das auf harten Felsboden fällt. Wie dürften wir auf dieſelbe Linie die innere Erleuchtung und Eingebung ſtellen, deren Realität ſich durch eine allgewaltige Umwälzung unſeres moraliſchen und religiöſen Organismus bewährt?"

Ich ſetzte dieſe Unterredung nicht weiter fort; ich war mir wohl bewußt, daß Reden und Gegenreden über ſo heikle Gegenſtände zu keinem Ende führen, daß man ſich gegenſeitig eher erbittert als überzeugt. Richard's Weſen war nachſichtig; nichtsdeſtoweniger fürchtete ich, als Laie, dem erfahrenen Arzt und Helfer der Geiſteskranken überläſtig zu werden. Ich ſchwieg, um ſeine Zuneigung nicht zu verſcherzen.

Herr Coulmann erzählt, lebhaft wie immer, den Verlauf der kirchlichen Ceremonie, welche der Bekehrung des Straßburger Iſraeliten das Siegel aufdrückt. Es iſt die materielle Seite, der Abſchluß des Drama's, deſſen Ausgangspunkt im Gewiſſen und im extatiſchen Zuſtande des Convertiten lag.

In Neapel findet ſich unſer Landsmann eingeführt bei Herrn v. Serres, der ſoeben, von den ungeduldigen

Royalisten gedrängt, das Ministerium der Justiz in Paris verlassen und den Gesandtschaftsposten am Hofe des Königs beider Sicilien versah. Herr von Serres unterhält sich, frei und offen, mit dem jungen Freunde von Benjamin Constant; es will uns scheinen, als fühlte sich der in Ungnade verfallene Minister bewogen, gegen seine ehemaligen freisinnigen Freunde seine temporäre Abwendung von den liberalen Grundsätzen zu beschönigen. Sein Urtheil über Guizot, Royer Collard und die Doctrinairs ist denselben übrigens ungünstig. Sollte wohl Herr Coulmann diesen Theil seiner Unterredung mit dem berühmten Staatsmann besonders hervorgehoben haben? Behielt er wohl in frischem Andenken, wie Herr Guizot ihn, seinem jüngeren Bruder zu Lieb, bei der Bewerbung um eine Unterpräfectur hintangesetzt hatte? — Warum nicht? — Der politische Groll ist kein strafwürdiges Vergehen, und Herr Coulmann giebt sich nirgends für ein Muster christlicher Resignation.

Wir finden in seiner ganzen Anlage eine eigene Mischung von napoleonischen Tendenzen und liberalen Wünschen. Vergessen wir nicht, daß er, als Neffe eines kaiserlichen Generals, in Arenenberg wohl aufgenommen und zugleich der Zögling des Tribunen Benjamin Constant war. Er legt im Verlaufe des zweiten Bandes der «Réminiscences» folgendes unzweideutige parlamentarische Glaubensbekenntniß ab:

„Die Mode bringt es mit sich, den Parlamenta„rismus für ein Rhetoren-Regime auszugeben. Die „Rede, so sagt man, hemmt die That . . . Ja „wohl! . . . die schlechten Thaten! — Der Einfluß,

„die Macht, fügt man hinzu, wird nicht mehr am „Hofe, aber in einer Verſammlung erſtritten; ge„heime Verhandlungen werden an das Licht der Oef„fentlichkeit gebracht; die Ruhe iſt dabei gefährdet; an „die Stelle der despotiſchen Selbſtüberhebung tritt die „Kritik, an die Stelle des Gehorſams und des ener„giſchen Eingriffs die Bedenklichkeit und der Unge„horſam. — Ich laſſe den Vorwürfen ihre volle „Kraft; doch möchte ich fragen, bleibt den Völkern die „Wahl zwiſchen absolut vollkommenen Syſtemen? „Gilt es nicht, ſich zu entſcheiden zwiſchen mehr oder „minder ſchlechten? . . . Wir ſtehen hier einem „Jahrhunderte alten Zwieſpalt gegenüber . . . einem „Streite zwiſchen der materiellen Gewalt und dem „Gedanken, der Willkür und dem Recht, der Ueber„lieferung und dem Gewiſſen, der Säbelherrſchaft und „der Advokatenwirthſchaft. Mameluken und Schwätzer „ſind, die einen wie die anderen, unerträglich, — Nie„mand behauptet das Gegentheil. Wer möchte ſich „wohl unbedingt irgend einer maßloſen Autorität „unterwerfen? Es handelt ſich alſo blos, in beiden „Fällen, um die einzuhaltende Linie, um irgend eine „Schutzwehr."

— Ihre Aeußerungen ſind aller Ehren werth, möchte ich Herrn Coulmann zurufen; aber gerade die Linie, an welcher die Schutzwehr aufgeworfen werden ſoll, iſt ſchwer zu beſtimmen. Wenn Herr v. Serres vor ſeinem Beſucher in das desperate Wort ausbricht: „Ich mußte mich mit der Minute abfinden"*), ſo verräth

*) J'étais obligé d'aller au plus pressé, lautet der kräftige, unüberſetzbare franzöſiſche Ausdruck.

er im Grunde das Geheimniß aller Parteien, die sich in Frankreich gewaltsam und unversehens ablösen.

In Bologna wird Herr Coulmann bei Lucian Bonaparte vorgelassen; er denkt an das edelmüthige Benehmen des Prinzen gegen die Gemahlin, die er, dem Willen seines despotischen Bruders zufolge, verstoßen sollte, und dieser Gedanke flößt ihm eine unwillkürliche Ehrfurcht ein: „Als Lucian aufstand und „in meine Nähe trat, ergriff mich sein feuriges Auge, „sein bleiches Antlitz; bei dem Klang seiner Stimme „glaubte ich die Stimme des Kaisers zu hören. Ich „blieb einen Augenblick ganz verstört. Das einfache, „gütige Benehmen des römischen Fürsten brachte mich „schnell wieder zu mir selbst."

Schreiber dieser Zeilen fand sich nie dem ausgezeichnetsten, würdigsten Bruder des Kaisers gegenüber; aber er hatte mehrfache Gelegenheit — es ist schon lange her — bei einem Professor der Sapienza, den Prinzen von Musignano, ältesten Sohn des Prinzen von Canino, zu sehen und die Liebenswürdigkeit des schon damals rühmlich bekannten Naturforschers zu erproben. Kein Gedanke kam mir damals, daß dem Prinzen eine Rolle in der römischen Republik zufallen würde; noch weniger, daß sein naher Verwandter zu einer weltgeschichtlichen Rolle bestimmt war; ich sah in dem Prinzen nur eine historische, an das gastfreie Ufer der Tiber geworfene Trümmer, einen Schiffbrüchigen, wie deren die päpstliche Hauptstadt schon so viele aufgenommen und beherbergt hat. Wenige Jahre nachher hätte mich der Aufstand in Straßburg schon eines andern belehren können, denn von jeher unbe-

rechenbar waren die Aſpecten an Frankreichs Horizont.

Der dritte Band der «Réminiscences» erſchien vor etwa vierthalb Jahren; es ſollte der letzte ſein, den der Verfaſſer ſelber vor ſeinem Tode beſorgte. Wir beſuchen mit ihm den Heimathswald von Brumath, und wohnen einer eigenthümlichen Scene bei. Tief im Gehölze erhebt ſich dort ein keltiſcher Grabhügel, den Herr Max v. Ring, im Auftrage der. Elſaſſer Archäologiſchen Geſellſchaft, im Spätjahr 1857 mit tiefen Einſchnitten durchforſchte. Damals war mir völlig unbekannt, daß dreißig Jahre früher (1827) die berühmte Schauſpielerin Mlle. Mars mit ihren niedlichen Füßen dieſen antehiſtoriſchen Tumulus berührt; daß ſie von dieſem improviſirten Theater herab die Elegie eines franzöſiſchen gefeierten Dichters zum Entzücken ihrer Zuhörer declamirte. Herr Coulmann erzählt uns den Verlauf dieſer Scene mit der ihm eigenen Disinvoltura. Bei ihm, auf dem Grafenberge, war die moderne Celimene einquartiert, und mit einer ausgewählten Geſellſchaft unter die dichten Laubgänge und Fichten des Brumather Forſtes gepilgert; auf ſein Bitten hatte ſie ſich zu dieſem „Recitative" verſtanden und in der Wahl des elegiſchen Stoffes ein halb verſchleiertes Geſtändniß abgelegt über die inneren Kämpfe, die damals ihr leidenſchaftlich aufgeregtes Gemüth verheerten. Denn die Mars war nicht nur eine unnachahmliche Schauſpielerin, ſie war vor allem eine paſſionirte Frau, und zürnte in jenen Augenblicken über einen ungetreuen Liebhaber. Herrn Coulmann's Gäſte waren wohl alle in das offenkundige

Geheimniß eingeweiht, und der eine oder der andere mochte den sonderbaren poetischen Contrast herausfühlen zwischen dieser modernen Liebessprache, und der zweitausendjährigen, mysteriösen Vergangenheit, die sich unter diesem gallischen Grabhügel barg. Zu den Füßen der herrlichen Pariserin verrostete Waffen, zerbröckelte morsche Gebeine, über ihrem Haupte das Flüstern des Herbstwindes in den hohen Bäumen des Forstes. Um solche Erinnerungen scheint mir in der That Herr Coulmann beneidenswerth; ihm selber mochte, als er sie niederschrieb, die vergangene Jugendzeit eine Thräne entlocken.

Eine ganz andere Färbung tragen die Seiten, wo von Benjamin Constant die Rede. Indem sich Coulmann dazu hergab, die Rolle des treuen Achates im Gefolge des großen Oppositionsmannes zu spielen, hatte er seine Gunst und in gewissem Sinne auch seine Freundschaft errungen; er durfte sich sonnen im Abglanz des Ruhmes, der von der Stirne des Agitators auf seine nähere Umgebung ausstrahlte. Im Besitze von unzähligen eigenhändigen Briefen des Tribunen, konnte Herr Coulmann mit diesem Schatze allein den besten Theil seiner «Réminiscences» zieren, und dabei mannigfache interessante Vorkommnisse anbringen. Es finden sich jetzt wohl wenige Leser, die sich zum Durchblättern der zahllosen politischen Flugschriften, der Kammerreden, der philosophischen und literarischen Werke Benjamin Constant's hergeben würden. Wir eilen mit den Tagesbegebenheiten vorwärts und nehmen auf Treue und Glauben die Bildnisse vergangener Größen hin, wie die Ueberlieferung sie uns vorführt.

Aber wir sträuben uns nicht gegen die geschickte, leichte Hand des Memoirenschreibers, der solche Bildnisse wieder auffrischt oder in neuer Beleuchtung zeichnet. Herr Coulmann idealisirt seinen Freund und Gönner keineswegs; er verbirgt ganz und gar nicht die entstellenden Flecken und Narben auf der Stirne B. Constant's, und doch müssen wir dem großen Redner und Publicisten unsere Huldigung und gewissermaßen unsere Liebe zollen. Der Verfasser des „Adolphe" war, das ist Jedermann bekannt, ein leidenschaftlicher Spieler; schon als Jüngling, mehr noch im besten Mannesalter, unterlag er dem furchtbaren Dämon des Spieles und untergrub auf immerdar seine bürgerliche Existenz. Wiederholte Anleihen, der Ertrag seiner Werke, das gegenwärtige und zukünftige Einkommen, Alles wurde von dem gähnenden, immer geöffneten Abgrund zu seinen Füßen verschlungen. Er wußte es, er kannte seine Schwäche; aber verjagen konnte er nicht mehr die Harpye, die ihre ehernen Krallen in seinen Busen schlug. Dies Bedürfniß nach fieberhafter Aufregung, war es etwa für ihn das unentbehrliche Gegengift für die oft schmerzliche Aufregung und die Gefahren seiner öffentlichen Laufbahn? nach unausgesetzter intellectueller Mühe und Arbeit, mußte er sich ausruhen in den verführerischen Armen der Glücksgöttin? gab es für ihn kein anderes heroisches Heilmittel? Wer sieht wohl solchen nervösen, anormalen Temperamenten auf den Grund? Wer wagt es, den ersten Stein aufzuheben gegen diesen großartigen, noblen Sünder? . . . Ein unheimliches Gefühl überschleicht mich beim Anblick dieser grenzenlosen Verirrung

eines genialen Mannes . . . aber treffe ich, im Laufe dieser Lektüre, auf das Verhältniß B. Constant's zu seiner Gattin, so bleibt mir nur der Eindruck einer ungeschmälerten Bewunderung. Grenzenlos war seine Geduld, sein Ausharren, seine Nachgiebigkeit dieser launenhaften, unsäglich zerstreuten Frau gegenüber. Und diese Frau war leider eine Deutsche! Hier gilt kein Beschönigen. In den «Réminiscences» selber muß man die Anekdoten nachlesen, die Coulmann zum Belege seiner Anführungen mittheilt. Und an der Wahrhaftigkeit des Erzählers wage ich nicht zu zweifeln.

An Baden-Baden knüpfen sich für Herrn Coulmann, wir sagten es schon, manche angenehme Erlebnisse. Er trifft dort unter Andern mit Louise Robert zusammen, mit der von Heinrich Heine, Achim v. Arnim, Lamotte Fouqué, gefeierten Dichterin, einer blendenden Schönheit, einer engelgleichen und himmlisch-reinen Frau. Ich bediene mich ungefähr der Ausdrücke Coulmann's, der sich zu ihren Verehrern rechnet. Louise Robert's Gatte, der Dichter Robert, starb am Nervenfieber; seine treue Pflegerin, an demselben Uebel erkrankt, folgte ihm nach wenig Wochen in das Jenseits. Die Scenen sind in den «Réminiscences» mit wenig Strichen einfach gezeichnet, und die Verse, die Louise Robert in des Freundes Album schrieb, dankbar aufbewahrt.

Wie sind immer noch im Jahre 1827; um dieselbe Zeit machte Herr Coulmann mit B. Constant einen Abstecher nach Karlsruhe. Auf sein Ansuchen hatte das großherzogliche Hoftheater eine Vorstellung

des Goetz von Berlichingen veranstaltet. Es war für den französischen Deputirten ein kleiner Triumphzug. Auch in Straßburg wurde er auf seiner Candidatenreise zur nächsten Wahl enthusiastisch empfangen; es mögen sich noch manche Bewohner Straßburgs dieser populären Auftritte erinnern. Die Kammer von 1827 und das Ministerium Martignac sollten aus dieser Volksbewegung hervorgehen; noch waren alle Aspecten friedlich, aber bald folgte das Ministerium Polignac und die Juli-Revolution. Im Elsaß war Herr Coulmann einer der einflußreichsten Volkstribunen; unter den Wahlmännern war er damals in der That beliebt; auch wiederholt er gern die Auftritte, die er vorzubereiten nicht müde war.

Daß er einen Theil der parlamentarischen Erbschaft B. Constant's nach dessen Tode überkam, ist hier eine bekannte Sache; er wurde zum Deputirten des Niederrheins ernannt (1831) und ging bald in die Reihen der Opposition hinüber. Bis zum Jahr 1848 hielt er ungefähr dieselbe Richtung ein; doch erlaubte er sich, ausnahmsweise, bei den Ministern des Bürgerkönigs vorzusprechen. Nach der verfehlten Schilderhebung Louis Napoleons (30. October 1836) suchte Coulmann bei Herrn Guizot um die Freilassung des hohen Gefangenen nach; diese Unterredung und die mit der Königin Hortense bei dieser Gelegenheit gewechselten Briefe füllen eines der merkwürdigsten Capitel dieses inhaltreichen Bandes. Der Kaiser bewahrte in gutem Andenken die Freundesdienste des Elsässer Deputirten, und dieser — wir beeilen uns dies hinzuzufügen — bewarb sich deshalb, späterhin,

nicht um irgend eine Gunst. Er blieb, unangestellt, in seiner Einsiedelei zu Brumath.

Den Schluß seiner Memoiren bildet sein letzter Besuch im September 1837 zu Arenenberg; die Mutter des zukünftigen Kaisers war damals ihrem Ende nahe, und ihr Sohn, ebenfalls zu einem letzten Wiedersehen, aus den Vereinigten Staaten auf den einfachen Landsitz herbeigeeilt. Die französische Regierung hatte dieser tragischen Zusammenkunft kein Hinderniß vorgeschoben. Herr Coulmann schildert mit ergreifenden Zügen das Hinsiechen der gebeugten hohen Frau, ihr letztes Erscheinen, in einer Sänfte, auf einem Rasenplan, und findet zur Schilderung seiner Eindrücke Gedanken und Worte, wie sie nur ein reiner, tiefgefühlter Schmerz einzugeben vermag.

Straßburger Gassen- und Häusernamen im Mittelalter.

Straßburg, Schmidt's Buchhandlung. Ein Band in Octav.

Ein vielversprechender Titel! Es ist fürwahr keine Kleinigkeit, Benennungen der Art aufzufinden und womöglich zu erklären. Dazu gehört ein lange fortgesetztes Sammeln von Notizen, die nur zerstreut in alten Documenten sich vorfinden; es gilt viel Hundert, was sag' ich — es gilt manches Tausend alter Scharteken zu durchsehen, mit dem bestimmten Zweck einer Jagd auf Namen. Aber da hör' ich gleich die Einwendung: Wozu dieses? Was kümmern uns alte verlorene Benennungen von Häusern und Straßen? Liegt etwas Wichtiges hinter diesem mikroskopischen Forschen? Geben nicht die Haupt- und Staatsactionen, die Kämpfe um Dasein und Einfluß auch auf einem Stadtgebiet hinreichenden Stoff zur Localgeschichte? Warum Zeit und Mühe vergeuden an das Kleine, da die Geschichtsmaterie im Großen schon so schwer zu bewältigen ist?

Nun greift aber die Benennung der Straßen und Wohnsitze, wenn von localer Geschichte die Rede ist,

so direct in das ganze Leben und Treiben, daß nicht mehr von Infinitesimal-Forschung die Rede sein kann. Der Vorbericht des anonymen Verfassers des oben angeführten Werkes giebt mir die Beweismittel dazu an die Hand. Ich benutze sie dankbar, in meinem Namen und zu Nutz und Frommen meiner nachsichtigen Leser.

Unsere Kenntniß der Localitäten in hiesiger Stadt reicht in's zwölfte Jahrhundert hinauf. Der Beweis läßt sich führen, daß damals die jetzt noch bestehenden Kirchen schon errichtet waren; daß ein Spital, eine bischöfliche Burg existirten. Am Anfang des 13. Jahrhunderts finden wir die Stadt schon in Quartiere, nach Gewerken getheilt. Solche Genossenschaften einten sich zur Wahrung gemeinsamer Interessen, und in jedem einzelnen Revier wurden die Gassen nach den Gewerken benannt, welche sie ursprünglich bewohnten. Da gab es denn Gassen der Kardewener (Schuster), der Kuttler, der Seiler; da gab es einen Schneidergraben; doch sei hier zugleich beiläufig erwähnt, daß die Schneider und Schuster auch zerstreut aufzufinden waren; ihr Gewerbe ist so allgemein anwendbar und gesucht, daß man diese Arbeiter an mehr als einem Fleck antreffen mußte.

Auch die Namen der Märkte reichen zu Straßburg in's 13. Jahrhundert. Da finden wir denn schon einen Fischmarkt, einen Kornmarkt, einen Holzmarkt, einen Roßmarkt, einen Obstmarkt, einen Brodmarkt, eine Metzig, und in der Nähe der letzteren sich darauf beziehende Gassennamen, als da sind die Brühgasse, die Lungengasse, die Rindsfußgasse.

An die alten Besitzer, die vornehmen Familien, hefteten sich natürlicher Weise auch die Namen gewisser Gassen. Der anonyme Verfasser bemerkt hierbei, daß die meisten Localitäten dieser Art nur enge und hinten geschlossene Gäßchen waren. Das Stubenweggäßchen heißt heute die kleine Kirchgasse. — Nicht nur einheimische Straßburger Familien, auch ländliche elsässische Geschlechter hatten Immobilien in der Stadt, daher die Gassen derer von Schiltigheim, von Bischofsheim ꝛc. ꝛc. — Daß nach den Kirchen, Klöstern, Kapellen mehrere Straßen benannt wurden, ist selbstverständlich. Da haben wir denn die Münstergasse, die Elisabethengasse (Elsbethergasse), die Predigergasse.

Was man in der französischen Sprache mit der ausdrucksvollen, fast cynischen Benennung eines cul-de-sac bezeichnet, das heißt eine Enge, ein Sackgäßchen, hieß im Mittelalter ein Allmendschlupf! *) In Straßburg fand sich deren eine Unzahl; nach und nach wurden sie überbaut, und jetzt noch ihre vorige Lage zu ermitteln, wäre vergebliche Mühe. Noch im Laufe gegenwärtigen Jahrhunderts sind deren viele, sowie auch die Gäßchen, spurlos verschwunden. Ich weiß nicht, ob es Herrn Anonymus ergeht wie mir? aber oft, wenn ich in ein seit Jahren nicht besuchtes Quartier komme, finde ich tabulam rasam, d. h. ich suche vergebens nach Schlüpfen, die aus der Kinder- und Jugendzeit noch in meinem Gedächtniß hafteten. Dieser Umwandlungsproceß ging zwar bei uns bedeutend lang-

*) Allmend, ein Boden, den Jedermann benutzen konnte.

samer von statten, als in Paris, wo weiland Ihro Gnaden Herr Haußmann — ein Oberelsässer — systematisch aufzuräumen geruhten; aber nichtsdestoweniger hat sich, in kleinerem Maßstab, auch bei uns Vieles verändert, und nun gar im nördlichen und westlichen Theile der Stadt wird Vieles ein ganz neues Ansehen gewinnen.

Diese Gassen, diese Gäßchen, diese Märkte, diese Plätze, diese Häuser boten ebenfalls einen von dem heutigen Zustande ganz verschiedenen Anblick. Steinhäuser waren hier im Mittelalter ungemein selten. Die schönen rothen vogesischen Sandsteine, die brauchte man wohl zum Prachtbau des Münsters; aber zu Privatbauten erlaubte man sich diesen Luxus nicht, oder doch nur ausnahmsweise. Holz und höchstens Backsteine waren das angewandte Material; Stroh- und Schilfdächer in Straßburg waren eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Erst im Jahre 1427 wurde solche Ueberdachung förmlich verboten; es läßt sich denken, wie bei Feuersbrünsten Holzhäuser und Strohdächer dem grausamen Elemente Nahrung zuführten.— Dasselbe läßt sich von den Ueberhängen sagen, deren wir übrigens noch manche Exemplare in der heutigen Stadt vor Augen oder vielmehr über unseren Häuptern sehen. Bei Regenszeit gewährten sie wohl einen sehr bequemen Schutz und ließen die damals ganz unbekannten Regenschirme nicht vermissen; aber brach irgendwo Feuer aus, da konnte leicht in dem obern Stockwerk die Flamme von einem Haus zum gegenüberliegenden züngeln; denn nicht nur ein, sondern zwei, wohl auch drei Ueberhänge fanden sich an ein und derselben

Façade. Den Einwohnern der unteren Haustheile entging das Licht und die Luft; denken läßt sich, wie der öffentliche Gesundheitszustand darunter litt. Auch glaube man nicht an Uebertreibung, wenn bei Pest oder Seuchen die Chroniken von einer Unzahl von Sterbefällen berichten. Stirbt heutzutage in ganz außerordentlichen Fällen ein Dreißigstel der Bevölkerung, da fiel in mittelalterlichen Jahrhunderten ein Drittel!

Zu diesem unseligen Sanitätszustande trugen noch andere Eigenheiten der Bauart und der Sitten bei. Hinter den Häusern fanden sich gewöhnlich Schweinställe und Aborte, vor den Häusern Misthaufen, wie man solche noch in manchen Dörfern sieht. Auf dem freien Lande bringt dies weniger Schaden; im Innern einer Stadt mit vielen Winkelgäßchen, welche pestartige Luft! Schweine wurden damals von vielen Bürgern gemästet, bei Bäckern, Müllern, Mehl- und Oelhändlern war es natürliches Herkommen. Die liebenswürdigen Bestien ergingen sich lange auf der Straße. Mit Verordnungen wurde angekämpft, aber nur langsam der Sieg errungen. Mißbräuche sind so bequem und der individuelle Eigensinn so groß! und die Polizei unter jeder Gestalt so verfehmt!

Aber war denn die ganze Stadt von einem Ende zum andern diesem Unwesen verfallen? War nirgends ein Zufluchtsort gegen solche Mißbräuche? Wohnten die vom Adel in ebenso karggemessener und verpesteter Atmosphäre? . . . Nicht doch! Auch in dem Häuserlabyrinthe traf man auf einzelne Wohnplätze, Höfe (curiæ) benannt. Solche Höfe, d. h. größere Räume,

gehörten dem Adel und den Klosterherren. Auf der Straßenseite waren diese angesehenen Häuser mit Erkern, Altanen, Thürmen und Söllern ausgestattet; im Innern, hinter dem Hause, athmete man freier in kleineren oder größeren Gärten, oder zwischen Buchsbäumen, Hecken und Zierblumen. Hin und wieder erhoben sich schattige Linden und gewährten in den heißen Hundstagen den Familien, die nicht auf das Land flüchteten, ein erwünschtes Asyl. Wie sehr in der Mitte der Häusermassen Ruhepunkte der Art erwünscht, welchen lieblichen Eindruck ein grünes Laubdach neben Bauten von Menschenhand hinterläßt, ist leicht zu ersehen, besonders in den niedlichen Städten und Flecken unseres Nachbarlandes auf dem rechten Rheinufer. Bis jetzt eingeklemmt in seine Festungswälle, erlaubte sich Straßburg nur ausnahmsweise diesen Luxus. Und sonderbar genug, als in den vierziger Jahren der damalige unvergeßliche Maire, Fr. Schützenberger, versuchen wollte, an einigen geeigneten Stellen, z. B. auf dem südlichen Münsterplatze, Square's anzulegen, wurde er vielfach bekrittelt. So schwer hält es, aus alter Angewöhnung zu treten und sich mit dem bessern Neuen zu versöhnen.

Ich komme noch einmal auf die alten Benennungen zurück. — Die Häuser hatten Zeichen und Namen: gemalte, geschnitzte, in Stein gehauene Bilder; und zwar lieferten einheimische und fremde Thiere, Bäume, Blumen, Früchte, Kleider, Waffen, symbolische Personen, fabelhafte Wesen solche Namen. Da gab es denn: rothe Hirschen, Löwen, Bären, goldene Störche; Elephanten, Riesen, Drachen, Lindwürmer, graue, wilde

Männer; spöttische Bezeichnungen: zum rothen Juden, zur kalten Wittwe. — Viele Namen bleiben unerklärlich. Herr Anonymus ist sehr vernünftig und modest; er läßt sich nicht auf Vermuthungen ein; stößt er z. B. auf Ausdrücke folgender Art: zum Bulm, zum Zullefuß, so sagt er: Ich weiß nicht. Mir sind andere Gelehrte, einheimische und fremde, bekannt, die nicht auf halbem Wege stehen bleiben und gerade an solchen dunklen Ausdrücken mit Vorliebe ihren Scharfsinn üben, oder eine stupende etymologische und geschichtliche Kenntniß an den Tag legen. Ich halte es mit Herrn Anonymus und behaupte, daß ein demüthiges Geständniß, „man wisse nicht", besser läßt, als eine apodictisch ausgesprochene, doch nur auf Wolken fußende Behauptung.

Einen ganz eigenen Anblick gewährten im alten Straßburg die Lauben und Gaden. Loube, Laube, hieß eine unter dem ersten Stockwerk hinlaufende Gallerie, auch eine an mehrere Häuser sich anlehnende Halle. Solche Hallen dienten besonders als Krämerbuden; der Art waren z. B. die Tuchlaube, die Gerberlaube, die Erbsenlaube. Gaden ist das Synonymum von Buden; Krämer und Handwerker, die ihre Buden und Werkstätten zur ebenen Erde hatten, verschlossen sie des Nachts mit Läden, die man nach der Straße hinaus umlegen konnte, und die dann zum Umlegen der verkäuflichen Gegenstände dienten. Bäcker und Metzger hatten auf offener Straße Bänke, d. h. feste Buden wie die alten Metzgerbänke auf dem Fischmarkt, oder mit einer leicht wegzunehmenden Decke versehene Tische.

Was dem alten Straßburg noch eine besondere Physiognomie verlieh, das waren die Wasserdächer, die Vorbauten oder Ueberthüren, d. h. auf Pfeilern ruhende Dächer vor dem Eingang der Häuser. Bänke zum Sitzen in guter Jahreszeit waren ebenfalls vor mancher Wohnung angebracht. Für den Einzelnen war das allerdings comfortabel; man trug das Innere der Haushaltung auf die Straße; wie aber in den engen Gassen der tägliche Verkehr dadurch gehemmt oder erschwert wurde, läßt sich denken. Für Wagen blieben solche Quartiere unnahbar. Und diese Unannehmlichkeiten spielten von dem Mittelalter bis in das vorige Jahrhundert herein.

Ungemein lehrreich ist es, sich dermaßen mit dem ungenannten Verfasser in dem alten Straßburg umzusehen und im Einzelnen die Namen der Gassen und Häuser zu durchblättern. Bei der Mehrzahl ist ein Referat auf die jetzige Zeit ganz unbestimmbar. Wo sich Auskunft geben läßt, ist die Lectüre des betreffenden Abschnitts immer interessant. Nehmen wir z. B. die Bezeichnung: uff Rinecke. „So hieß der Theil des jetzigen Thomasstadens oberhalb der Niklausbrücke; anno 1334 wird unter den adeligen Rathsmitgliedern Klaus Klobelouch zu Rineck erwähnt; er gehörte zu den Klobelouch, die in der Gasse dieses Namens (jetzt Knoblauchsgasse) mehrere Häuser mit auf die Ill hinausgehenden Gärten besaßen.

„Auch ein Zweig der Zorn wohnte hier: Jacob Zorn zu Rineck, 1360; die Zörnin zu Rineck, 1370; Henselin Zörnelin dictus uf Rinecke, Edelknecht 1390. Am Ende des 15. Jahrhunderts hatte das St. Tho-

mas-Kapitel uf Rinecke eine curia claustralis (Kloſterhof), die 1503 als der Rebhof bezeichnet wird. Den Ausdruck kann man nicht, wie Herrman l., p. 269 meint, durch die Lage erklären; denn als durch den Goldgießen noch ein Rheinarm floß, war deſſen Einmündung nicht hier, ſondern weiter unten, dem Kaufhaus gegenüber. . . . Woher aber der Name? . . . an dem Rheinufer waren mehrere Rheineck genannte Burgen . . . dieß kann aber nicht hier in Betracht gezogen werden. Der Urſprung der Bezeichnung uf Rinecke bleibt in Dunkel gehüllt, es ſei denn, daß folgende Vermuthung Wahrſcheinlichkeit hätte: Die Namen mehrerer alter Straßburger Häuſer endigen ſich auf Ecke; es waren meiſt Gebäude, die das Ende einer Gaſſe bildeten, Loubenecke, Hornecke, Kaltecke, Schönecke. Da wo das Rinecke genannte Revier bei der Niklausbrücke aufhörte, wird ein Haus geweſen ſein, das eine ſolche Ecke war, wie noch heute Nr. 8, quai St.-Thomas. . . ."

Hier bin ich nicht ganz mit dem gelehrten Verfaſſer einverſtanden. Mir iſt in hohem Grade wahrſcheinlich, daß der durch den Goldgießen einmündende Rheinarm zur Benennung des ſogenannten Rhineckels maßgebend geweſen. Die Entfernung von dort zur Niklausbrücke iſt wahrlich unbedeutend; die vernünftige Etymologie erlaubt wohl, anzunehmen, daß die gegen den Rheinarm gekehrte Ecke des jetzigen Thomasſtadens obige Bezeichnung erhielt und behielt. Hier wäre auf eine Monographie hinzuweiſen, die ſich in einer der letzten Nummern des hiſtoriſchen alſatiſchen Bulletins unter dem Titel: »Une maison à Strasbourg«, vorfindet.

Der Verfaſſer hat daſelbſt für eine einzeln auf dem Rhineckel liegende Behauſung das Programm durchgeführt, welches Herr Anonymus auf mehrere Hauptwohnungen der Stadt angewendet zu ſehen wünſchte. Schon gut; nur müßte mit gehöriger Auswahl verfahren, und müßten nur wirklich intereſſante, hoch hinaufreichende Originaldocumente benutzt werden, denn ſonſt, wo bliebe man ſtehen? Die Lectüre der Vergangenheit verſchlänge die Gegenwart.

Wir, wir leben; unſer ſind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.

Sehr anziehend, ich muß es wiederholt ausſprechen, ſind die einzelnen Abſchnitte über beſtimmte Quartiere oder Gaſſen. So hätte ich große Luſt, die betreffenden Seiten über das Dummenloch (jetzt Rue Thoman) auszuſchreiben. Hier ergeht ſich der Verfaſſer ebenfalls in philologiſchen, ingeniöſen Hypotheſen; doch zum Voraus giebt er ſie preis. Wo er von den Beguinenhäuſern ſpricht, d. h. von den kleinen, für eine Unzahl armer Weiber beſtimmten „Gotshüſern", verſetzt er einem Vorgänger im Amte der alſatiſchen Localhiſtoriker einen unliebſamen Seitenhieb. „Die Liſte „ſolcher Häuſer, — heißt es p. 10 — die Profeſſor „C. Schmidt in ſeinem übrigens nicht fehler„freien Aufſatz über dieſen Gegenſtand giebt (in „Stöber's Alſatia, 1859), könnte ich bedeutend ver„mehren." — Herr C. Schmidt iſt mir ein lieber, belehrender Bekannter; ich muß ihn durchaus in Schutz nehmen gegen einſeitige Bemäkelung. Im Jahre 1859 hatte Herr C. Schmidt, der gewiſſenhafte Verfaſſer des »Chapitre de St.-Thomas«, gegeben, was er damals

in Händen hatte; ich dächte, wenn er jetzt wieder in die Schranken träte, könnte er dem gleichgelehrten geheimen Referendar über Straßburgs Gassen- und Häusernamen im Mittelalter die Stange halten. O! um gegenseitige Nachsicht, mein bester Herr! alle wir haben sie bei der einen oder der andern Gelegenheit vonnöthen! Ihr Verdienst, mein wertheſter Anonymus, um Aufklärung der alten Straßburger Straßennamen, jetzt, wo man damit umgeht, die heutigen theilweise umzutaufen,*) ist so unbestreitbar, Sie werden bei solcher Innovation oder Renovation, bewußt oder unbewußt, willig oder unwillig, einen so bedeutenden Platz einnehmen, daß Sie, ohne sich im Geringsten etwas zu vergeben, Ihre Vorarbeiter im Felde der localen Geschichte unangefochten lassen sollten.

*) Geschrieben im Jahr 1871.

Geschichte des Elsasses von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart.

Von F. Ottokar Lorenz und Dr. Wilh. Scherer.

Bilder aus dem politischen und geistigen Leben der deutschen Westmark. 2 Halbbände 8. Berlin, Verlag von Fr. Duncker. 1871.

Es war leicht vorauszusehen, daß die Vereinigung des Elsasses mit Deutschland in kurzem Zwischenraum mehr als ein Geschichtswerk in's Leben rufen würde. Eine solche beinahe improvisirte, jedenfalls aber sehr beachtenswerthe Erscheinung ist die oben angekündigte, von zwei Collaboratoren ausgegangene elsässische Historie. Die Form ist ansprechend, und es ließe sich schwer herausscheiden, welchem Verfasser das eine oder das andere Capitel zukömmt. Wir haben uns übrigens dieser Untersuchung nicht hingegeben, und betrachteten das Ganze wie aus einem Gusse. Der Inhalt ist reich; an Silben zu klauben, hätte sich's nicht verlohnt.

Vor zwölf Jahren erschien zu Straßburg als historische Einleitung in die officielle „Beschreibung des „Niederrheinischen Departements" eine zusammen-

gedrängte, übersichtliche Landesgeschichte*). Zum ersten Male, nach zahlreichen größern und kleinern, allgemeinen oder monographischen Werken über das Elsaß war durch diesen Aufsatz Licht und Schatten gehörig vertheilt in das Gesammtgemälde, und ein bestimmt abgegrenzter Rahmen umzog das Ganze. Der Verfasser knüpfte die zerstreuten Facten vorzugsweise an die Reihenfolge der Bischöfe von Straßburg; somit war eine epische Abrundung gewonnen. Doch in seiner Tendenz stand er wohl nicht auf ganz freien Füßen. Er schrieb für ein confessionell gespaltenes Publikum; die Reformationsgeschichte in Straßburg und im Elsaß wurde ungehörig abgekürzt und über die Vorfälle des zweiten Quartals des laufenden Jahrhunderts durfte die Hand des Zeichners ebenfalls nur leicht hingleiten.

Die Herren Lorenz und Scherer konnten unbedingt rücksichtsloser verfahren. Kein officieller Standpunkt war ihnen vorgeschrieben, oder nur bezeichnet. Somit konnte gerade die vom Archivar des Niederrheins im Halbdunkel gelassene Parthie in klarer Beleuchtung hervortreten. Nun gar dem patriotischen deutschen Gefühle blieb der Ausdruck unverkümmert; wir möchten sogar sagen, diese Saite werde so stark angeschlagen, daß sie für manchen ruhigen, vom Strome der Zeitereignisse nicht fortgerissenen Leser, besonders aber für die

*) Histoire de la Basse-Alsace par M. Louis Spach, archiviste du Bas-Rhin. — Introduction historique à la description du département du Bas-Rhin. Strasbourg 1858, en 8°.

jetztlebenden Elsässer, die Harmonie des Ganzen stören dürfte. Es ist ein aufjauchzender Siegesjubel, der die Historiker hin und wieder zu Barden umwandelt.

Die Gruppirung der Begebenheiten ist sinnreich; sie zerfällt in vier und zwanzig Capitel, worin nicht gerade die strengste Chronologie eingehalten wird. Mit Recht setzen die Verfasser bei ihren Lesern wenigstens die allgemeine Kenntniß der Geschichte Deutschlands und Frankreichs und die Wechselbeziehung zwischen beiden Ländern voraus. Die Zeiträume gliedern sich massenhaft. Doch täusche man sich nicht; es bleibt nicht bei Conturen; einzelne Persönlichkeiten, besonders auf dem Felde der Philosophie, der Kirche, des Staates, treten aus dem Hintergrunde hervor und bringen Leben und Bewegung in das Ganze. Man sieht es den Verfassern wohl an, daß sie manche biographische Notizen, woran die alsatische Literatur so überaus reich ist, gut zu benutzen verstanden. Da sie aber dem System der Belege absichtlich ganz entsagen, so verschwinden die einzelnen Quaderſteine spurlos in dem Gesammtbau.

Die keltische, römische, fränkische Periode überspringend, versetzen wir uns mitten in die aufstrebende Bürgerwelt der elsässischen Reichsstädte, vor allem nach Straßburg, wo der erste Anfang des Gemeindelebens von den Bischöfen ausging. Die Entwickelung dieser Phase gehört zu den vorzüglicheren Abtheilungen des gehaltreichen Buches. Vor den Augen des Lesers entwickelt sich der steigende Einfluß dieser aufstrebenden, thätigen, intelligenten Bevölkerung, die nach und nach ihre eigenen Repräsentanten an die Stelle der bischöf-

lichen Richter und Beamten zu ſetzen weiß. In Straßburg entfalten ſich die Facten ohngefähr wie in anderen rheiniſchen Städten; in Hagenau dagegen ſind es die Kaiſer, die den Anſtoß geben und die Stadtverfaſſung bilden. Waren es doch die Großeltern des Friedrich Barbaroſſa, welche ſchon den Grund dazu gelegt! Die Reſidenz dieſes Heldengeſchlechts in dem längſt verſchwundenen Schloſſe auf einer Waldinſel der Moder, die prachtvolle Kapelle über dem Eingang, wo die Kroninſignien bewahrt wurden, die von dort ausgegebenen Privilegien, das Hoflager, die Jagden im nahen uralten Eichen- und Tannenforſte, das ſind wohl Hauptmomente in der elſäſſiſchen mittelalterlichen Geſchichte, wobei die obigen Verfaſſer leider nicht verweilen, die ſie aber doch vorüberſtreifend berühren. Erinnern wir nur an den Dichter der leidenſchaftlichen Liebe, an Gottfried von Straßburg, der gewiß mehr als einmal im Hagenauer Schloſſe weilte, und unter Rittern und Frauen die Vorbilder ſeines Triſtans und ſeiner Iſolde auf ſtattlichen Rennern vorüberſtürmen ſah. Die originellen Bemerkungen, welche der literariſche Collaborator über das pſychologiſche Epos von Gottfried anſtellt, werden, auch wenn der Leſer das Gedicht ſchon kennt, mit Genuß und Gewinn hingenommen werden. Gottfried's künſtleriſche Größe, in Parallele geſetzt mit der gleichzeitigen ſtädtiſchen Cultur in Straßburg, eröffnet neue Seitenblicke auf die ganze Compoſition.

Etwa ein halbes Jahrhundert ſpäter beginnt der Kampf des Biſchofs Walther von Geroldseck mit der Bürgerſchaft Straßburgs, und gipfelt in der Schlacht

von Hausbergen (März 1362). Kein gebildeter deutscher Elsässer, der nicht einzelne Episoden dieses Schlachtentages kennt; nicht Jedem aber mag der Zusammenhang mit den vorhergehenden Ereignissen klar geworden sein. Schon seit dem Jahre 1255 hatten Bürger und Städte im Elsaß eine Art von Eidgenossenschaft gegen alle adligen Feinde geschlossen. Im Kampfe zu Hausbergen kommt diese Aufregung, wo nicht zum endgültigen Abschluß, doch zur vorläufigen Entscheidung. Graf Rudolph von Habsburg, der nachherige Kaiser, hatte als Vogt und Bundesgenosse Straßburgs kräftig zu diesem Siege beigetragen. Nun sollte man meinen, daß er, nach dem Interregnum, hier im Elsaß und im Reiche zu gleichem Ansehen wie die staufischen Kaiser gelangen würde. Dennoch schlug die Sache anders aus. Die Habsburger suchten zuvörderst ihre Hausmacht, nicht die deutsche Centralmacht zu begründen. Und Elsaß war vor allen ein Reichsland; „das beste Reichsland," nach dem kernigen Ausdruck der Verfasser. Die Bewohner dieses Landstrichs, auch wenn sie, wie es sich fügte, die Kämpfe Rudolphs an der östlichen fernen Reichsgrenze mitkämpften, pflegten doch nicht zu den Habsburgern emporzusehen, wie zu Barbarossa und seiner Heldensippschaft. Mit einem Worte, von da an war die kaiserliche Autorität geringer, als unter den Hohenstauffen. —

Gehen wir nun in das 14. Jahrhundert hinüber, da treffen wir in Straßburg zuvörderst auf den inneren Streit der adligen Geschlechter, vor allen der Zorn und der von Müllenheim. Aehnliche Zwistigkeiten

und Fehden liegen uns vor in den Annalen vieler Städte des Mittelalters; in Italien, in Mailand, in Florenz gab es Blaue und Rothe, Weiße und Schwarze. In Straßburg aber legte der Streit die Breſche bloß, durch welche die unteren Stände, die Handwerkerzünfte, eindrangen in die Verwaltung. Es lag alſo das Eigenthümliche dieſer Kämpfe im Süden, Weſten und Norden jedesmal in der Art der Löſung. Aus den italieniſchen Städtekriegen entſprang jedesmal eine „Tyrannis“; die Visconti's, die Medicis' erhoben ſich über dem Sturz ihrer Rivalen; in Frankreich beerbte die Königsmacht ihre Vaſallen; in Deutſchland, im Elſaß, dem Microcosmos Deutſchlands, tritt die Maſſe des Volkes in das politiſche Leben der Stadt.

Der alte Kloſener, der moderne Strobel ſchildern den Hauptkampf der Zorn und der Müllenheim im Ochſenſteiniſchen Hofe, dem heutigen Rathhauſe (April 1332). Lorenz und Scherer können nicht aus dieſem Zauberkreiſe treten; hier waren ſie gezwungen, ſich ebenfalls an ihre Vorgänger zu halten, und betonen nur etwas mehr, wie nun die Bürger vermuthlich mit einem ſchon fertigen Programm hervortraten und geradezu eine neue Ordnung der Dinge ſchufen. Der ganze Rath, man weiß es, dankte ab; die alten Räthe wurden durch 25 Mitglieder, je eines von jeder Zunft, verſtärkt; zu den vier patriziſchen Stättemeiſtern kam der erſte bürgerliche Ammeiſter, Burkard Zwinger.

Wenige Jahre nach dieſer Verwaltungsreform brach eine andere, heftigere Revolution los; mir meinen, bei Anlaß der „Judenverfolgung“. — Eine der Haupturſachen des Elendes im Mittelalter rührte her von

dem unglaublichen Schwanken der Kornpreise, mithin von dem unvermeidlich hinaufgetriebenen Zinsfuß, von dem verpönten Wucher. Die israelitischen Wechsler oder Banquiers wurden deshalb als die Sündenböcke angesehen; doch ist dabei nicht zu vergessen, daß sie ihre Privilegien für Bankgeschäfte dem Stadtrath, dem Bischof, dem Kaiser abkaufen mußten; daß mithin eine Hauptverantwortlichkeit auf diese Personalitäten fällt. — Die Revolution des 8. Februar 1349 war hier gegen die vier Stättemeister gerichtet, welche die Juden beschützten; eine neue Verfassung war das Ergebniß dieses Anlaufs gegen das Bestehende; von dort an saßen 28 Handwerker gegen 11 Adlige und 17 Altbürgerliche im Rathe. Aber die Volksjustiz, die Lynchjustiz war damit nicht befriedigt. — Es war die Zeit des großen Sterbens; ein unsinniger Wahn ergriff die Masse und artete aus, wüthend, furchtbar, in der Mord- und Brandscene, die sich dann legendenartig im Gedächtniß des Volkes fortpflanzte. — Im vorliegenden Werke sind weniger die dramatischen Momente, als ihre politische Bedeutung hervorgehoben; in der kirchlichen Bewegung: die ketzerischen Secten, die Mystiker, die Einflüsse der Mönchsorden. Auf diesem Felde hatten die Doppelverfasser gründliche Vorarbeiten in Prof. Karl Schmidt's Monographien; ich denke sie sind ihm in petto dankbar. Der ungelehrte Leser macht dabei mit Meister Eckard und seinen Schülern, Tauler und Suso, mit Rulmann Meerswin, dem Gründer des Johanniterhauses zum grünen Woerth, und mit den Gottesfreunden nähere Bekanntschaft. Man erfährt hier beiläufig, daß die Dominikaner vor-

züglich als Beichtväter bei den vornehmen Damen, die Franziskaner von den ärmeren Frauen gesucht waren.

Neben den Mystikern werden auch die Chronisten und Historiker, von Ellenhart und Gottfried von Ensmingen bis auf Königshoffen besprochen: der letztere besonders, der „zeitgemäße, gesinnungstüchtige", ist auf eine anmuthige Art portraitirt, und seine schwache Seite keineswegs verhüllt. Eingestanden wird, daß er sich Vorgänger und mitlebende Scribenden zu plündern erlaubte und den Raub in seine eigene Waare hineinschmuggelte. Nun, daß ist gerade keine Eigenheit seines Jahrhunderts; in allen Zweigen des Wissens und Producirens wird diese Freibeuterei immer noch fortgetrieben. Es steigt immer der Eine auf die Schultern des Andern; Alles ist vergeben, wenn man für die geliehene Unterstützung dankt.

Eines der schwungvollsten Capitel ist wohl das über den Straßburger Münster. — Man sollte denken, über diesen herrlichen Zeugen der mittelalterlichen Architectur ließe sich nichts Neues mehr sagen; aber der Stoff eines großen Kunstwerkes ist ebenso unerschöpflich wie das Meer; jeder Begabte sieht ein solches Product der schöpferischen Menschenhand mit frischen Blicken an; neue eigene Gedanken überkommen ihn; hat er nur einigermaßen Darstellungsgabe, so wird er auch einen neuen Ausdruck für seine Begeisterung oder seinen Kennerblick finden. Wie treffend sind nicht folgende Andeutungen über die Erwins-Façade . . . Nachdem in der Beschreibung derselben das verticale Moment hervorgehoben, heißt es weiter: „Dazu tritt

„noch Erwins eigenster Gedanke — das emporsteigende „Stab- und Maßwerk, welches in einer Entfernung „von zwei Fuß die ganze Façade gleichsam überspannt „und den Blick des Beschauers leise nach oben leitet. „Dem Ernsten, Ruhigen, Dunkeln, Feierlichen, schwer „und colossalisch Gelagerten ist ein so leichtes, leben- „diges, heiteres, anmuthig umspielendes Element bei- „gesellt, das sich in den Thürmen fortsetzt. Es ist, als „ob Epheuranken das Gebäude überzogen hätten, und „dann weit, weit darüber hinausgewachsen wären. . . . „Sicherlich war Erwin nicht ein strenger, trüber, son- „dern ein feiner, liebenswürdiger Geist."

Und zuletzt noch: „Man begreift, wie der Local- „patriotismus darin das achte Wunder der Welt er- „blicken mochte. . . . Es ist doch etwas Großes, so „hoch in die Wolken zu bauen. Seit den Werken „orientalischer Despoten, seit den riesigen Hügeln, „welche ägyptische Könige als Pyramiden über ihren „Gräbern aufführten, hat man so vermessen nicht mehr „in die Lüfte gestrebt. Auch dort eine Art Mittel- „alter, die Wissenschaft in den Händen der Priester, „der Unterschied der Stände bis zur schroffsten Tren- „nung gediehen. Aber dort der Uebermuth eines „Despoten, den die Herrschaft über Knechte trunken „macht: hier das Selbstgefühl eines Bürgerstandes, „der die Macht des Fleißes und der Hingebung in sich „kennen gelernt hat. Dort der grollend geleistete „Dienst eingeschüchterter Sklaven: hier die begeisterte „Arbeit freier Männer, die trotzig in schwindelnde „Höhe klimmen mit einem heiligen, kühnen Glauben."

Wir begreifen nicht, wie nach diesen Worten es

dem Doppelverfasser beikommen konnte, mit einem störenden, gezierten Bilde zu schließen, das ich, seinethalb, nicht abconterfeien will.

Mit dem 14. Jahrhundert beginnen die Franzosenkriege, und von da läuft ein rother Faden durch das ganze Werk: es werden von jetzt an die Gelüste betont, welche Frankreich unter verschiedenen Vorwänden und verschiedenen Formen nach dem Rheine hegte. Nicht nur läßt sich diese Tendenz der französischen Politik nicht leugnen, sie springt so klar an den Tag, daß selbst französische Schriftsteller, wie der Verfasser der «Histoire de la Basse-Alsace» wiederholt, darauf hinwiesen. Mit andern Worten: die Kämpfe des westlichen Europas klopften an die Pforten Deutschlands; Franzosen, unter engelländischem Banner (Enguerrand de Coucy), Franzosen und Burgunder auf eigene Faust, schädigen, bedrohen die Unabhängigkeit des Elsasses; die Armagnak's sind nicht anderes als eine französische Invasion in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts; der Dauphin Ludwig hatte es bei seinem Einfalle in das Elsaß auf die Rheingrenze abgesehen; und das gute Verhältniß, das während dem Aufenthalt der französischen Banden zwischen dem Kaiser Friedrich dem III. und König Karl dem VII. herrschte, deutet auf den wunden Fleck der deutschen Reichsgeschichte, als das unterhöhlte, schwindende Ansehen der kaiserlichen Centralmacht dem äußeren Feinde die Waffen zum Angriff der deutschen Reichsgrenze selber in die Hand gab.

Die burgundische Macht — dieses großentheils französische Mittelreich — hatte ebenfalls die bestimmte

Absicht, die Grenzprovinzen, die ihm von Oesterreich in Versatz gegeben, zu verwälschen.

Der elsässische Geßler, Peter von Hagenbach, der im Volksmunde lebt und dessen häßlichen, apokryphen Schädel man auf der Kolmarer Stadtbibliothek noch ohnlängst vorwies, Peter von Hagenbach, mit seinem deutschen Namen, war für burgundisch-französische Interessen gewonnen, und erbitterte die Bewohner durch seine raffinirte wälsche Grausamkeit. — Im 16. Jahrhundert tränkte der französische König Heinrich II. seine Rosse im Rhein; es war im eigentlichen Sinne eine Recognoscirung, die sich am Ende desselben Jahrhunderts, während der bischöflichen Kriege, und im folgenden, während dem Jülich'schen Erbstreit und dem 30jährigen Kriege, fast in ununterbrochenen Kämpfen fortsetzte. Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV., Straßburgs Fall, die Reunionskammern waren also nur die Endglieder der Kette, die zu Enguerrand de Coucy hinaufreicht.

Daß wir in dieser flüchtigen Uebersicht der elsässischen Geschichte den Begebenheiten vorauseilen, hie und da einen Hauptpunkt vorzüglich berühren, vieles Merkwürdige liegen lassen, wird uns der Leser nicht nur verzeihen; es liegt dieses Verfahren in der Natur dieser Besprechungen begründet. Wir bezeichnen einige Hauptabschnitte; den Freunden des Elsasses überlassen wir, nicht die Mühe, sondern den Genuß, das Einzelne selber nachzusehen.

Am Scheidewege zwischen dem Mittelalter und der modernen Geschichte, zwischen dem noch übermächtigen Papstthum und der Reformation, steht der liebenswür-

dige, chevalereske Kaiſer Maximilian I., Straßburgs „guter Freund“. Wie viele Anekdoten ließen ſich nicht erzählen von ſeinem Verweilen in hieſiger Stadt! Faſt erinnert der Verkehr des Kaiſers mit dem Elſaß und ſeiner Bürgerſchaft an die hohenſtauffiſche Zeit, oder doch an den fröhlichen Aufenthalt des Luxemburger Sigismund! Mit warmer Geſinnung ſchloß ſich das Elſaß an die Perſon des Kaiſers, während die nördliche Schweiz ſich im Gegentheil gewaltſam vom Reiche losriß. Maximilian war bekanntlich ein guter Artilleriſt; zwar hatte er noch keine gezogenen Kanonen ſeinen lieben Straßburgern als Geſchenk mitzubringen, aber die Büchſe, „die Appenzellerin“ genannt, ließ ſich damals nicht übel an, und der „Strauß“ und der „Löwe“ wurden von Seiner Majeſtät ſelbſt erprobt. Auch wenn es Prügeleien zwiſchen den Bürgern und den kaiſerlichen Beamten, dieſen „hergeloffenen Finanzern“ abſetzte, wurden dieſe Mißhelligkeiten leicht beigelegt.

Nicht ſo glimpflich liefen zu derſelben Zeit die Schilderhebungen der Landbewohner, der Bauern, ab. Communiſtiſche Bewegungen — es iſt nichts Neues unter der Sonne — brachen im Jahre 1493 los; der Bundſchuh iſt eine bekannte Verbrüderung, die im Blut erſtickt werden mußte und woran ſich die jetzt verſchollenen Namen Ullmanns, Joſtfritzens, Gugelbaſtians und des armen Conrads knüpfen. Als dreißig Jahre ſpäter die Reformation Wurzel zu ſchlagen begann, niſteten auf dem lebensfähigen Stamme giftige Paraſitenpflanzen, welche ebenfalls zu vertilgen waren. Die Tollheiten eines Balthaſar Münzers, die gräu-

lichen Exceſſe des Bauernkrieges (1525), führten gezwungen zu einer reactionären Bewegung; im vorliegenden Buche bildet ſie eine nicht zu übergehende Epiſode; vielfach wurde ſie ſchon in Geſchichte und Dichtung verarbeitet.

Von dieſen Schreckensſcenen, welche durch die heutigen Ereigniſſe zu doppelter Bedeutung gelangen und zu unmittelbarem Vergleiche auffordern, gleiten wir an der Hand der Verfaſſer auf Augenblicke wieder in das heitere, ſonnenbeſchienene Kunſt- und Literaturleben. — Martin Schöngauers myſtiſche Heilige, Baldung Grien's lebenskräftige Rubensgeſtalten, Gutenbergs erſte Druckerpreſſe erſtehen vor uns, und dabei wird die Aufmerkſamkeit hingezogen auf das Zuſammentreffen dieſer weltgeſchichtlichen Erfindung mit dem Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften, etwa wie heutzutage mit dem Dampfſchiff und der Eiſenbahn die Telegraphie und die Photographie.

Im Vorbeigehen möchten wir die Verfaſſer um die Erklärung bitten, weshalb und worauf ſich ſtützend, ſie die Erfindung der mobilen Lettern in's Jahr 1444 nach Mainz verſetzen, indem ſie die Proceßacten Gutenbergs mit ſeinen Aſſociés in Straßburg eines Beſſern belehren konnten.

Mit anzuerkennender Virtuoſität werden die Prediger, die Satyriker, die Schulmänner, die Humaniſten dieſer Zwiſchenperiode behandelt. Für Sebaſtian Brandt und für Murner kündet ſich in dieſen Capiteln eine gewiſſe Vorliebe an; Geyler von Kayſersberg wird etwas ſtrenger behandelt. Was nun den Erſteren anbetrifft, ſo wäre zu erinnern, daß ſchon vor Jahren

Gervinus auf die seltenen Fähigkeiten dieses Dichters und Geschäftsmanns hinwies. Schreiber dieser Zeilen, der sich ebenfalls in Musestunden „auf das Narrenschiff“ zu Gaste lud, konnte auch in der Stimmung des humoristischen Satyrikers etwas vom Molière'schen Geiste finden, den tiefen Blick in die verdorbene menschliche Natur, und das daraus hervorgehende Schwanken zwischen Spott und Ernst, Lachen und Weinen und zürnendem Schmerz. Nur bleibt ein himmelweiter Unterschied zwischen dem deutschen und dem französischen Schriftsteller; Brandt hat keine lebenden Individuen geschaffen; Molière's Charaktere dagegen sind in unsterbliche Formen gegossen. Thomas Murner ist mit drolligem Humor gezeichnet, „wie ein wilder Kater, der beißt und kratzt und den Gegner am liebsten zerfleischen möchte. . . . Murner's lutherischer Narr ist eine große Denunciationsschrift.“ — Und nun fügen die unparteiischen Verfasser hinzu: „Seine Satyre ist „darum so ausgezeichnet, weil sie nicht gegen rein Er„sonnenes und Erlogenes kämpft; weil sie in der Re„formation bei aller feindseligen Uebertreibung doch „eine Seite hervorhebt, welche durchweg an den gewal„tigen Umwälzungen der moralischen Welt zu Tage „tritt: eine geistige Bewegung, die in der Tiefe packen „soll, muß mit starken materiellen Interessen verknüpft „sein.“

Den doppelten Charakter der Reformation, die geistige und die sociale Umwälzung, entwickeln die Verfasser nach beiden Seiten hin; doch gefallen sie sich vorzüglich in der Portraitirung der zu Straßburg eingreifenden Persönlichkeiten. Mathias Zell und seine

Gattin Katharina, Capito, Hedio, Butzer, ziehen jeder in seiner eigenthümlichen Gestalt und in seinem speciellen Wirken vorüber; besonders hervorgehoben wird der moderirte Gang der Reform in Straßburg, und die Erklärung in dem Charakter der localen Prediger, in dem epikuräisch-skeptischen Bischof Wilhelm von Hohenstein gesucht. Ein freisinniger, der Reformation nicht abgeneigter geistlicher Würdenträger, der Dechant Sigismund von Hohenlohe, saß überdieß in dem Domcapitel; der Rath blieb immerfort Herr der Lage. Es giebt wohl wenige politische oder kirchliche Revolutionen, die sich so glimpflich abgewickelt, wie die Reform in Straßburg; das will nicht heißen, daß es ganz und gar ohne stürmische Scenen abgelaufen; doch es floß kein Blut, nur hin und wieder Wein in den erstürmten Klosterkellern, und Straßburg blieb, während der Orkan außen tobte, die Zufluchtsstätte der Vertriebenen. Ganz anders stellte sich im Gegentheil die Sache im Lager der Gegner, im österreichischen Ensisheim, wo die Regentschaft fanatische Unduldsamkeit walten ließ und nicht selten zur Folterbank und zum Scheiterhaufen Zuflucht nahm.

Wem aber verdankte Straßburg diese relative Ruhe, diesen inneren Frieden, inmitten der äußeren Verwickelung? . . . Einem großen Manne, dem größten wohl, welchen die Stadt je gehabt, und der auch mehr oder weniger eingriff in die Geschichte Deutschlands; dem Jakob Sturm von Sturmeck. Seine Fähigkeit als Redner, als Staatsmann, wird in's Licht gesetzt — ich möchte ihn dem frühreifen Wilhelm Pitt vergleichen, wie er, kaum den Knabenschuhen ent-

wachsen, seinem Lehrer Wimpheling rathend zur Seite steht, und kaum fünfundzwanzigjährig, in seiner Vaterstadt schon die höchsten Würden bekleidet. Doch weiter hinaus müßte die Parallele abgebrochen werden; Pitt scheute nicht vor einem Weltkriege zurück; Jakob Sturm tritt immer als Vermittler auf; in der evangelischen Partei strebt er hin auf Frieden und Einigung; Gewissensfreiheit steht auf seine Fahne geschrieben. Ich weiß in der That nicht, was an ihm mehr hervorzuheben, sein oratorisches oder sein diplomatisches Genie, das praktische Eingreifen in Stadt- und Schulwesen, oder die „Hoheit und Idealität" seines geistigen Wesens. Jakob Sturm fesselt uns als Scholarch, als Gründer des Gymnasiums (1538), worauf er eine allgemeine protestantische Universität zu impfen gedachte; wir bewundern ihn während seinen zahllosen diplomatischen Missionen an fürstlichen Höfen und an Reichstagen. Und wie es sich mehrmals in der Geschichte ereignet, der genievolle Mann thut glückliche Griffe. Sturm zog einige talentvolle Helfer an sich, die ihm beistanden, besonders im Werke der öffentlichen Erziehung. Sein Homonym, Johannes Sturm, der eigentliche Organisator des Gymnasiums, und der pragmatische Geschichtschreiber Sleidanus waren die trefflichen Akolythen des Stettmeisters. Die Erscheinung dieses Mannes ist in der Geschichte Straßburgs kein blendendes, verschwindendes Meteor; er ist ein hellleuchtender Polarstern, auf welchen Kind und Kindeskinder, wenn ihnen die Augen am rechten Flecke sitzen, immer noch blicken werden, so lange es alsatische Annalen giebt.

Wir wollen indeß nicht behaupten, daß in der alsatischen Reformationsgeschichte nur Lichtpunkte sich weisen; es giebt auch Nebelflecken oder Nachtseiten; dahin reihen wir den unerquicklichen Abendmahlsstreit, welcher die innere Spaltung der protestantischen Kirche bloslegte. Solche dogmatische Streitigkeiten rufen uns byzantinische Vorkommnisse in's Gedächtniß, und geben den katholischen Gegnern eine Degenspitze in die Hand, wenn es ihnen beliebt, in der offenen Wunde der Heterodoxen zu wühlen und sich unter dem Panzer der formalen Einheit ihrer Kirche zu bergen.

Im Grunde des Herzens waren die Straßburger Theologen mit der evangelischen Schweiz einig; aber so lange es gehen konnte, wichen sie aus vor dem zürnenden, heftigen Martin Luther, und nach dem unvermeidlichen Bruche mit ihm mühten sie sich ab, bis eine äußerliche Vereinigung wieder zu Stande kam.

In die Protestantenkriege, gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, wurde Straßburg nur zeitweilig verflochten; aber die Niederlage des Kurfürsten von Sachsen bei Mühlberg gereichte der Stadt zum Unsegen. Das Interim wurde gezwungen eingeführt; nur drei Kirchen den Straßburger Lutheranern gelassen; aber diese Kirchen waren an Sonn- und Festtagen gepfropft voll, das dem Domcapitel ausgelieferte Münster blieb leer. — Nach dem Religionsfrieden (1555) besserte sich für Straßburg und das Elsaß die Lage; nur blieben für Deutschland Metz, Toul und Verdun verloren; geschickt hatte der gallische Nachbar

die religiöſe Spaltung benützt. Somit zerſtörte der Kampf der neuen Kirche mit der alten die deutſche Einheit; der Kampf der deutſchen Fürſten mit dem deutſchen Kaiſer gab ebenfalls die deutſche Einheit preis; erſt drei Jahrhunderte ſpäter, durch Sadowa, Wörth, die Kämpfe um die Wälle von Metz und die Maustrappe von Sedan ſollte ſie wieder hergeſtellt werden.

Mit der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts nimmt die Reformation in Straßburg eine ganz andere Wendung. Die vermittelnden, mäßigen Theologen und Prediger treten ab und werden vom zelotiſchen Marbach, von deſſen fanatiſchem Schüler Pappus und ihresgleichen erſetzt. Unduldſamkeit gewinnt die Oberhand. Johannes Sturm, der Director des Gymnaſiums, wird verketzert, doch hält er ſich noch feſt auf dem Boden des öffentlichen Unterrichts; noch ſcheint er mit ſeinem unbeſtreitbaren Organiſationstalent allen Angriffen gewachſen; war doch die Zahl der Schüler des Gymnaſiums, dreißig Jahre nach deſſen Gründung, auf einige Tauſend geſtiegen, worunter fürſtliche und hochadlige Zöglinge. Aber auf politiſch-religiöſem Felde war Johannes Sturm ein Utopiſt; glaubte er doch an die Möglichkeit einer Verſöhnung zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, an eine ſichere proteſtantiſche Allianz mit Frankreich; ließ er ſich doch von einigen vornehmen, fürſtlichen, proteſtantiſchen Hugenotten zu Geldanleihen hinreißen, wodurch ſein eigener Wohlſtand in Rauch aufging. Der naive Gelehrte, der die Wiederbelebung des Alterthums anſtrebte und zum Theil erreichte, unterlag den gemei-

nen Intriguen der lutherischen Genossen, wurde abgesetzt (1587), zog sich, halb erblindet, in das Dorf Nordheim zurück, baute dort selber seinen Acker, seinen Garten, und starb vereinsamt, mehr als achtzigjährig (1589), seiner eigenen schönen, zum Theil noch heute bestehenden Schöpfung entfremdet.

Aber sein Streben und das Wirken seines früheren Beschützers und Freundes, des schon lange hingeschiedenen Jacob Sturm von Sturmeck hatte doch treffliche Früchte getragen. Im ganzen Verlaufe des 16. Jahrhunderts wies Straßburg in allen Fächern des menschlichen Wissens und der Kunst eine Reihe von Celebritäten vor, wovon manche Namen jetzt noch dem gebildeten Elsässer gegenwärtig und dem Literarhistoriker nicht fremd sind. Straßburg stand mit seinen Gelehrten, Dichtern, Naturforschern „auf der Höhe der Cultur". Es beherbergte zwar keinen Theophrastus Paracelsus, keinen Conrad Geßner, aber bekannte Mediciner und Chirurgen und Botaniker lebten in Straßburg; der Gartenbau war schon in frühem Flor; die Gärtner bildeten eine Zunft, deren Erinnerung im jetzigen Geschlechte fortlebt. Georg Obrecht war ein berühmter Nationalökonom; der Maler Tobias Stimmer, der an der Ausschmückung der astronomischen Münsteruhr des Dasypodius und Habrecht theilnahm, illustrirte die Icones des Nicolaus Reisner; in Mobilien, Geräthsachen, Waffen, herrschte der etwas überladene Geschmack der Renaissance: der Puritanismus der Kirche verdrängte durchaus nicht das Wohlleben im Innern der Wohnungen.

Und vollends in der Literatur hatte das Elsaß die

Führerschaft. Das Volksdrama florirte neben dem gelehrten, klassischen. Jörg Wickram, der dramatische Dichter (Verfasser des Tobias) war zugleich der Vater des deutschen Familienromans, ein Vorläufer August Lafontaine's; sein „Rollwagenbüchlein", ein belustigendes Reisebüchlein, besteht aus einer Sammlung kleiner, vielgelesener Anekdoten.

Fischart, der Dichter des „glückhaften Schiffes", ist zur europäischen Celebrität geworden und findet neuerdings wieder ganz besonderen Anklang. Seine Sprache, im Gargantua, dieser originellen Paraphrase des Rabelais, ist „ein schäumender Champagner"; aus dem formlosesten Wort macht er einen wahren Proteus. Eine Ader volksthümlichen Witzes zieht durch den ganzen Fischart, sei es, daß er als Dichter, sei es, daß er als Publicist, als Polemist sich mit der ultramontanen Partei herumzanke. Die „Flohhatz", „das podagramische Trostbüchlein", entrunzeln noch heutzutage die finsterste Stirne. Fischart repräsentirt in der Literatur das Deutschthum, wie Johannes Sturm die gelehrte Renaissance.

Am Anfang des 17. Jahrhunderts stoßen wir hier auf ein ausgezeichnetes, dramatisches Talent, auf den lateinischen Dichter Brülow, der als eine Art Vorläufer von Shakespeare anzusehen wäre; auf Wolfhart Spangenberg, der etwas von Hans Sachs an sich trägt, aber besonders durch seine zahlreichen, kleinen Dichtungsarten sich empfiehlt. Und vollends Moscherosch, der deutsche Quevedo, der strafende, zürnende, franzosenfeindliche Satyriker, der mitten in den Schrecknissen des dreißigjährigen Krieges seinen männlichen

Muth nicht verliert, und aus dem Kriegsgetümmel auf die friedlichen Höhen des Parnasses sich flüchtet. Grimmelshausen, der Verfasser des historischen Sittenromans „Simplicissimus", kann auch von dem Elsaß zu den Seinen gezählt werden. Der katholische Horaz, Balde, verbrachte zwar den größten Theil seiner productiven dichterischen Laufbahn in Baiern; aber seine erste Bildung verdankte er doch dem Ober- und Unter-Elsaß, und bewahrte auf seiner Ruhmeshöhe dem ersten lieben und schönen Vaterlande ein treues Andenken. So reihen sie sich Einer an den Andern, die Koryphäen der Elsässer intellectuellen Welt, und bilden von dem Mittelalter bis zu unsern Tagen herab eine nur selten lückenhafte Kette.

All' diesen fortschrittlichen Bestrebungen und Anläufen gegenüber erhob sich ein entgegengesetzter Ideenstrom, ein anti-reformatorisches Gebahren. Nach dem Tode des Bischofs Erasmus († 1568) war Johann von Manderscheid-Blankenheim auf dem bischöflichen Stuhle gefolgt; unter ihm wurde der Streit zwischen den katholischen und protestantischen Domherren heftiger, und für die Katholiken, durch Einführung der Jesuiten in Molsheim, erfolgreicher. Auf vielen Punkten ward für sie das verlorene Terrain wiedergewonnen; der zeitweilige Waffenstillstand zwischen beiden Confessionen neigte sich seinem Ende zu. Als Johann von Manderscheid das Zeitliche gesegnet (1592) und der Cardinal Karl von Lothringen ihm nachfolgte, schritten die protestantischen Domherren zu einer Gegenwahl in der Person des Administrators Johann Georg von Brandenburg; der sogenannte bischöfliche

Krieg entbrannte und das Elsaß wurde der Hauptschauplatz der gegenseitigen Verheerung. Es war nur ein gedämpftes Vorspiel des dreißigjährigen brudermörderischen Kampfes, aber auch hier schon in seinen Einzelheiten mit blutigen Lettern gezeichnet. *) König Heinrich IV., trat vermittelnd ein; Frankreichs Hand griff immer sichtlicher in Deutschlands innere Angelegenheiten. — Nach Cardinal Karls Tode († 1607), unter Leopold von Oesterreich entbrannte der Jülich'sche Erbfolgestreit (1609); das Elsaß wurde wiederholt zum Schauplatz des Kriegs (1609—1611), und durch denselben Ernst von Mansfeld im Dienste der Katholiken verwüstet, welcher zehn Jahre später als Condottière einer protestantischen Schaar das Land und die Leute preßte.

Es läßt sich nicht erwarten, daß in einem zusammengedrängten Werke der factenreiche dreißigjährige Krieg hinlänglich ausgeführt würde. Die Verfasser mußten sich auf einige in ihren Plan passende Hauptpunkte beschränken; ihnen war es vor Allem daran gelegen, der französischen Politik, wie sie in den verschiedenen Phasen des Kampfes sich gegen Elsaß verhielt, auf Schritt und Tritt zu folgen. Und da charakterisiren sie denn mit den heftigsten Ausdrücken die rücksichtslose „Henkerpolitik" von Richelieu, der in der zweiten Hälfte des Krieges mit den Schweden in die Geschicke des Elsasses eingriff. Für sie ist die

*) Dahin rechnen wir die Einnahme des Schlosses Kochersperg und die Hinrichtung des katholischen Commandanten Michael Birkel.

Vergiftung des Herzogs Bernhard von Weimar eine ausgemachte Sache; für sie ist die Bestechung von Erlach, des Bevollmächtigten Bernhards in Paris, und der vorzüglichsten Stadt-Commandanten im Elsaß unbezweifelt, und als Mazarin, immer dieselbe politische Linie verfolgend, die Hand zum Frieden reichte, finden sie im 11. und 12. Artikel des westphälischen Traktats mit Recht die augenscheinlichsten Beweise, daß Frankreich zum Voraus die Conflicte mit dem deutschen Reiche suchte. Sie nennen das Verfahren der französischen Administration im Elsaß, nach geschlossenem Frieden „die Virtuosität der Chicane, welche unvermeidlich zur Uebergabe von Straßburg und zur Mattlegung der vorbehaltenen Rechte der Reichsstände im Elsaß führen mußte". Eins aber auch gestehen sie unumwunden ein: die Reichsbehörden waren unfähig, die deutschen Dynasten im Elsaß zu schützen, und ebenso unfähig, das von allen Seiten umgarnte Straßburg aus der Schlinge zu ziehen. Die Einverleibung Straßburgs war nach ihrer — und nach unserer — Ansicht unvermeidlich; sie fiel wie eine überreife Birne vom Baume. Auf die Frage: Ist Straßburg verrathen worden? antwortet sie nicht mit ungläubigem Lächeln, sondern mit schallendem Gelächter. In den letzten Jahren hatte sich in Deutschland, und schon von lange her im Elsaß, eine Schule von Geschichtsforschern gesammelt, die immer mit Verrath um sich warfen, wenn von Uebergabe der Stadt die Rede war. Es schien ihnen eine erwiesene Sache, daß der und der Rathsherr von Frankreich erkauft worden, da es hingegen auf der Hand liegt, wie bei dem unver-

zeihlichen Verhalten des Kaisers und des Reichstages der Widerstand ein wahrer Unsinn gewesen wäre. Ein Wunder ist's zu nennen, daß sich das Schicksal der Stadt nicht schneller entschied. Auch die Sendung von heimlichen Boten, den Austausch von Depeschen oder Wahrzeichen auf der Basler Rheinbrücke sehen die Verfasser als eine fabelhafte Legende an. Vom 9. August 1680 an, als die Breisacher Reunionskammer den Spruch gefällt: „die Straßburger Vogteien Waßlenheim, Barr und Illkirch*) gehörten zur Krone Frankreichs", war die Uebergabe zum Voraus besiegelt; kein denkender Mensch konnte sich hierüber in Straßburg, in Deutschland, in Frankreich der geringsten Illusion hingeben: nur die unterste Schichte der Bevölkerung mochte sich in Unabhängigkeitsträumen einlullen, bis Montclar mit 30,000 Mann vor den Thoren stand. Im Stadtrath dachte kein einziges Mitglied an Widerstand; 400 Milizen machten die ganze Garnison aus; Kanonen ließ man wohl auf die Wälle führen, nur keine Munition dazu.

Das geistige Leben Straßburgs und der Einfluß französischer Verwaltung, der sogenannten Intendance d'Alsace, während den 140 Jahren, die zwischen der Uebergabe der Provinz Elsaß und dem Anfang der

*) Wir erlauben uns die Bemerkung, daß die Orthographie der Eigennamen ꝛc. ꝛc. im vorliegenden Werke bisweilen zu wünschen läßt; auch irrthümliche Personen sind citirt, z. B. II, p. 113, ein Herzog von Anjou, soll wohl Herzog von Orleans sein, — p. 123. Frischmann Sohn, nicht der Vater, folgte auf Laloubère als französischer Resident in Straßburg.

französischen Staatsumwälzung lagen, sind so oft, so ausführlich und erschöpfend geschildert worden, daß von den Verfassern kein durchaus neues Gemälde, keine absolut neue Ansicht zu erwarten war. Die hervorragendsten Persönlichkeiten und Intelligenzen sind nach schon vorhandenen Biographien geistreich portraitirt; der folgenreiche Aufenthalt Goethe's in Straßburg ist mit einigen Strichen gezeichnet, und wird hier mit Recht die Behauptung aufgestellt, daß die herrliche Schilderung seines Verhältnisses in Sessenheim mit dazu beitrug, in ganz Deutschland die leidenschaftliche Liebe für das Elsaß wach zu halten und noch zu größerer Flamme anzufachen. Der Goethe-Cultus war einer der mitwirkenden Factoren zu der Wiedereroberung des Elsasses. „Goethe hat mehr geliefert „als ein Stück Selbstbiographie, mehr als ein farben„prangendes Culturbild, mehr als ein herrliches Idyll, „— er hat nicht blos ein Kunstwerk geschaffen, worin „wir die blühende Landschaft bewundern mit den präch„tigen, wahren Gestalten, die sie beleben — er hat „damit zugleich dem Elsaß für alle Zeiten eine Stätte „gewonnen in dem Herzen jedes Deutschen, ja er hat „die Wiedereroberung vorbereiten helfen, denn von den „Tausend sehnsüchtigen Gedanken, die wir herüber„sandten zu den fremdgewordenen Ländern jenseits des „Rheins — wie viele wären wohl gedacht, wie viele „wären wohl gefühlt worden ohne Goethe's Schilde„rung, ohne dies bezaubernde Gemälde, getaucht in „Sonnenglanz und Aetherduft? . . ."

Aber ebenso wahr ist, daß die französische Verwaltung, während dem 18. Jahrhundert, durch ihre ge-

ſchickten Maßregeln, durch ihr feines Eingreifen in das materielle Leben der Geſellſchaft, durch die Hebung des Ackerbaues und des Handels, die politiſche Einverleibung des Elſaſſes ſchon vor dem Ausbruch der Revolution vollzog und dem Kaiſerreiche mit der nachfolgenden Regierung nur die nationale und ſprachliche Verſchmelzung zu bewerkſtelligen überließ. — Entgehen konnte ihrem Blick ebenſowenig der Umſtand, daß der ausſchließlich dem katholiſchen Cultus zugewandte Schutz und die Beeinträchtigung des proteſtantiſchen Glaubens, wo und wie es gehen mochte, einen faulen Fleck derſelben galliſchen Regierungsweiſe an den Tag legt.

Der ganz eigenthümliche Charakter, welcher in den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution die Begebenheiten und die Perſonen im Elſaß kennzeichnet, wird in beſtimmten Umriſſen angedeutet. Die Verfaſſer erkennen gerade in dieſem Umſtande die zähe, unaustilgbare Natur des deutſchen Sinnes, der alten Städtefreiheit. — Straßburg und die meiſten elſäſſiſchen Reichsſtädte wollten zuvörderſt eine Beſtätigung, eine Ausdehnung ſogar ihrer verbrieften Privilegien, keineswegs ein Aufgehen in der großen franzöſiſchen Nationalidee. Nur durch den Einfluß einer ausgezeichneten Perſönlichkeit, des erſten Straßburger Maire, Friedrich von Dietrich, läßt ſich Straßburg in die neue Bahn hinreißen. Und als der Terrorismus in Straßburg zu herrſchen beginnt, iſt es wieder ein Kampf zwiſchen dem franzöſiſchen und deutſchen Elemente, der ſich kundgiebt. Der deutſche Mönch Eulogius Schneider, mit deutſchen Geſinnungsgenoſſen und den geborenen Straß-

burger Jacobinern, unterliegt den französischen Eindringlingen, dem Savoyarden Monet und den Repräsentanten des Nationalconvents, Saint-Just und Lebas. Die deutschen Wohldiener konnten es den fränkischen berühmten Sansculotten nicht recht machen, auch wenn sie dieselben in ihren Ungeheuerlichkeiten womöglich überboten. — Satyrische Seitenhiebe setzt es dabei ab. — Als Eulogius Schneider nach Paris abgeführt wurde, glaubte man in Straßburg, die Zeit zu freierem Aufathmen sei gekommen. Bald aber wurden die naiven Bürger eines Bessern belehrt; nun fingen die Einkerkerungen und Erpressungen erst recht an. Der Maire Monet, um die Verfolgungen zu beschönigen, hob vor Allem den Umstand hervor, daß die elsässische Grenzprovinz dem Angriff der inneren und äußeren Feinde der Republik am meisten ausgesetzt sei, und den Grund davon suchte er in den eingewurzelten Antipathie der Einwohner gegen die Franzosen, in der offenbaren Neigung derselben zum Deutschthum.

Nun, das müssen wir eingestehen, das Blatt hatte sich in der Zwischenzeit von dort auf heute gewendet. In den Siegen des ersten Kaiserreichs berauschte sich das elsässische Volk; sah es doch mehrere seiner Söhne in den Reihen der kaiserlichen Marschälle und Generale. Späterhin lag im Metternich'schen System, in den Kleinlichkeiten der Frankfurter Bundesregierung, in der Zersplitterung Deutschlands, kein Motiv für den Elsässer, auf das rechte Rheinufer begehrlich oder gar sehnsüchtig hinüberzublickuen; und im Innern der beiden Departemente übte die systematische Verwälschung durch die Schule und die Kirche einen sicht-

lichen Einfluß auf Sitten, Gewohnheiten und innere Stimmung der Gemüther.

Was nun die sogenannte „geistige Zwitterschaft" betrifft, die eines der bedeutsamsten Endcapitel bildet, so ist Schreiber dieser Zeilen nur im Ganzen mit den Verfassern einverstanden; gegen einzelne Ausstellung müßte er — gestattete es der Raum — bestimmte Einwürfe erheben. Manche nicht zu unterschätzende handgreifliche Unrichtigkeiten läßt er bei Seite; solche bieten z. B. die Charakteristiken von Fr. Schützenberger und Fr. v. Türckheim; aber auch in der Würdigung und Zusammenfassung der berührten Intelligenzen greifen die Verfasser bisweilen fehl, überschätzen die einen, kennen die anderen evident blos dem Namen nach, versteigen sich mithin zu unrichtigen Parallelen und lassen sich zu Urtheilen hinreißen, die für die Betroffenen um so schmerzhafter sich erweisen, als der ernste Ton und der gehaltreiche Inhalt der Mehrzahl der Capitel auch für die improvisirten eine günstige Meinung erwecken dürften. Exempla odiosa.

Ueber „Gegenwart und Zukunft" sehen die Verfasser im Ganzen richtig, so viel bei dem schnell umrollenden Rade der jetzigen Weltgeschichte die Zukunft sich vorausbestimmen läßt. Wie hätte noch vor wenig Jahren der eingefleischteste Pessimist, der entschiedenste Schwarzseher die Bartholomäusscenen von Paris nur annähernd anzudeuten gewagt? Wer hätte nach den Schlägen von Sedan und Metz noch die längere Widerstandsfähigkeit des schon so tief heruntergedrückten Frankreichs geahnt? . . . Wir glauben mit den Verfassern, daß sich das Elsaß in seine neuen Geschicke nach und nach

fügen wird, und die Zeit ist vielleicht nicht ferne, wo die Wohlthaten einer geordneten, festen, gerechten Regierung auch den Halbblinden klar werden dürften. Aber die Uebergänge sind schwer zu vermitteln, bei dem uneigennützigsten Willen von oben. Wer könnte vorausbestimmen, ob Schonung des Bestehenden, ob rasches Umwälzen der jetzigen Verhältnisse der geeignetste Weg sei zur schnellen, totalen Widereroberung des Jahrhunderte lang entfremdeten Landes? —

Aus Natur und Geſchichte von Elſaß-Lothringen,

von **Dr. Franz von Löher.**

Leipzig 1871.

Verhängnißvolle Monate ſind verfloſſen, ſeitdem Herr von Löher beim Ausbruch des Krieges die erſten Kapitel, deren Reihenfolge das oben angezeigte Werk bildet, in die Augsburger Allgemeine Zeitung einrücken ließ. Schon bevor man die Unterſchrift des allbekannten Berichterſtatters las, feſſelten jene Skizzen die Aufmerkſamkeit des größern Publikums: waren ſie doch der Ausdruck der Gefühle, die damals alle deutſchen Herzen bewegten. Und als der Schriftſteller von „einer Abrechnung mit Frankreich“ ſprach, war er damals ſicher, einen Anklang zu finden bei vielen Tauſenden. Die geſchichtlichen Artikel, die ſich ſpäter an die erſten Eindrücke und Ergüſſe reihten, waren viel ruhiger gehalten. Der Ausgang des Rieſenkampfes unterlag keinem Zweifel mehr. Deutſchland wußte, daß ſeiner Söhne Blut nicht umſonſt auf den Schlachtfeldern von Elſaß und Lothringen, unter den Mauern von Sedan und Metz, an der Loire und der Somme gefloſſen.

Der Siegespreis, um den es gekämpft, war ihm gewiß. Und als ohnlängst Herr von Löher, demselben Ideengang folgend, die Mittel besprach, womit in den errungenen Grenzprovinzen die Herzen der Bewohner zu gewinnen wären, da verlief sich der lyrische Strom der ersten Begeisterung in eine halb philosophische, halb öconomische Betrachtung. Es war fast wie das Ausklingen eines Schlachtgesanges, nicht in Siegesjubel, sondern in friedliche, weiche Accorde. Das ist im allgemeinen der Eindruck, den dieses merkwürdige Buch im Gemüthe des unpartheiischen und aufmerksamen Lesers hinterlassen mag.

Auf dem Felde der ernsten Geschichte hat obbenannter Autor seine Thätigkeit bewiesen; aber auch als sittenbeobachtender Reisender, in Nordamerika, Sizilien, Italien, hat er seit Jahren einen weiten Leserkreis um sich versammelt. — Er liebt Gallien und dessen Bewohner nicht, und seine Gallophobie tritt uns in einem guten Theile dieses seines polemischen Werkes entgegen; und doch hat er etwas, er mag nun wollen oder nicht, mit der französischen Literatur gemein: die kräftige Präzision des Ausdrucks, eine plastische Rundung des Gedankens. Er ist inhaltschwer und doch liest jeder seiner Aufsätze sich leicht weg; Form und Inhalt durchdringen sich wechselweise. Aber nun, was sagt das Buch selber?

Es verkündet auf jeder Seite, daß der Autor das Elsaß liebt, und zwar seit lange her, mit sehnsüchtigem und doch männlichem Verlangen, wie der kräftige Bräutigam eine lange vorenthaltene Braut. „Fahrten im schönen Elsaß", so lautet die Ueberschrift des VII.

Kapitels. . . . Vor 30 Jahren war der Verfasser Studiosus zu Freiburg im Breisgau, und seine Blicke schweiften allabendlich hinüber, von der Schloßhöhe über den Rhein nach der gesegneten Elsaß-Ebene und dem blauen Vogesus. Ihm war es nun einmal wie eine fixe Idee in den Kopf hineingeschraubt: „Dies Land da drüben gehört zu Deutschland, und muß ihm wieder werden!“ — Es war, als ob eine Eisenklammer sich ihm über die Brust legte: „Ruhe bekomme ich nicht bis mein deutsches Vaterland diesen verlorenen geraubten Streifen wieder zu seinem großen Landcomplexe geschlagen!“ Und da wanderte er nun mehrmals hinüber, allein oder in Gesellschaft, sogar mit französischen Kumpanen, durchzog Städte, Flecken und Dörfer in der Ebene, besuchte die Ruinen der Schlösser auf Wald- und Felshöhen, streifte gelegentlich an dem westlichen Abhang des Wasgaus, aber wenn ihm der wälsche Dialect entgegenklang, da sagte er doch, mit Resignation; „Hier ist meines Bleibens nicht.“

Das Talent eines ausgezeichneten Landschaft- und Sittenmalers liegt in diesem Wanderkapitel zu Tage. Freilich giebt die Erinnerung an die schöne Jugendzeit dem Künstler gar schöne glänzende Farben auf sein Palett. Diese lieblichen Landschaftsbilder behalten ihren vollen Reiz, auch wenn ich mir die prächtige Schilderung des Niagara, wo Löher einige berauschende Tage zubrachte, möglichst vergegenwärtige. Kann man etwas anmuthigeres lesen als folgende Schilderung einer abendlichen Rheinfahrt in der Nähe von Alt-Breisach:

„Eines Tages ruderten wir über den Rhein zurück.

Eine zahllose Menge niedriger Inseln, welche dichtes Weidengebüsch bedeckt, macht es schwer, den Weg zu finden. Um so wonniger weht die Frische an, wenn der Kahn ins freie lichte Gewässer tritt. Wir landeten am Fuß der grauen Schanzen von Alt-Breisach, die einst so viel edles deutsches Blut überrieselt hat. Ihre Höhe wurde bestiegen und noch einmal der Rückblick auf das Rheinthal genossen, dieses schöne sonnige Land, wie die Erde in all ihren Welttheilen kein schöneres hat. Der heilige Strom zog so still und ruhig dahin, in seiner blaugrünen Tiefe spiegelte sich rosiges Himmelsgewölk. Drüben auf der schwarzen Vogesenwand glühten im Abendroth ein paar Schneestreifen. Wir hatten diese Schneelinien öfter durchkreuzt. Tagelang waren wir umhergestreift zwischen den Zacken und Kämmen des Gebirgs, die jetzt so kahl und finster, so ruinenhaft empor starren. Der Wälsche kann den frischen grünen Wald nicht recht leiden, längst waren die Bergseiten links und rechts abgeholzt. Auf den sturmumrauschten, unsäglich einsamen Höhen hatten wir die düsteren Bergseen umwandert, hatten auf den Kuppen in wundervollen Fernsichten geschwelgt, und waren zum Nachtquartier bald auf der Lothringer, bald auf der Elsasser Seite herabgestiegen. — Der lang sich hinziehende Gebirgskamm macht eine scharfe Grenze zwischen Wälsch und Deutsch. Oefter hatte ich meinen französischen Gefährten den Spaß gemacht, in ihrer Sprache auf der deutschen Seite einen Geisbuben anzureden, der mit seiner Heerde zwischen den kahlen Felsenrippen emporkletterte. Richtig folgte jedesmal die Abweisung, er sei kein Wälscher, freilich

in einem Deutsch, das fast noch häßlicher klang als die berüchtigten Schweizer Gurgeltöne."

Einen schmerzlichen Gegensatz zu dieser friedlichen Scene bildet einer der folgenden Abschnitte, mit der ahnungsvollen Ueberschrift: „Straßburg nach der Eroberung." Der Verfasser besucht am Eingang des Winters das vom Krieg heimgesuchte und nicht ganz beruhigte Land; er betritt die Mauern Straßburgs, die er noch vor dritthalb Jahren unversehrt gesehen, und kann sein Auge nicht ganz den peinlichen Eindrücken verschließen, die von vielen Seiten auf ihn einstürmen. Aber glaubenszuversichtlich verweist er auf eine nicht ferne Zukunft, und verkündet, mit unverwüstlicher Ruhe, das baldige Vernarben der Wunden. Dann bleibt er nicht auf halbem Wege stehen; freimüthig giebt er nach eigner Ansicht und nach eingeholtem Rathe von Sachverständigen Mittel und Wege an, die Heilung der Schäden zu beschleunigen.

Ich will ihn vorerst nicht auf diesem Pfade begleiten; die nächste Zukunft wird es hoffentlich lehren, ob er richtig prophezeit. Es finden sich mancherlei andere Ansichten in seinem Buche, die mir ebensosehr einer nähern Berücksichtigung werth scheinen.

Löher, sagten wir, ist ein Landschaftsmaler; er ist aber auch Topograph und Geograph. Man sieht es ihm auf jedem Schritte wohl an, daß er im gelehrten Lande heimisch ist, wo der geniale „Ritter" die Erdkunde dozirte, und in dieser Doctrine ganz neue Bahnen brach. Die Beschreibung der eigenthümlichen Lage und Konfiguration von Lothringen, die auch seine Geschichte bedingt, ist so frappant, daß ich mich nicht ent-

schließen kann, solche anders als in extenso mitzutheilen. Der ernste Leser gewinnt somit einen vollen Einblick in Löhers Methode und erhält von dem Nachbarlande ein frisches Bild, das ihm die weite Provinz am westlichen Abhang der Vogesen wie mit einem Zauberschlag näher rückt und dessen Geschichte erklärt.

„Geographisch bildet Lothringen die Abdachung vom westlichen Rheingebirge, den Vogesen, bis zu den Ardennen, jenem langen unwegsamen Waldgürtel, der sich zwischen Maas und Marne und ihren Nebenflüssen hinzieht. Entschieden beginnt jenseits der Ardennen eine andere Landesnatur, es öffnet sich dort der große Kreideboden der Seine zum Ocean hin. An die Stelle des Mittelgebirges tritt Ebene, und wenn man die langen Waldwege hinabgestiegen, glaubt man, es wehe etwas wie Meerluft vom Ocean herauf. Von der Ebene aus gesehen, erscheint das Lothringerland wie ein weit sich hinziehendes Hochland mit dunkelm Waldgebirgsrande. In der That ist das ganze Gebiet in Natur und Anbau gleichartig mit all' dem Mittelgebirgsland, das sich zwischen Maas, Mosel und Rhein ausbreitet. Nach Süden aber ist Lothringen durch das Plateau von Langres und die Sichelberge vom Saonegebiet getrennt. Umgürtet ringsum, öffnet es sich nur nach Deutschland zum Unterrhein hin. Nur dorthin ziehen seine Gewässer: Maas, Mosel, Murte, Saar und Blies.

„Alle diese geographischen Thatsachen bestimmen Lothringen als zu Deutschland gehörig, und es war deswegen keineswegs ein Zufall, daß sein geistliches Fürstenthum in Metz, Tull und Virten (Verdun) eben

so vom Trierer Erzbischof als seiner Metropole abhängig war, wie sein weltliches Fürstenthum vom Kaiser und Reich abhing.

„Neben diesen natürlichen Nöthigungen aber, welche die Lothringer an die deutsche Nation anschließen, wirken auf sie in entgegengesetzter Beziehung ein paar andere Umstände ein.

„Sie sind zwar durch Ardennen und Sichelberge vom übrigen Frankreich abgeschlossen, jedoch erhebt sich auf der ganzen östlichen Länge ihres Landes ein Gebirgswall, der noch höher ist. Zugleich ist Lothringen so recht eigentlich mitten hineingeschoben zwischen das Rhein-, Seine- und Saonegebiet, und sind die Uebergänge von einem in das andere so leicht zu bewerkstelligen, daß Verkehr und Fühlung auf keiner Seite jemals aufhören. Endlich aber hat das Lothringer Gebiet doch auch seine eigentliche Breite und Ausdehnung. Die beiden Hauptflüsse, Maas und Mosel, bieten für sich allein ein bedeutendes und eigenthümliches Flußgebiet. Auch die vorgeschobene Lage nach Westen hin trägt nicht wenig dazu bei, den Lothringern einen Hang zur Selbständigkeit und ein Gefühl zu geben, daß sie nicht blos zu Deutschland oder Frankreich, sondern vor allen Dingen sich selbst angehören.

„Diesen geographischen Vorbedingungen entspricht nun auf zutreffende Weise die Geschichte Lothringens."

Diese Geschichte skizzirt der Verfasser mit raschen Zügen, immer mit dem Hinweis auf den Unabhängigkeitssinn der Bewohner und deren lange ganz abgeschlossene, spezielle Geschichte. — Es läßt sich wohl denken, wie er tadelnd, in heftigem Ausdruck vom

Verrathe spricht, der Metz in die Gewalt Heinrichs des II., Königs von Frankreich brachte. Auch findet selbstverständlich die Politik Richelieu's keine Gnade vor ihm, indem der große Cardinal alles darauf anlegte, Lothringen mürbe zu machen, und zu einem vollständigen Anschluß an das große Nachbarland vorzubereiten. Er stellt die etwas kecke Behauptung auf, daß die Lothringer sogar nach Stanislas Tode noch sich keineswegs mit ihrem Loose versöhnten:

„ . . . So blieb es bis zur französischen Revolution. Diese änderte ihre Gesinnung. Die großen Ideen der Freiheit gaben ihnen Ersatz für das Verlorene. Sie und die Elsässer waren ihre begeistertsten Vorkämpfer. Noch mehr durchströmte sie mit französischen Gefühlen die Ruhmeszeit Napoleons I.; mit deutscher Treue und Tapferkeit und mit französischer Hitze folgten sie seinen Adlern. Noch in der letzten Zeit stellten die Lothringer gleich den Elsässern die meisten Freiwilligen zum Heer. Auf Lothringens Feldern wachsen ja die französischen Marschälle, und was wäre vielleicht aus Frankreich geworden ohne das lothringische Landmädchen von der deutschen Grenze, Johanna von Orleans?"

Aus seinem geographischen und geschichtlichen Gemälde von Lothringen zieht Herr von Löher zwar keine direct ausgesprochenen Folgerungen; doch dürften in seinem Betonen der frühern Unabhängigkeit Lothringens andere Hintergedanken liegen, auf die wir uns hier nicht erlauben einzugehen. Die Zukunft liegt in Gottes Hand; die Gegenwart hat der heikeln Punkte genug, und auf beiden Seiten der Vogesen der Pflichten

genug: über die nächsten Monate oder Jahre hinaus sich ins Blaue zu verlieren, wäre verlorene Zeit und Mühe.

So sind wir nicht ganz mit Herrn von Löher einverstanden, wenn er über die jetzige und die künftige Bevölkerung der Stadt Metz geistreiche, aber doch einigermaßen hypothetische Berechnungen anstellt. Er lebt der Ueberzeugung, daß in sehr kurzer Zeit die Zahl der deutschen Bewohner sich dem französischen Grundstock gleichstellen werde. Mag sein, daß er richtig sieht; keinesfalls aber legen wir auf diese in Aussicht gestellte Eventualität ein Hauptgewicht. Deutschland glaubt zur Sicherung seiner Südwest-Grenze die Stadt Metz und einen französisch sprechenden Bezirk des ehemaligen Moseldepartements annektiren zu müssen. Ob nun Metz etwas früher oder später an deutschsprechenden Bewohnern zunimmt, ändert an der ganzen Sachlage nichts. Erwachsen der Stadt und dem Bezirk bedeutende Vortheile aus der Annexion, so wird die französische Bevölkerung nicht nur sich ins Unvermeidliche fügen, sie wird wie früher Straßburg und das deutschredende Elsaß an Frankreich, sich an das große Deutschland willig anlehnen, besonders wenn im einst großen Westreiche die ungeordneten Zustände in eine chronische Krankheit ausarten sollten.

In den neun oder zehn Kapiteln, welche der Verfasser der speciellen Geschichte Straßburgs widmet, finden wir vollauf seine Gabe des schnellen Ueberblicks in oft verwirrten Verhältnissen. Einige wenige Unrichtigkeiten verschwinden ganz in der Zeichnung des Gesammtbildes. Es ist auch für den elsässischen Ge-

schichtsforscher nicht geradezu leicht sich in den Municipalverfassungen, in den Schicksalen und Kämpfen der Stadt immer zurecht zu finden; wie sollte es einem auswärtigen Schriftsteller, dem nicht alle Rectificationsmittel zu Gebote stehen, nicht gut angerechnet werden, wenn er jedem gebildeten Leser einen Leitfaden in diesem Gewirre zu Handen giebt.

Die Zeiten und die Folgen des fürchterlichen dreißigjährigen Krieges im Elsaß schildert Löher mit brennenden Farben; bei den vielen Vorarbeiten war das Gemälde wohl nicht zu verfehlen. Aber in einem der folgenden Kapitel: „Göthes Straßburger Zeit" finden wir einiges auszusetzen und werden unsere Einwendung aussprechen, frei weg! Nicht daß auch diese herrliche Periode der Göthischen Jugendzeit mit seiner Umgebung nicht gut gezeichnet wäre! Welch' reiche Ausbeute fand nicht der Verfasser schon in „Wahrheit und Dichtung"; gelingen mußte ihm der Gesammteindruck. Nahm doch Löher selbst seine besten Jugenderinnerungen aus unsrer Heimath mit nach Hause! Auch zu ihm spricht der Horizont des Elsasses mit seinem Bergrande eben so schmeichlerisch, so verführerisch wie ein italienischer Himmel. Aber wie konnte er gegen die jetztlebenden so ungerecht sein und sich zu folgendem Ausspruche verleiten lassen: „Professoren wie Schöpflin, Oberlin, Lobstein, Koch, müßte man bald mit der Laterne suchen!" Dies bezeichnet doch ein Verkennen oder Nichtkennen merkwürdiger Persönlichkeiten, die gerade während den letzten Dezennien in allen fünf Facultäten Straßburgs sich voranstellten. — Allen Respect vor den bezeichneten gelehrten Häuptern

der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts! Allein wir können denselben eine beträchtliche Mehrzahl gefeierter Namen entgegenstellen, vor denen Herr von Löher, der vielbegabte, unpartheische Würdiger fremden Verdienstes, sobald ihm solche kundgegeben, willig Halt machen würde. Hätte er vor noch nicht langer Zeit, er, der freisinnige Katholik, sich zu Füßen der St. Nicolai-Kanzel gefunden, allwo Colani seine inhaltreichen, männlich eloquenten, historischen Predigten hielt, oder vor dem Katheder gesessen, den Fustel de Coulanges inne hatte, und durch seinen krystallhellen Vortrag, sei es über Geschichte des griechischen Alterthums, sei es über die Reformen des vorigen Jahrhunderts sein gemischtes Publikum belehrte und bezauberte; hätte er Schimper's beseelten fantasiereichen Vorträgen über Geologie und Paläontologie gelauscht, oder Schützenberger's Besuchen am Krankenbette des Hospitals gefolgt, gewiß hätte er sich eines andern besonnen, und die Namen, die ich aufs Geradewohl aus der Mehrzahl der hiesigen academischen Häupter aufgriff, als den besten in Deutschland ebenbürtig erklärt. O! daß meine schwache Stimme weit hinüberreichen könnte über den Rhein und Schwarzwald, und Taunus, und Thüringergebirge, in die Sandflächen Berlins oder auf Münchens Hochebene, um gerechte Anerkennung zu fordern für unsre einheimischen intellectuellen Größen, die auch auf engerm Schauplatz treu ihre Pflicht erfüllten, und mit dem geistigen Erwerb zweier Nationen befruchtet, sich dankbare Schüler heranbildeten.

Ein zweiter Punkt, worüber ich mich in diesem

übrigens so anziehenden Abschnitt mit Herrn von Löher nicht verständige, betrifft den weitern Ausbau des Münsters. Doch bescheide ich mich hier als incompetenter Richter meine Ansicht in petto zu behalten, um bei Sachverständigen mir keine Blöße zu geben; nur sagt mir ein instinctiver ästhetischer Sinn, daß zur vollgültigen Ausführung eines Doppelthurmes das erste Erforderniß abgeht: die treue Befolgung des ursprünglichen Erwin-Planes.

Ein Umstand, den Herr von Löher in seiner Analyse der Göthischen Entwicklung ganz besonders betont, ist mir auch von jeher aufgefallen; ich meine, daß der große Dichter sich gerade an Frankreichs Grenze ganz entschieden von der französischen Literatur abwandte; daß er die Berechtigung einer nationalen, ganz aus dem deutschen Volksgeiste geschöpften Poesie mit seinen jugendlichen Genossen hier zum erstenmale in tiefster Seele fühlte, und bald darauf durch eigne Meisterwerke bethätigte. Göthe war doch von Kindheit auf zum Theil französisch gebildet: was bestimmte ihn auf einmal zu dieser seiner geistigen Umwandlung? Fürchten wir uns nicht, dies mit dürren Worten auszusprechen: die abweisende, wegwerfende Behandlung, die er von französischen Kommilitonen, französirenden Straßburgern oder höhern Beamten erfuhr, sobald er es wagte französisch zu sprechen oder zu schreiben. Der Gallier und der ihm Nachahmende übt gegen Fremde keine Nachsicht; er giebt durch ein mitleidiges, kaum unterdrücktes Lächeln, oder wenn er gnädig sein will, durch die richtige, präzise Widerholung der verfehlten Sprachweise zu verstehn, wie schwer der Unmündige sich gegen Styl,

Grammatik und Aussprache vergangen. — Sodann hatte auch Göthe gegen Voltaire, die Encyklopädisten und ihr Zerstörungswerk einen geheimen Ingrimm gefaßt, der ihn von der französischen zur englischen Literatur hinübertrieb. Es sollte ihm dies zu Heil und Segen gedeihen. In der Nachahmung der französischen Dramaturgie oder sonstiger regelrechter Dichtungsarten wäre er vielleicht zu Grunde gegangen.

In wenig Monaten werden es hundert Jahre, seitdem Göthe von Straßburg, vom Münster und den lieben Bewohnern des Elsasses Abschied nahm. Nur zweimal, und höchst flüchtig, hat er im Laufe desselben Dezenniums (a. 1775 und 1779) das schöne Land berührt. Sind aber auch von seinen Fußtapfen hier keine sichtlichen Spuren geblieben, so lebt im Herzen seiner zahlreichen Verehrer der Geist einer unsichtbaren Kirche. Löher zählt zu der Schaar dieser Gläubigen. Wir reichen ihm getrost auf diesem geheiligten Boden die Hand.

Alsatia.

Herr Trautwein von Belle, Alsa's Panegyrist.

Die „Alsatia", Beiträge zur elsässischen Geschichte, Sage, Sitte und Sprache enthaltend, bezeigt die fortlaufende Thätigkeit August Stoebers auf dem vaterländischen, provinziellen Gebiete. Schon bevor er diese Sammlung herausgab, hatte er Aehnliches in den „Neujahrsblättern" (a. 1848) versucht. Diese Blätter wurden mit einer Biographie des alsatischen Dichters Nicolai eröffnet, der als russischer Beamter in hohem Alter starb (1820). Stoeber's Freund, F. Otte, lieferte diesen Beitrag. In demselben Hefte wurde die Schlacht von Hausbergen (a. 1262) der Gegenstand einer Abhandlung für den Stadtarchivar Ludwig Schneegans. Ein bedeutsames letztes Concert bei Professor Thibaut, dem leidenschaftlichen Kenner der alten Kirchenmusik, gab Hrn. Brauer Anlaß zu einem anziehenden, dramatischen Berichte. Stoeber selbst lieferte eine etwas knapp gehaltene Notiz über den berüchtigten Sechsplappertkrieg zu Mülhausen.

In den „Neujahrsstollen (1850) befolgte der Herausgeber dasselbe System historischer und cultur-

hiſtoriſcher Mittheilung. — Peter von Hagenbach, der verhaßte Vogt Karl's des Kühnen, Gedanken, Sprüche, Aberglauben im Elſaß (die Geſpenſterthiere) bildeten die Vorlage.

In der „Alſatia" von 1851 ſteht obenan die wohlbekannte Geſchichte des Weiberkriegs in Buchsweiler, und das Pfingſtfeſt mit den burlesken „Rohraffenſcenen" im Münſter, von dem Herausgeber. Die zweitgenannte Abhandlung iſt ein erſchöpfender Bericht über dieſen lang geduldeten, durch Geiler von Kayſersperg gerügten Scandal. Ludwig Schneegans erzählt das Johannisfeſt im Elſaß und das Martinsfeſt im biſchöflichen Palaſt zu Zabern (1578); Ohleyer beſchreibt den Pandurenlärm in Weißenburg (1744). Wir geben dies blos als eine Andeutung des mannigfachen, bunten Inhalts.

In der „Alſatia" von 1854—55 treffen wir eine Fülle intereſſanter Mittheilungen und Aufſätze. Dahin rechnen wir zuvörderſt zwei Briefe Goethe's aus dem Jahre 1826, an Moritz Engelhardt. Es hatte nämlich letzterer — der bekannte Herausgeber des altdeutſchen Gedichts: „der Ritter von Staufenberg" — den Altmeiſter Goethe um Erlaubniß gebeten zur Veröffentlichung mehrerer ſeiner Jugendbriefe an den Actuar Salzmann, die ſich mit anderen Manuſcripten des großen Dichters in den Händen des Bittſtellers befanden. Goethe, in einem übrigens ſehr verbindlich gehaltenen Briefe, ertheilt die erſuchte Erlaubniß nicht, und zwar aus Gründen der Delicateſſe gegen Cotta, den Verleger ſeiner geſammelten Schriften.

In demſelben Hefte ſchreibt Heitz über „die Ding-

höfe" einen inhaltreichen Artikel; nur wurde diese verdienstliche Arbeit durch gründlichere Studien deutscher und elsässischer Gelehrten seitdem in den Hintergrund geschoben.

Pfarrer Michel von Rappoltsweiler theilt zwei Briefe von weiblichen Mitgliedern der Familie von Rappoltstein aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit; es sind treue Abbilder der beschränkten, einförmigen Kreise, worin sich damals Klosterfrauen und Weltdamen hochadliger Geschlechter bewegten.

Eine Reihe von elsässischen, anmuthigen, naiven Volksliedern wird vom Herausgeber mitgetheilt. Sie erinnern lebhaft an Herder's „Stimmen der Völker", und ähnliche Sammlungen von Achim von Arnim und von Clemens Brentano.

Briefe vom pfälzischen Bildhauer Melchior an den Straßburger Künstler Ohmacht versetzen in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und athmen einen treuherzigen Ton, der seitdem ganz abhanden gekommen. — Auch ein kleines Lebensbild des schon lange verstorbenen Musiklehrers und Componisten Conrad Berg hat sich in diesen Band eingeschlichen und den zahlreichen Freunden und Verehrern des sinnigen Meisters ein wehmüthiges Lächeln abgewonnen.

Einige Jahre später (1858) brachte eine neue Folge der „Alsatia" die Resultate der gründlichen Forschungen Prof. Karl Schmidt's über die Beghinenhäuser in Straßburg. Es sind dies gewichtige Beiträge zur Kirchengeschichte des Mittelalters. — Zu den Sammlungen deutscher Sagen und Märchen steuerten bei: August Stoeber, Stoffel, Otte, Ingold, Pfarrer Ringel

Mittlerweile war einer der Hauptmitarbeiter, Ludwig Schneegans, gestorben (a. 1858). Sein Freund G. Mühl entwarf eine interessante, liebevolle Skizze dieser arbeitsamen Forscherlaufbahn (Alsatia 1862). Er würdigt besonders die zahlreichen kunstgeschichtlichen und juridischen Abhandlungen des Verfassers, dessen reizbare artistische Natur den Anforderungen der praktischen Laufbahn allzufrühe unterlag.

Einer der Hauptbeiträge der späteren „Alsatia" ist wohl das Protokoll der literarischen, von Lenz gestifteten Gesellschaft, in den Jahren 1775 bis 1777. Wir ersehen daraus, daß der französische Schriftsteller Ramond in diesem deutschen Kreise seine ersten dramatischen, lyrischen und novellistischen Versuche vorlas; daß der Actuar Salzmann in diesen Cirkel belebend und belehrend eingriff; daß die später so ausgezeichneten Kanzelredner Hassner und Blessig, ihre ersten moralischen und theologischen Abhandlungen mittheilten. Die ästhetischen und philosophischen Arbeiten des Dichters Lenz, worüber Gruppe berichtet, stehen schon hier zum Theil in dem Protokoll angedeutet. Man ersieht daraus, daß ein reges geistiges Leben damals von Straßburg ausging, aber die Entwickelung ganz bestimmt auf die deutsche Seite hinneigte.

In demselben Hefte der „Alsatia" ließ sich Matter, welcher gewöhnlich nur in französischer Sprache schrieb, im angebornen deutschen vernehmen; er theilte eine interessante Notiz mit über Friedrich Rudolph Salzmann, den Vetter des durch Goethe berühmt gewordenen Actuars. Auch dieser Rudolph Salzmann erweist sich als eine originelle Persönlichkeit. Wir er-

fahren durch seinen Biographen, daß er an der Spitze einer akademischen Buchhandlung stand, und während einer Reihe von Jahren unter mannichfachen Hindernissen und Gefährlichkeiten den Niederrheinischen Kurier redigirte. Aber seine Eigenthümlichkeit lag durchaus nicht in dieser publicistischen Beschäftigung. Er neigte sich zu der Partei der Theosophen und Mystiker, hatte dem Studium Böhme's und St. Martins den besten Theil seines Lebens gewidmet, war mit Schubert befreundet und legte in einigen Schriften die Früchte seines Nachdenkens, seiner innerern Erfahrung, seines tüchtigen, immer fortgesetzten Bibelstudiums nieder. — Die eigene religiöse Tendenz, die Herr Matter in den letzten Jahren seines Lebens angenommen, befähigte ihn ganz vorzüglich zur Darstellung des Wirkens einer Individualität, wie sie uns in Rudolph Salzmann vorliegt. Diese Biographie ist eine Perle in der Sammlung der „Alsatia"; weniger durch die etwas geschraubte Darstellung, als durch den Reiz, welchen diese Art Gemüther auf verwandte Seelen ausübt.

Ich unterschätze die „Alsatia" keineswegs; nur muß bei dergleichen Monatsschriften auf einen stetigen Zusammenhang und auf gleichermaßen interessante Beiträge verzichtet werden. Es sind Bruchstücke, die dem künftigen Geschichtsschreiber oder Literator Bausteine zu einem künstlerischen Werke liefern. Mir will scheinen, der Herausgeber habe auch gar keinen andern Zweck im Auge gehabt.

Ein ähnliches Verdienst kommt der Wochenschrift: das „Sonntagsblatt" zu, welches von einem Theil derselben Mitarbeiter in Mühlhausen zu Tage gefördert

wurde, aber zuletzt aus Mangel an hinreichenden Subscribenten einging. Es war in ächt populärem Tone gehalten. Kirschleger lieferte wohl die meisten Beiträge, bald literarische, bald naturhistorische, bald über alles und jedes discutirend. Mit wahrer Betrübniß sahen wir das lehrreiche Blatt vernachlässigt; denn für die Unterhaltung der mittleren Volksclassen sind, in einem abgegrenzten Bezirke, derlei Veröffentlichungen von nicht unerheblichem Einfluß. Magister Friedrich — so lautete das von Kirschleger angenommene Pseudonym — hat, nach unserer Ansicht, bei seinen Mitbürgern ein bleibendes Verdienst durch seine populären Vorträge erworben, obgleich seine Vorliebe für elsässische Weine oft ein unwiderstehliches Lächeln auf den Lippen seiner Leser hervorrief. — Seine Fußwanderungen mit den botanisirenden und geologisirenden Mitgliedern der elsässischen Vereine sind in ächtem Humor beschrieben und belustigten auch solche, die mit vornehmer Mine die Leistungen bekrittelten. — Der „Niederrheinische Kurier" nahm solche Berichte willig auf.

Bei dieser Gelegenheit wäre auch eine Wochenschrift: „das evangelische Sonntagsblatt", zu erwähnen, welches seit mehreren Jahren, von Herrn Pfarrer Bögner redigirt, in den bürgerlichen, protestantischen Kreisen Straßburgs und des Elsasses, von streng orthodoxem Standpunkte aus, religiöse und kirchliche Angelegenheiten bespricht, besonders über Missionsangelegenheiten referirt und einen segensreichen Wirkungskreis ausfüllt.

Ich kann diese Mittheilungen über die intellec-

tuellen Zustände und Bestrebungen des Elsasses, wie sie sich am Vorabend der weltgeschichtlichen Ereignisse des Jahres 1870 zeichneten, nicht schließen, ohne mit dankbarem Rückblick eines Mannes zu gedenken, der seit fünfzehn Jahren Straßburg und dem Elsaß den besten Theil seines literarischen Strebens zuwandte und mit platonischer Uneigennützigkeit die Leistungen der alsatischen Gelehrtenwelt in helles Licht zu setzen sich bemühte. Es ist dies Herr Dr. jur. Trautwein von Belle, Custos an der k. k. Bibliothek zu Berlin.

Woher kam diesem noch jugendlichen Kämpen für die Verherrlichung des Elsasses, woher kam diesem Panegyriker seine Vorliebe für den Landstrich zwischen dem Mittelrhein und den Vogesen? Zuvörderst wohl aus einem angeborenen, leidenschaftlichen Hang für das Land seiner aus Elsaß und Lothringen stammenden Großeltern. Wenn ich nicht irre, ist der Vater obbenannten Schriftstellers, um dem Verhängniß zu entgehen, das sich an die Fersen der Adligen oder mit dem Adel in Beziehung stehenden Beamten heftete, zur Revolutionszeit mit seinen Eltern ausgewandert und in preußische Militärdienste getreten. — Der Literator und Rechtsgelehrte Herr Trautwein v. Belle verwandte auf Geschichte, Geographie und Literatur des Elsasses, aus instinctivem Antrieb, viele Zeit und fand am Ende treffliche Gelegenheit, diese Specialkenntnisse vor einem größeren Publikum zu verwerthen. Das in Berlin erscheinende „Magazin für die Literatur des Auslandes", und das „Leipziger Centralblatt" wurden zuvörderst ein Repositorium, worin der junge Literarhistoriker in geistreich verfaßten Aufsätzen seine An-

sichten über Land und Leute an dem östlichen Fuße der Vogesen niederlegte. Es ist wohl kein irgendwie bedeutender Name auf dem Gebiete der Poesie, der Geschichte, der Archäologie im Bereiche der zwei rheinischen Departemente, dem Herr Trautwein v. Belle im Laufe der letzten vierzehn Jahre nicht gerecht geworden wäre. So unterwarf er einer regelmäßigen Besprechung die Publikationen der alsatischen historisch-archäologischen und der Straßburger literarischen Gesellschaft; er gab diesen Bulletins, die vielleicht unbeachtet geblieben wären, einen wahrhaft kalligraphischen Geleitsbrief mit in die gebildeten Kreise Deutschlands. — Auf dem Gebiete der Jurisprudenz wohl bewandert, ließ er kein juridisches, auf die älteren Institutionen des Elsasses bezügliches Werk unbemerkt zur Seite liegen. Mit liebevoller Aufmerksamkeit wies er jedem Arbeiter auf dem weiten Felde der Alsa-Forschung seine gebührende Stelle an. Wenn ich ihm einen Vorwurf zu machen mir herausnehmen dürfte, so wäre es eher der der Ueberschätzung einiger Producte; auf manchen liegt wohl für ihn der Zauberschein der Entfernung, oder es diente ihm dies und jenes als erwünschter Wegweiser auf der langen, unabsehbaren Heimsuchungsbahn. So hatte sich denn Herr Trautwein v. Belle in deutschen und österreichischen Zeitschriften eine Specialität angeeignet, die ihm keine Concurrenz streitig machen konnte. Und damit ließ er sich nicht begnügen. Auch als Redner wollte er mündlich Zeugniß ablegen für das Heimathsland seiner Väter; so sprach er vor dem Gustav-Adolphs-Verein, so mehrmals vor dem wissenschaftlichen Vereine

Berlins, wo die tausendköpfige Versammlung, mit hohen und höchsten Persönlichkeiten, die Vorträge günstig aufnahm. — In diesen Reden wurde natürlich die hohe Bedeutung des Elsasses an der Grenzscheide beider Nationen und der Werth der Männer hervorgehoben, die, ohne ihre politische Nationalität zu verleugnen, den germanischen Geist mit treuer Anhänglichkeit pflegten.

In den ersten Decennien des Jahrhunderts lebte zu Berlin ein deutscher Dichter von französischer Abstammung. Wer kennt nicht Adalbert von Chamisso? Auch dieser hatte für das Land seiner Väter eine Anhänglichkeit bewahrt, die sich besonders in seiner schönen Elegie auf die Ruinen seines Familienschlosses in der Champagne aussprach. — Eine ähnliche wehmüthige Stimmung, dächte ich, muß manchmal den Festredner des wissenschaftlichen Vereins überkommen, wenn er in den Sandflächen seines Adoptivvaterlandes der lotharingo-alsatischen Abstammung gedenkt. Ihm aber brachte diese Stimmung Gewinn; sie befruchtete einen Theil seines Geistes und wurde der Antrieb zur Beschäftigung mit Zuständen, die im Laufe der synchronistischen Weltbegebenheiten die Aufmerksamkeit des Publikums fesselten. Den alsatischen Gelehrten und Poeten ist es nicht so wohl geworden; der Zwiespalt hat in mehr als einem Busen allzu tiefe Furchen eingegraben, das Schwanken zwischen zwei Nationalitäten hat auf die innere Ruhe solcher Naturen verhängnißvoll eingewirkt; es konnten dieselben nicht zur Klarheit kommen über ihre eigentliche Bestimmung; das ist nun bei Herrn Trautwein v. Belle nicht der Fall, er

iſt ein Deutſcher vom Wirbel bis zur Zehe, nur hat er ein unparteiiſches Verſtändniß erworben für die Beſtrebungen zwiſchen Rhein und Vogeſen. Er hat ſie nicht photographiſch wiedergegeben, aber auch nicht in verkleinertem Maßſtab; er hat ſich pietätvoll gegen uns erwieſen; ihm nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wäre unſchön und unliebſam.

Versuch einer historischen Fauna der wilden Säugethiere des Elsasses,

von Charles Gérard,

Advokat am Appellhofe von Colmar, Mitglied der naturhistorischen Gesellschaft derselben Stadt.

Ein originelles Werk! in Form und Inhalt! Doch warum hätte die locale Thierwelt keinen Anspruch auf eine Specialgeschichte? Grenzt sie doch an unsere Culturwelt? Wird sie nicht von derselben bestimmt, und übt sie nicht auf dieselbe eine bedeutsame Wechselwirkung aus? Dann möchte ich ebenfalls fragen: Hat der Mensch das Recht, so stolz und herrisch von seiner intellectuellen und moralischen Höhe auf die untergeordneten Kreaturen herabzublicken? Besteht nicht, nach dem Ausspruch Montaigne's, oft ein größerer Abstand zwischen dem und jenem Menschen, als zwischen dem Menschen und jenem Thiere? Mit dem Vorrecht, dem Idealen und den Engeln nachzustreben, läuft der Mensch ebenso sehr Gefahr, bei mancher Gelegenheit unter die Bestien herabzusinken. Exempla odiosa. Wir können die Belege dazu mit Händen greifen. Also, wenn Herr Gérard, der pikante Verfasser des

kulinarischen Elsasses*), sich ein Stück aus dem elsässischen Thierreich als geschichtliche Vorlage zu bearbeiten vornimmt, ist er fürwahr dazu befugt und befähigt. Die specielle Verfassung seines Geistes, sein systematisches Anhäufen dahin einschlagender Notizen, sein Temperament, mochten ihn zu dem Object seiner gegenwärtigen Abhandlung hinziehen: sie enthält des Belehrenden Vieles und giebt mannichfaltigen Stoff zu unterhaltender Lectüre. Sein Buch weist uns ein humoristisches Gemälde mit Berg und Thal im Hintergrund. Die Säugethiere, d. h. das Wild, dessen Geschichte zu erzählen er sich bereitet, bildet die Staffage; ein etwas trüber Wolkenhimmel überwölbt das Ganze: — das Symbol der melancholisch-ironischen Stimmung des Verfassers.

In seiner gehaltreichen Vorrede umzirkelt er folgendermaßen seinen Plan: „Ich forschte, ob das Elsaß „in der Vorzeit einige zuletzt verschwundene Thier„Species besaß; dann, wo solche ihre Wohnung auf„geschlagen; warum sie da und dort in größerem oder „geringerem Maßstabe sich vorfanden; warum sie aus„gestorben oder fortgezogen? Ich stellte mir die Frage, „warum gewisse Typen verschwunden, und wie dagegen „andere neuere Typen sich bei uns eingeführt und ver„mehrt. Ich suchte das sympathische oder antipathische „Verhältniß zu bestimmen, das sich zwischen dem Men„schen und dem Wilde gestaltet, sei es auf der Jagd, „sei es auf dem Pfade der Wissenschaft, im Aberglauben „des Volkes, im Gebrauch der Arzneien. Ich ver-

*) L'ancienne Alsace à table.

„ſuchte eine hiſtoriſche Fauna der höheren Thierclaſſen „zu ſchreiben, die behufs ihrer Verbreitung, ihres eigen„thümlichen Charakters auf unſere Einbildungskraft, „auf unſer Gefühl anregend wirken, und mit uns das „Vorrecht theilen, auf der Erde als Schauſpieler auf„zutreten und ein Stück Geſchichte zu machen."

An die geologiſche, paläontologiſche Fauna will ſich der Verfaſſer nicht wagen. Er deutet beſcheiden darauf hin, daß ihm hierzu die nöthigen Vorkenntniſſe abgehen. Zu ſolchem Unternehmen gehört Schimpers Wiſſen und ſein poetiſches Erfaſſen des Gegenſtandes. — Auf dem beſchränkten Bezirke bietet uns Herr Gérard indeß ſo viel Anziehendes, daß er einem Ausflug auf den paläontologiſchen Boden gar wohl entſagen darf.

Die Thiere, die uns Herr Gérard vorführt, ſind immer in großer Mehrzahl uns wohlbekannte Figuren; aber gerade weil wir zu den meiſten, ich will nicht ſagen auf vertrautem Fuße, aber in mannichfacher Beziehung ſtehen, gewinnt die Darſtellung unſeres Thierhiſtorikers ein verdoppeltes Intereſſe. — Meiſter Reinecke, Herr Iſengrimm, Herr Braun der Bär, Land- und Feldmaus und Maulwurf, Ratten und Mäuſe und Hamſter, Eichhörnchen, Haſen nnd Kaninchen, Elenthiere, Rennthiere, Dammhirſche, Rehe und Gemſen, Wildſchweine, Büffel und Auerochſen ziehen an uns vorüber. — Das Verfahren unſeres einheimiſchen Naturhiſtorikers ruft mir — ich hoffe, er nimmt mir die Parallele nicht übel — einen vor ſechzig Jahren ſehr beliebten Kinderſchriftſteller, den ſeligen Raff in's Gedächtniß zurück. „Bär, Wolf, Fuchs, erzähle mir deine Geſchichte!" Nur muß ich gleich

hinzufügen, daß Hr. Gérard einen sehr anziehenden, lebhaft gefärbten französischen Styl schreibt, bisweilen neologisirend, im Durchschnitt untadelhaft. Eine beißende satyrische Lauge ist über manche Seite ausgegossen. Wer könnte es Herrn Gérard verübeln, daß er nicht Alles in der Welt am rechten Platze glaubt, daß er sich nicht in die großen Umwälzungen der Jetztzeit von einem Tage auf den andern zurechtfinden kann.

Was mir am meisten Respect einflößt, ist seine seltene kostbare Belesenheit, und die Art, wie er die gesammelten Notizen in seinen Text einzureihen weiß. So erfahren wir beiläufig, daß die berüchtigte Ratte, die schwarze Ratte (mus rattus), welche der alten Welt gänzlich unbekannt war, vermuthlich im 12. Jahrhundert aus Persien und dem Orient während den Kreuzzügen zu uns herüberkam, und von Europa auf Kriegs- und Kauffarteischiffen nach Amerika übersetzte, aber im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts von der großen Wanderratte (mus decumanus), die ebenfalls aus dem Orient stammt, bekämpft und beinahe ganz vertilgt wurde. Diese Ratten-Völker-Wanderung, dieses Eingreifen einer stärkeren, bevorzugten Race und der partielle Untergang eines Rattengeschlechts, welches sich seit Friedrich Barbarossa's Zeit im Centrum Europa's allmächtig glaubte, beschreibt unser Verfasser auf eine drollige, fast boshafte Weise. Die Uebertragung dieser allegorischen Satyre aus dem französischen Text in die arme deutsche Vulgarsprache würde hier einen allzugroßen Raum in Anspruch nehmen, und ich muß den neugierigen Leser auf das Originalbuch

ſelber verweiſen. Es genüge hier zu wiſſen, daß die Wanderratte ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert vom kaspiſchen Meere her gegen Schweden und Norwegen ihre Vorpoſten geſchickt, aber bald inne geworden, daß ſie ſich zu weit gegen Norden hinauf verirrt. Der Vortrab zog ſich zurück; im Jahr 1727 ſetzte ſich die Nachkommenſchaft dieſer erſten Eindringlinge in Bewegung; die einen wandten ſich gegen das centrale Europa, die andern gegen das britiſche Oſtindien. Im Jahr 1752 betraten ſie das Elſaß, im folgenden Jahr Paris. Bis 1809 war die Schweiz verſchont geblieben; aber von dort an darf man wohl ſagen, ſie haben die ganze Erde umwandert und überzogen, denn heutigen Tages iſt dieſer verheerende Paraſitenſchwarm über alle uns bekannte Lande, ja über alle Inſeln des Oceans verbreitet. Sie haben, man weiß es, die eigene Gabe, ſich den Schiffen aufzudringen, und hiermit ihre Raubluſt in allen Welttheilen zu befriedigen, bis auch ihre Stunde ſchlägt und auch ſie einem neuen, jetzt noch im Zukunftsſchooße ſchlummernden Feinde als Sühnopfer anheimfallen. Die Analogie zwiſchen der Thier- und Menſchenwelt iſt nun einmal ſo augenfällig, daß der eingefleiſchteſte Skeptiker auf dieſem Punkte die Waffen ſtrecken muß.

Der elſäſſiſche Hamſter, der bis jetzt die Vogeſen nicht überſchritten, und ſich nur auf der lieben deutſchen Rheinſeite heimiſch fühlte, giebt dem Verfaſſer erwünſchte Gelegenheit zu unbarmherzigen Satyren. Hinter des raubſüchtigen Hamſters Maske ſieht Herr Gérard den Idealiſten, der ſich, ſeiner philoſophiſchen Tendenz unerachtet, gar wohl auf dem Boden der Wirklichkeit zu

betten versteht, und gegen die Güter dieser Welt sich keineswegs gleichgültig zeigt. Andere sich daran knüpfende Betrachtungen kommen wohlfeilen Kaufs dazu, und sind, unseres Erachtens, nicht gerade mit ächt französischer Finesse durchwürzt. Wir ziehen es vor, ihm bei einem andern Sujet zu folgen, wenn er z. B. von dem seit zwei Jahrhunderten ausgestorbenen Auerochsen spricht und die muthmaßliche Geschichte dieses riesenhaften Zeitgenossen des Mammuths bis in die quaternäre Urzeit hinauf verfolgt. Er erkennt in diesem Urstier den Urus des Cäsar, Seneka und Plinius, den Bubalus der merovingischen Chronisten, und Gregors von Tours, des Dichters Venantius Fortunatus, des Mönchs Jonas. Einige Verse der Nibelungen beziehen sich auf den gigantischen Waldochsen; Herr Gérard unterläßt nicht, dieselben anzuführen; der prächtige Held Siegfried tödtet in einem Jagdzuge vier dieser Bestien. An der Verfolgung des Urs ergötzt sich Ludwig der Fromme in den Wäldern des Elsasses. Unser einheimischer, werther Geschichtsschreiber Strobel erwähnt diesen Umstand in einem Capitel, welches dem unglücklichen Kaiser, dem Opfer des Lügenfeldes, gewidmet ist. Auch erfahren wir von Gérard, in welchen Localitäten bei uns die Beweise von der ehemaligen Gegenwart des Auerochsen gefunden worden; so z. B. in den Kalkschichten zu Rixheim, im Lehmboden zu Hangenbieten und Achenheim, in den Kieslagerungen des Rheins. Noch vor dreißig Jahren stieß man zu Rheinweiler auf einen mächtigen Auerochsenschädel. Bekannt ist wohl, daß die ungeheuren Hörner als Humpen bei Trinkgelagen dienten. Auf

dem Schloſſe von Hohbarr wurde ein ſolcher für bachiſche Feſte aufbewahrt; die reckenhaften Trinker leerten auf einen Zug den vier Litres kräftigen Wolxheimer Weins faſſenden Becher. Wie ſie den Weg von Hohbarr nach Zabern hinunter fanden, iſt eine andere Frage. Herr Gérard, in ſeinem ſchon angeführten kulinariſchen Werke, Grandidier, Dagobert Fiſcher, ergehen ſich des Näheren über jene unmäßigen Trinkgelage im biſchöflichen Schloſſe. Ich darf nicht verhehlen, daß ich ſolchen Gelagen keinen Geſchmack abzugewinnen vermag, und mir dieſes Vergeuden einer herrlichen Himmelsgabe, auch wenn ſie in einer naturhiſtoriſchen Reliquie dargeboten wird, von Herzen widerſteht.*)

Auch dem Wildſchwein widmet Herr Gérard ein feſſelndes Schlußcapitel mit Anekdoten verbrämt, deren Authenticität ich kaum anzugreifen wage, weil der Herr Verfaſſer daran zu halten ſcheint. Oder wäre es nur eine verkappte Ironie, wenn er, dem Volksaberglauben nachſpürend, die jeweilige Vermehrung der Wildſchweine mit bevorſtehenden Kriegen und Umwälzungen in Verbindung bringt?

Auch die Geſchichte dieſes ſchmack- und nahrhaften Wildes bietet dem beleſenen Verfaſſer eine erwünſchte Gelegenheit zu geſchichtlichen Excurſen in das hohe Alterthum unſeres Landes hinauf. Mit Delbos und Koechlin-Schlumberger weiſt er die Gegenwart des Wildſchweins im Lehm von Dannemarie nach, und

*) Der Rieſenpokal verſchwand, als der Cardinal v. Rohan auf das rechte Rheinufer nach Ettenheim überſiedelte.

unterscheidet zwei Species: das in den Eichwäldern hausende (sus scrota) und das Wildschwein der Moore (sus palustris). Die Ueberreste dieser zweiten etwas kleineren Gattung finden sich besonders an den Pfahlbauten der Schweizerseen; gegenwärtig giebt es keine lebenden Exemplare mehr; wie und wann dieses Moorschwein ausstarb, liegt im Dunkel der Vergangenheit verborgen.

Bei der Geschichte des Wildschweins werden noch einmal die Nibelungen citirt und der Kampf, welchen Siegfried mit einem Kolosse dieser Race bestand, aus dem Texte hervorgehoben. Auch eine versificirte Chronik, welche einen anno 1557 bestandenen Kampf des Bauern Franz Müller mit einem Wildschwein beschreibt, giebt Gelegenheit zu einem ausgedehnten Citate. Ueber die unglaubliche Menge dieser kampflustigen Wildschweine berichtet unser Verfasser: „es habe der Bischof Leopold von Straßburg in einem einzigen Jagdtreiben des Jahres 1627 sechshundert solcher Bestien niederstechen oder niederschießen lassen.“ Mir will fast scheinen, es könne hier nur die Rede sein von einem oder mehreren Jahrgängen, vielleicht von der ganzen Regierungsperiode des Bischofs. Sechshundert Wildschweine auf einmal! Der Herr sei mir gnädig! Eine solche Schwadron wäre ja im Stande gewesen, mehrere Truppen bischöflicher Jäger niederzuwerfen oder einen halben Eichwald zu entwurzeln. Ich lege meinen Zweifel in aller Bescheidenheit dem ehrenwerthen Geschichtsschreiber vor.

Unter der ersten Republik war das Wildschwein in mehreren Wäldern beinahe ganz vertilgt. Es hing

dieſer Umſtand natürlich mit der Jagdfreiheit zuſammen. Im Jahr XIII erſchienen nur ausnahmsweiſe noch mehrere Wildſchweine im oberen Elſaß. Die Pfalz und das Unter-Elſaß waren nicht in demſelben Grad von dieſer Race entvölkert. Seit einem Vierteljahrhundert hat ſie wieder Zeit gefunden, ſich zu vermehren und beträchtlichen Schaden in den waldbegrenzten Ackerbezirken anzurichten. Die deutſche Forſtverwaltung trifft vermuthlich Anſtalten, der ſteigenden Gefährlichkeit vorzubeugen.

Den mannichfachen Benennungen des Ebers oder Wildſchweins, je nach Alter und Eigenſchaft, widmet Herr Gérard einen Paragraphen, und ſchließt mit einer halb ernſten, halb ſcherzhaften Portraitirung des alternden Thieres, welches ſich dann einem miſanthropiſchen (ſollte wohl heißen, einem miſanimaliſchen) Hange anheimgiebt, nur wenn der äußerſte Hunger es antreibt, aus dem Verſtecke hervorbricht, und zu guter Letzt der Flintenkugel eines Waidmanns unterliegt. Ich fühle mich nicht berufen, die pathetiſche damit verbundene Nutzanwendung und Prophezeiung wiederzugeben; es ſei dieſelbe den gewiſſenhaften Leſern — den elſäſſiſchen Nimroden ſowohl als den Stillen im Lande — empfohlen. Nur dürfte die Weiſſagung nicht überall gläubige und geneigte Ohren finden.

Noch eines, bevor ich ſchließe, nachdem ich beinahe auf's Gerathewohl aus den zahlreichen Capiteln einige vereinzelte aufgegriffen und aus dieſen einige vereinzelte Facten hervorgehoben. Dasſelbe Verfahren würde in allen anderen ähnliche belehrende Ergebniſſe erzielen, nur würde ich dann

Auf das Büchlein ein Buch mit seltener Fertigkeit pfropfen; und aus einer Anzeige eine zweite Ausgabe machen. Mich sodann des Nachdrucks oder des Plagiats zu beschuldigen, hätte der Verfasser ein Recht. Und das thäte mir in der Seele leid, denn mag auch unser gegenwärtiger Standpunkt nicht ganz derselbe sein, so fühle ich mich doch dem von Witz übersprudelnden und dichterisch fühlenden Schreiber in hohem Grade befreundet, und wünsche ihm in allen Kreisen älterer und jüngerer Bewohner und Jagdliebhaber des Elsasses ebenso gewogene Leser als mich.

Das Lügenfeld.

Eine retrospective Kritik.

Das Todtengericht der Egypter fällte, so behauptet man, strenge Urtheile; wir sind behutsamer und nachsichtiger geworden; im Durchschnitt ziehen Prediger und Redner am Grabe eines Abgeschiedenen die Lobeserhebung einem unparteiischen Richterspruche vor; und ein gleiches Verfahren wird von Akademikern und Kritikern den Werken eines verstorbenen Schriftstellers gegenüber beobachtet; gesellschaftliche Rücksichten, übergroße Delicatesse, eine allgemein angenommene Sitte, alles zielt darauf hin, die Fehler und Schwächen des Todten zu bemänteln, und seine besseren Eigenschaften, sofern er deren nicht ganz entblößt ist, hervorzuheben.

Im vorliegenden Falle jedoch glaube ich die kluge Vorschrift: veniam damus petimusque vicissim*) einer wissenschaftlichen und literarischen Pflicht hintansetzen und meiner zum Tadel wenig geneigten Natur entgegenhandeln zu müssen. Offenbare Irrthümer — selbst wenn solche durch die Akademie der Inschriften

---

*) Nachsichtig sind wir, und um Nachsicht bitten wir.

in Schutz genommen wurden, fordern zur Widerlegung und Berichtigung auf; selbst ein feierlicher, öffentlicher Ausspruch jener „ehrwürdigen" gelehrten Corporation kann nicht als „infallibel" gelten.

Ich komme nun auf den eigentlichen Gegenstand dieser Mittheilung. In der Februar-Nummer der «Revue d'Alsace» erschien im Jahre 1862 eine Monographie über „das Lügenfeld", ein Aufsatz, hieß es daselbst, welchem die «Académie des inscriptions et belles-lettres», im Jahre 1861, in öffentlicher Sitzung, eine „ehrenvolle Erwähnung" zuerkannte. Die bewußte Arbeit hatte Herrn Boyer, damals noch lebenden Rath am kaiserlichen Appellhofe von Kolmar, zum Verfasser. Nur drängt mich mein literarisches Gewissen zur Behauptung, daß wohl selten eine akademische Ehrenbezeigung so wohlfeilen Kaufs errungen wurde. Der Autor des Lügenfeldes mag als Rathsherr und als Mensch ohne Tadel dastehen, und als solchem will ich ihm durchaus nicht zu nahe treten; aber zur Vertheidigung jener Thesis über das Lügenfeld fehlte ihm jede philologische und grammatikalische Vorkenntniß. Noch jetzt ist mir unbegreiflich, wie eine der ersten gelehrten Corporationen Frankreichs sich auf solche Weise hinter das Licht führen ließ!

Ich hatte nicht die Ehre, den seligen Herrn Boyer persönlich zu kennen. Nec beneficio nec injuria cognitus. Nur zwei- oder dreimal sah ich ihn gelegentlich bei einer Generalversammlung der archäologischen Gesellschaft zu Kolmar, wohnte der Vorlesung einiger seiner Aufsätze bei, und durchblätterte seine Einleitung in die „Geschichte des Elsasses", eines Geschichtswerks,

das gleich mit dem ersten Bande zusammenbrach, und durchaus keine Fortsetzung haben konnte. Ich überzeugte mich bald, daß ich mich einem Autodidakten gegenüber befand; Herr Boyer schien mir der ehrlichen Ueberzeugung zu leben, er habe seinen Gegenstand völlig inne; aber dabei war er der Hypothese, und dem systematischen, blinden Etymologiewahnsinne ganz mit Leib und Seele verfallen; der geringste Widerspruch, die mäßigste, ernste Kritik, die höflichste Zurechtweisung brachte ihn aus den Fugen; den gesunden Menschenverstand als Maßstab an Facten und Documente zu legen, dazu schien er ganz und gar unfähig, und obendrein — was ganz unverzeihlich — brachte er zu jeder seiner Vorlagen ein unzulängliches, fehlerhaftes Wissen mit.

Unendlich ist das Feld der Gelehrsamkeit; es ist noch hundertmal schwerer zu umschreiben, als „das Lügenfeld", welches den Ausgangspunkt gegenwärtigen Excurses bildet. — In dem und jenem Fache nichts zu wissen, ist gar wohl erlaubt; wie jetzt Wissenschaft und Literatur beschaffen, wird eine encyclopädische Umsicht beinahe zur Unmöglichkeit; noch mehr — dem gewissenhaftesten, thätigsten, zu jeder Stunde sich abmühenden Arbeiter ist es nicht mehr gegönnt, selbst in dem engeren Specialbezirke, den er zu umfassen strebt, alles und jedes zu ergründen; Unkenntniß, ich wiederhole es, ist keine Sünde; aber verpönt bleibt ein für allemal die ungerechtfertigte Anmaßung, sich den Schein des Wissens zu geben, wenn die reelle Unterlage fehlt: In der Gelehrten- wie in der Alltagswelt giebt die Affectation sich lächerliche Blößen;

den Schriftsteller setzt sie einer größeren Gefahr aus, denn der Leser wird unwillig, mißtrauisch und läßt vielleicht den guten Eigenschaften des Schuldigen nicht mehr gehörige Gerechtigkeit widerfahren.

In bezeichnetem Aufsatz bemühte sich Herr Boyer, den Bezirk des Lügenfeldes zu bestimmen; seine Abmarkungen sieht er in den Namen einiger Localitäten der Umgebung von Kolmar. Auf philologische Folgerungen stützt er seine Beweise; das mittelalterliche und das moderne Deutsch, und der elsässische Dialect müssen dabei herhalten. Nur geht ihm die unentbehrliche Eigenschaft für solche Beweisführung ab; den oberelsässischen Dialect scheint er zwar zu kennen; aber ganz unbekannt ist ihm die Syntaxis, die Grammatik der deutschen Sprache, wie solche in den Schriften der Dichter und Prosaisten des Mittelalters, in den unsterblichen Werken des letzten Jahrhunderts vorliegt, und wie sie dermalen bei der salonfähigen Gesellschaft oder im Kreise der Literatoren üblich ist.

Diese Beschuldigung, ich weiß es, wird kaum glaublich scheinen; doch will ich gleich die Belege dazu anführen; vorerst seien mir einige Vorbemerkungen über den eigentlichen Streitpunkt vergönnt.

Die eigentliche Localität, wo der Abfall der Söhne Ludwig's des Frommen sich vollzog, sucht Herr Boyer ganz bestimmt zu umgrenzen; er unterzieht sich diesem undankbaren Bemühen mit einem unverwüstlichen Eifer und unverdrossener Zuversicht. Mir, nachdem ich die vom Verfasser angeführten Texte geprüft, bleibt nur die Eine Ueberzeugung: es sei das Lügenfeld in der Strecke gelegen, die sich zwischen Sigolsheim und

Kolmar hinzieht; es ist die vom berühmten Geschichtschreiber Henri Martin angenommene Meinung; sie hat alle Wahrscheinlichkeit für sich; aber zu einer bestimmten Bezeichnung des geschichtlichen Terrains, zu einem abgezirkelten Plane, geht uns alles ab; es ist, als wolle man die Mondregionen geographisch abmessen. Wohl erblicken wir durch ein Telescop massenweise jene Regionen; doch über das Einzelne bleiben wir im Unklaren. Wenn die mittelalterlichen Chronisten von gewissen welthistorischen Localitäten sprechen, so malen sie geradezu in's blaue oder schwarze; ihre Angaben sind für uns nicht werthvoller, als die durch den Telescop vermittelten Ansichten auf der Mondscheibe. Nach älteren Schriftstellern die Topographie eines Schlachtfeldes bestimmen zu wollen, ist fast immer ein vergebliches, ein vermessenes Unternehmen; hierin ist die Genauigkeit der neueren militärischen Schriftsteller auf einen ganz anderen Grad gediehen; man entsage nur geradezu dem Gedanken etwa zwischen den Zeilen der Chronisten zu lesen. Mit dem Lügenfeld hat es nun ganz dieselbe Bewandtniß. Die lateinische Bezeichnung: Sigwaldi mons, und die mittelalterliche des „Sigolswalds" führt uns nach Sigolsheim, aber nicht darüber hinaus. Herr Boyer, indem er auf ein genaueres Eingehen wie versessen war, verlor dabei, wie mehrere seiner Vorgänger, Zeit und Mühe und den ganzen Aufwand einer bedenklichen Erudition.

Die Namen dieser Vorgänger sind jedoch einigermaßen durch die Verjährung geheiligt; sie knüpfen sich an respectable Gelehrte. Herr Boyer erlaubt sich kecke Sprünge; Ignoranten oder gefällige Freunde mochte

er überzeugen; ernstere Forscher zuckten dabei mitleidig die Achseln.

Den Mittelpunkt der verrätherischen Handlung sucht Herr Boyer am Logelbach, der eine Localität bewässert, wo sich früher ein Dorf „Logelnheim", „Dürren-Logelnheim" vorfand. Für unsern Etymologisten bedeutet Logelnheim, „der Lügen Heimath"; denn Log ist für ihn äquivalent mit Lüge. — Log oder Loge hat im mittelalterlichen Deutsch die Bedeutung eines Fallstricks, einer „hinterlistigen Nachstellung"; doch nehmen wir einen Augenblick die Analogie mit „Lüge" an; lassen wir die Heimath des Fallstricks für die Heimath der Lüge gelten; was wird aus der eingeschobenen Sylbe eln? Herr Boyer ist dabei keineswegs verlegen; hiebei folgt seine „originelle Beweisführung".

„Das Einschiebsel der Zwischensylbe ist augen„scheinlich nur die Ergänzung, nur die Verdoppelung „der vorhergehenden Silbe; die Bedeutung wird da„durch bestätigt. Man mag nun den Anfang des „Wortes, Logel, als euphemistische Ableitung von loge, „logen, im dativus pluralis betrachten, oder, was „wahrscheinlicher, man trenne die in logeln versteckten „zwei Wurzelwörter und spüre nach dem Ursprung des „zweiten, eln, aus elen (!) zusammengezogen, in die„sem uraltdeutschen Worte elln, ellenes, ellnes, „welches in seinen Abkürzungen ell, el im Dativus, „ellen, elen, eln im Genitiv des Pluralis lautet, „und woraus al, ale (omnis, totus) abgeleitet „würde; .... und man kommt folgerichtig zum „Schlusse, daß Logelenheim oder Logelnheim die Ver-

„kürzung von Logen—alen—heim ist, und schließlich „aller Lügen Haus, mit andern Worten, die Heimath aller Lügen bedeute."

Risum teneatis amici! Indem ich obige Stelle mehrere Mal durchlas, zu ergründen suchte, und die sogenannten Ableitungen erwog, zu deren Bekräftigung Hr. Boyer sich vermißt, die Schilter, Scherz und Graff anzuführen, warf ich mir zuletzt die Frage auf, ob ich nicht in einem Traume befangen? Ich fragte, wie und wo Hr. Boyer gefunden, daß das eingeschobene el ein Komplement von loge im dativus pluralis sei? Schilter, Scherz und Graff hätten sich gegen den Einbruch eines derartigen Philologen in ihr heimathliches Gebiet verwahrt; sie hätten ihn vielleicht in eine Primärschule verwiesen, wenn sie ihn einer Antwort gewürdigt. Sie hätten ihm die Frage vorgelegt: in welchem Wörterbuche er gefunden, daß lager, laeger, loger einen Lügner bedeute? Haben Sie, wertheſter Herr, aus eigner Eingebung, oder von irgend einem Lehrer folgende Ueberſetzung „erdichtet": die red ist ane lougen ... die Rede ist eine Lüge, ist lügenhaft? — Sie finden sich bewogen, Geehrteſter, dieſe Sentenz mit einem Ausſpruche des unſterblichen Diplomaten Talleyrand zuſammenzuſtellen: „die Rede ist dem Menſchen zur Verhüllung ſeiner Gedanken gegeben"; ihrem geiſtreichen Vergleiche klebt nur ein Fehler an: er hinkt! er fußt auf einer falſchen Ueberſetzung! Der altdeutſche Satz: die red ist ane lougen, bedeutet gerade das Gegentheil von ihrer Interpretation: die Red' ist ohne Falſch (ane = ohne, sine), mit andern Worten: „die Red' ist wahrhaftig." — Bitte um Vergebung,

daß ich es wage, gleich einen andern Schnitzer aufzuweisen: Sie behaupten, mein Herr, hausen sei der Dativus von Haus. In unserer deutschen Sprache declíniren wir anders; aber Sie sind nicht gehalten, das zu wissen, so wenig als wir, Sie zu berichtigen! — Sie streichen Ihr Heimathsland so schön heraus, Ihr Land, „wo die Gelehrten das Hochdeutsch verstehen, aber es nicht sprechen," daß wir in der That der Mühe und der Pflicht überhoben sind, Ihnen, geehrtester Herr Appellrath, irgend einen Rath zu ertheilen; Appelliren Sie doch an diejenigen unter Ihren Collegen, die noch die regelrechte Sprache ihrer Vorfahren verstehen und sprechen!

Doch Ehren-Boyer bleibt nicht auf halbem Wege stehen. Jedem Einwand kommt er zuvor; er nimmt an, seine erste Version sei nicht gültig, nicht annehmbar; die Erklärung von Logelnheim, Logelbach, als „Heimath der Lüge", als „Lügenbach" sei unrichtig! Schadet nichts! Er hat mehr als eine Senne, mehr als einen Pfeil für seinen Bogen. Folgen wir ihm weiter auf dem holprichten Pfade seiner Uebersetzungskunst:

„Nachdem wir zuvörderst eine Erklärung, die uns „die vorzüglichste scheint, gegeben, weisen wir noch eine „andere vor; wir nehmen den Terminus „Logelnheim" „in seiner Gestaltung, ohne daran zu rühren, und zergliedern blos die einzelnen Sylben:

loge = Lüge,
len, gewöhnliche Abkürzung von Lehn,
heim = Heimath.

„Somit fänden wir in Logelenheim die Wohnung, die

„Heimath des Lügenlehns. — All' dieſe Umſetzungen „laufen immer auf dasſelbe Reſultat hinaus; Logeln„heim iſt und bleibt die Lügenheimath, und Logelbach „der Canal der Lügenebene." Im erſten Falle contrahirt Hr. Boyer Logelnheim, im zweiten dehnt er die Benennung Logelenheim; verlegen iſt er nie; er iſt der Hypotheſe mit Leib und Seele verſchrieben; er iſt ihr ritterlicher Kämpe; ſie zu vertheidigen, ſtürzt er mit der Lanze der Etymologie bewaffnet, auf Grammatik, Syntaxis, Proſodie, wirft ſie nieder und bringt ſie geknebelt, verſtümmelt, zu den Füßen ſeiner Herrin.

Der Donquichotismus iſt überall und zu allen Zeiten, und auf allen Gebieten heimiſch!

Nun dürfte man mir einwenden: Du wagſt einen Angriff auf einen ehrlichen, wohlgeſinnten Arbeiter im Felde der Wiſſenſchaft; haſt du etwas Beſſeres an die Stelle ſeiner Hypotheſe, ſeiner Erklärung zu ſetzen? ... Da ich keine Verbindlichkeit eingegangen, könnte ich mich füglich enthalten. Ich bezweifle die Möglichkeit, dem Lügenfeld beſtimmte Grenzpfähle zu ſetzen; mir bliebe ſomit das Recht, für die Erklärung des Logelfeldes irgend eine hypothetiſche Erklärung, oder gar keine, vorzuſchlagen; meine Anſicht dürfte ebenſo irrig ſein, als Herrn Boyer ſeine; ich bin zu nichts verpflichtet.

Aber könnten wir nicht in dem oberrheiniſchen (Kolmarer) Dialecte einen Ausdruck finden, der ohne Sylbenklauberei ſich der gegebenen topographiſchen Bezeichnung ganz einfach anſchließt? — In dieſem localen Patois bedeutet L o g e l ein kleines tragbares Fäßchen, welches vornemlich im Herbſte beſtimmt iſt, den Durſt

der Winzer zu löschen. Die Ebene am Eingange des Münsterthales, vom Logelbach bewässert, war vermuthlich seit undenklicher Zeit mit Reben bepflanzt; sie ist es theilweise noch jetzt, obgleich industrielle Gebäude und Landhäuser theilweise die Weinstöcke verdrängten. Warum sollte der Logelbach, dieser Abzugscanal der Fecht, warum sollte er nicht ganz einfach den Wasserlauf bedeuten, welcher die Winzerebene durchschneidet? Meine einfache, auf keine Citate gestützte Erklärung will ich keinem meiner Leser aufzwingen . . . ich verfahre nicht dictatorisch wie Hr. Boyer, der seinen grammatikalischen und etymologischen Unsinn durch die Autorität der »Académie des inscriptions« zu bekräftigen wähnte. Selbstverständlich war der mit der Untersuchung seiner Monographie Beauftragte kein eigentlicher Germanist!!

II.

Ich komme nun zu einem angenehmeren Theile der Aufgabe, die ich mir gestellt. In die fruchtlose Besprechung des eigentlichen örtlichen Bezirks des Lügenfeldes werde ich mich also keineswegs einlassen, aber die Ursachen des Abfalls der Söhne Ludwigs des Frommen werde ich womöglich zu Tage legen. In der allgemeinen öffentlichen Stimmung nach dem Tode Karls des Großen sind wohl diese Ursachen vorerst zu suchen, und im persönlichen Charakter der Hauptpersonen, welche in dieser geschichtlichen Tragödie eine Rolle gespielt. Hat sich doch die Erinnerung an diese ergreifende Scene während zehn Jahrhunderten im elsässischen Volksmunde erhalten! So werde ich, auf

einfachem Wege, vor mehrere hiſtoriſche Bildniſſe treten; Ludwig der Fromme, ſeine zweite Gemahlin Jutta oder Judith, ſeine Söhne erſter Ehe, Bernhard von Aquitanien, der Freund der Käiſerin, einige Vertraute des Kaiſerpaares, der Papſt Gregor IV., deſſen räthſelhafte Stellung während den Verhandlungen zwiſchen dem ſchwachen Vater und dem undankbaren Sohne nie völlig in's Reine geſetzt wurde, ſie müſſen nacheinander an uns vorüberziehen. Nur behaupte ich nicht, daß ich den Schleier gänzlich lüften werde; doch gelingt es vielleicht, einen Einblick zu gewinnen in das myſteriöſe Gewirre der Thatſachen und der Actoren, wenn wir, ohne vorgefaßte Meinung, nur vom Wunſche beſeelt, die einfache Wahrheit zu ſchauen, uns an die bewährten Facten halten. Zuvörderſt müſſen wir die Laufbahn des Kaiſers Ludwigs, d. h. des dritten Sohnes Karls des Großen, von ihren erſten Anfängen an verfolgen.

Er erblickte das Tageslicht unter ungünſtigen Geſtirnen, im Jahre der Unglücksſchlacht von Roncevaux (778). Kaum drei Jahre alt, wurde er zum König von Aquitanien durch Papſt Hadrian IV. geſalbt, und hielt als ſolcher, in eine Scheinrüſtung geſteckt, ſeinen Einzug in das neue Königreich. Die Reſidenz dieſes unmündigen Fürſten wird bald in Toulouſe, bald in den königlichen Meiereien aufgeſchlagen; ſo hielt es ſchon ſein Vater. In ſeinem dreizehnten Jahre unterzieht er ſich einer andern officiellen Ceremonie; wir ſind im Jahre 791 angelangt; der fürſtliche Knabe Ludwig wird aufgenommen in die Kriegerſchaar, die gegen die Hunnen zu ziehen beſtimmt iſt; vor dem

ganzen Heere umgürtet er sich das Schlachtschwert; so erzählt der „Astronom".

Im Jahre 792 treffen wir ihn jenseits der Alpen; der lombardische Herzog von Benevent hat sich gegen Karl den Großen aufgelehnt; Ludwig sammelt einen Heerhaufen in Aquitanien, und führt solchen als Hülfscorps zu seinem Bruder Pipinus, König von Italien. — Von 797 bis 798 machte er die Eroberung der Marka von Spanien mit. Damals war er neunzehn bis zwanzig Jahre alt, und wir können wohl annehmen, daß er einen reellen Antheil nahm an einem Feldzug, welcher die Franken zum ersten Male auf längere Zeit jenseits der Pyrenäen Posto fassen ließ.

In dem welthistorischen Jahre 800, welches den Schluß des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung bildet, und in der Weihnacht, unter dem Petersdom, die restaurirte Kaiserkrone auf die Stirne Karls des Großen setzte, eilt König Ludwig über die Pyrenäen und nöthigt die arabischen Walis von Barcelona, Lerida und Hueska zur Aufnahme einer christlichen Besatzung; bei dieser Gelegenheit wurde Lerida geschleift, Barcelona belagert und durch den Hunger bezwungen.

Wir können füglich die theatralischen Scenen, worin Ludwig als Kind und als Knabe auftrat, bei Seite lassen; mit den spanischen Feldzügen nimmt er eine bedeutendere Stellung ein; sein Vater konnte von jetzt an Zutrauen zu ihm fassen und die Hoffnung hegen, es werde der königlichen Macht durch ihn kein Abbruch geschehen. Durch sein Testament von 806 wurde zu den bisherigen Domänen Ludwigs das centrale und das südliche Frankreich geschlagen; somit fand sich der

jugendliche Fürst an der Spitze eines gallo-römischen Reichs.

Im Jahr 812 setzt Ludwig wieder über die Pyrenäen zum Niederwerfen eines Aufstandes im westlichen Gaskonien. Während dem Rückzuge oder der Heimfahrt durch die Pyrenäen, durch den berüchtigten Paß von Roncevaux, ward ihm, um ein kleines, das Schicksal Roland's; man entging indeß einer Niederlage durch eine grausame List; eine Masse von Weibern und Kindern ward als Geißel mitgeschleppt und in das aquitanisch-fränkische Heer eingereiht, bis man die gefährlichen Bergpässe hinter sich hatte.

Die Laufbahn Karl's neigte sich indeß ihrem Ende zu. Der große Kaiser hatte augenscheinlich ein Vorgefühl seines nahen Todes; er hatte während dem Sommer des Jahres 813 den nunmehr sechsunddreißig Jahre alten König von Aquitanien zu sich nach Aachen berufen und mehrere Monate nicht verabschiedet. Bevor er seinen vorgefaßten Plan zur Ausführung brachte, berieth er sich mit den Würdeträgern des Reichs, mit den Bischöfen, mit den Aebten; alle erklärten sich einverstanden mit der Uebertragung des Kaisertitels auf den König Ludwig; in der byzantinischen Kirche zu Aachen wurde die Krönungsfeier abgehalten; hierauf sagten sich Vater und Sohn Lebewohl auf Nimmerwiedersehen.

Als Ludwig im Jahre 814 seinem abgeschiedenen Vater auf dem Throne folgte, hatte er unstreitig seine persönliche Tapferkeit durch seine Kriegführung im Süden bethätigt; in die öffentliche Verwaltung war er ohne Zweifel eingeweiht; er war wissenschaftlich

gebildet, melancholischen Temperaments; er liebte die Gebirge, die Waldungen, das Innere der Basiliken; beschaulicher Natur, schloß er sich gerne gegen die Außenwelt ab; den Intriguen war er nicht unzugänglich, und dem eigentlichen Verdienste nicht gerade günstig. Gleich bei seinem Regierungsantritt weiß er die geistreichen feinen Höflinge seines Vaters zu entfernen; er ersetzt sie durch gleißnerische Charaktere; er ist mehr als freigebig; seine verschwenderischen Ausgaben leeren gleich zu Anfang den königlichen Schatz.

Seine Sitten sind eines Puritaners würdig; aber für die Schwächen der Andern ist er ebenfalls rücksichtslos; seine unzeitige Strenge bringt ihm der Feinde eine Unzahl ein; die Anhänger, die er durch seine Liberalität gewonnen, waren kein hinreichendes Gegengewicht. Mit den ersten Schritten, die er auf der gefährlichen breiten Straße der unumschränkten Machtbefugniß wandelt, erweist sich seine Unfähigkeit, die Menschen zu errathen, zu durchdringen, sich ihrer durch erlaubte Mittel zu bemeistern.

Die Tugend einiger Töchter Karls des Großen stand nicht auf festen Füßen; Ludwig ließ ihre begünstigten Freunde verhaften; bei solchem Anlaß wurde Hodoin von den Söldlingen des Kaisers, indem er sich gegen sie zur Wehr setzte, niedergemacht. Ein anderer Günstling desselben Ranges, Tullius geheißen, wurde geblendet; ein unverzeihlicher Fehler des Kaisers; die Ermordung des Hodoin hätte ihn auf dieser abschüssigen Bahn zurückhalten sollen. Ein Enkel Karl Martel's, ein Rathsherr Karls des Großen, Wala, wurde in ein Kloster gesteckt. Es waren dies unsinnige Thaten, die

Symptome eines kleinlichen Geistes, eines gelegentlich boshaften Schwächlings, der hinterher bereut, was er gethan, und die unerhörte Strenge abzubüßen sucht.

Man darf wohl die Behauptung aufstellen, daß von diesem Augenblicke an der Schatten des großen Kaisers allein sich als Schutzwehr des fränkischen Reiches erwies. Die zukünftige Thronfolge war durch die Verfassung des Jahres 817 geregelt; die Einheit des Staates so viel als möglich gesichert. Ludwig hatte von seiner ersten Gemahlin Hildegardis drei Söhne; den ältesten, Lothar, ließ er als Kaiser krönen, in derselben Feier, worin Papst Stephan IV. zu Rheims ihm selber und seiner Gemahlin die Kaiserkrone auf das Haupt setzte.

Pipin, der zweite Sohn, erhielt die Würde eines Königs von Aquitanien und Gaskonien; Ludwig, der dritte Sohn, wurde zum Könige von Baiern und von Böhmen ernannt. Der Kaiser selbst behielt die directe Regierung Galliens, Germaniens, Italiens und Roms in Händen.

Diese Vereinbarung schien ihrem politischen Zwecke ganz zu entsprechen, und doch lag gerade in diesem Acte der Keim der Unruhen. Bernhard, Ludwigs Neffe, der Sohn einer Concubine, war in dem Theilungstractate unerwähnt geblieben; die lombardischen Großen trieben diesen vernachlässigten Prinzen zu einem verzweifelten Schritte. Bernhard begab sich unberufen nach Chalons-sur-Saone, warf sich zu den Füßen des Kaisers, bat um Anstellung (818); der Kaiser blieb unerbittlich; in Aachen ließ er den Unglücklichen blenden. Bernhard, zum Tode verwundet, starb an den

Folgen dieſer grauſamen Behandlung. Der Kaiſer, nun es zu ſpät, wurde von tiefer Trauer befallen; die Kaiſerin Irmengardis ſtarb. Ludwig mochte in dieſem Todesfall eine Strafe, eine Warnung des Himmels ſehen; er wollte ſich hinter Kloſtermauern bergen, und nur mit Mühe wurde er von dieſem verzweifelten Vorſatz abgebracht.

Der Weltluſt zurückgegeben, vermählte ſich Ludwig in zweiter Ehe mit Jutta oder Judith, der Tochter Welfs, des Herzogs von Bayern (807); dieſe zweite Gemahlin gewann ſchnell über ihren alternden Gatten einen unwiderſtehlichen Einfluß. Herrſchſüchtig, verſchlagen, mit körperlichen Reizen ausgeſtattet, lenkte ſie die Zuneigung Ludwigs von ſeinen Söhnen erſter Ehe auf den Sprößling der zweiten, auf Karl, den ſpäter als König Karl der Kahle von Frankreich in die Annalen des unglücklichen Landes eingeſchriebenen. Karl war aus dem Schooße einer Furie entſproſſen, auf ihn läßt ſich alles Uebel und alle Zwietracht in der kaiſerlichen Familie zurückführen. Für dieſes vierte Kind empfand Ludwig bald eine leidenſchaftliche Liebe. Lothar hatte den kleinen Karl aus der Taufe gehoben; aber gerade auf Koſten des Pathen wollte der Kaiſer Ludwig dem Söhnchen der Jutta ein Königreich ſchaffen. Auf der Tagſatzung von Worms, im Jahr 829, wurde dieſer Prinz als König von Alemanien, d. h. der Schweiz und des Elſaſſes, ausgerufen. Die liſtiſche, einſchmeichelnde, verführeriſche Judith hatte von Lothar die Zuſtimmung zu der neuen Schöpfung erſchlichen, aber ihre Zauberkünſte konnten nicht auf lange hin aushalten; Lothar fand ſich bald auf eine

schändliche Art übervortheilt; er hielt nicht Wort, verband sich mit seinen Brüdern Pipin von Aquitanien und Ludwig dem Deutschen; Bischöfe und hohe Beamte strömten ihnen zu; das Ansehen des schwachen Kaisers ging auf die Neige. Ludwig „der Fromme" sucht einen Beschützer jenseits der Pyrenäen; er ernennt zu seinem Kammerherrn den Bernhard, Herzog von Barcelona, den vertrauten Freund, viele Stimmen behaupten, den begünstigten Geliebten der Kaiserin. Bernhard beginnt mit der Absetzung mehrerer kaiserlichen Räthe und Höflinge. Mehr und mehr steigen die Wogen des Unmuths; der betrogene Gatte, der schwache Fürst, sinkt immer tiefer in der öffentlichen Achtung. Die Kaiserin ward, vielleicht mit Unrecht, als Ehebrecherin verschrieen. Der Abt Wala, welcher, bevor er in den geistlichen Stand übertrat, mit dem Grafen von Aquitanien verschwägert gewesen, glaubt seinem ehemaligen Verwandten eine Warnung schuldig zu sein; er predigt tauben Ohren. Von nun an schaaren sich die Unzufriedenen um Wala gegen den kaiserlichen Günstling, den man der Zauberei bezüchtigt. Bernhard hatte in der That den Kaiser und die Kaiserin in einem Zauberstricke gefangen.

Wir sind im Jahr 830; gerade wollte der Kaiser gegen die empörten Bretagner ziehen; plötzlich sah er sich von Allen verlassen. Mit den drei ältesten Brüdern hatten sich die obersten Reichsbeamten verbündet. Paris war der Sammelpunkt der Verschwörer.

Ludwig beugte sein Haupt unter der eisernen Noth. Dem Bernhard wurde gestattet, sich in sein Herzogthum zurückzuziehen; die Kaiserin wurde vorläufig in

das Kloſter von Sanct Maurus verwieſen; Ludwig begab ſich in den Palaſt von Compiègne, wo er mit den Rebellen zu unterhandeln hoffte.

Nun vollzog ſich in dem Innern dieſer fürſtlichen Reſidenz eine wahrhaft byzantiniſche oder merovingiſche Revolution. Die Kaiſerin hatte ihren treuen Rathgeber nicht mehr zur Seite; ſie verſtand ſich dazu, den Schleier zu nehmen und ließ ſich in das Kloſter der heiligen Radegundis zu Poitiers ſperren. Ludwig war nur noch ein Schattenkaiſer; ſchon jetzt wäre er ſeiner Würde verluſtig gegangen, hätte ſich nicht Ludwig der Deutſche dem Vorhaben der Verſchwörer entgegengeworfen; er ſchien dem Vater doch noch einige Sohnesliebe zu bewahren; er widerſetzte ſich jeder Gewaltthätigkeit an dem „Geſalbten des Herrn". Die Höflinge der Judith erfuhren eine grauſame Strafe, und ihre Brüder wurden verbannt. Den kleinen Karl hielt man gefangen; der Kaiſer wurde von Mönchen bewacht, die dem Lothar Treue gelobt (830).

Es iſt augenſcheinlich, daß die tragiſche Scene des Jahres 833 keineswegs der erſte Aufzug des hiſtoriſchen Trauerſpiels war; ſchon Jahre lang vorher traten die Symptome des End-Verraths an den Tag.

Für diesmal noch hatte die Partei, welche die Einheit des Reichs aufrecht zu erhalten wünſchte, in der Perſon des Lothars geſiegt; doch dieſer Fürſt war der hiſtoriſchen Rolle, die er ausführen konnte, nicht gewachſen; ſein Egoismus, ſeine Habſucht, ſeine heftigen Ausbrüche ließen bald die Regierung Ludwigs des Frommen im günſtigſten Lichte erſcheinen. An die Stelle der Kreaturen der Judith und des Bernhard

von Aquitanien waren wälsche Höflinge getreten, die um kein Haar besser sich anließen als ihre Vorgänger. Die Mönche, die zur Wache des alternden Kaisers sich hergegeben, traten auf seine Seite. Auf dem Reichstage von Nymwegen, im Jahr 831, brach eine zweite Palastrevolution aus und warf die Vereinbarungen von Compiègne über den Haufen. Ludwig wurde als Kaiser restaurirt, der Name Lothars aus den öffentlichen Acten gestrichen. Der undankbare Sohn erwies sich ebenfalls undankbar gegen seine Freunde; seine besten Anhänger lieferte er aus, und gestand die Zurückberufung seiner Stiefmutter aus dem Kloster der heil. Radegundis zu Poitiers zu. Der Papst Gregor IV. — er erscheint hier zum ersten Male mit den Irrungen der kaiserlichen Familie verschmolzen — hatte die klösterlichen Bande der Judith aufgelöst.

Die siegende Partei hielt sich nicht durch diesen ersten Sieg sattsam befriedigt. Auf dem Reichstage von Diedenhofen (831), welcher dem Nymweger folgte, wurde Bernhard von Aquitanien schuldlos erklärt. Aber Gundbald, ein unruhiger, intriguanter Mönch, der Hauptagent in der Restauration Ludwigs des Frommen, wollte von nun an die Hauptrolle am Hofe spielen; der Freund der Kaiserin mußte zurücktreten; Judith selber verläugnete ihn. Da glaubte sich Bernhard berechtigt, mit Pipin, dem zweiten Sohne Ludwigs, Verhandlungen anzuknüpfen. So brachten es die Verhältnisse mit sich, daß die drei Brüder Lothar, Pipin und Ludwig der Deutsche wieder gegen ihren Vater und ihre Stiefmutter mit Bernhard eine Quadrupel-Allianz bildeten.

Wir sind im Jahr 832, an der Tagsatzung von Orleans. Judith versucht es, den Bund der drei Brüder zu lösen; sie gewinnt den Lothar wieder für sich. Pipin wird gefangen nach Trier abgeführt und sein Königreich Aquitanien an den kleinen Karl übertragen. Lothar verlangt den Titel eines „Augustus" und das Königreich Baiern. Diese neue Theilung kommt indeß zu keinem Abschluß; Pipin entwischt aus seinem Gefängniß zu Trier; Aquitanien empört sich zu seinen Gunsten. Dieser Bewegung Einhalt zu thun, eilt der Kaiser mit den nördlichen Milizen, den germanischen Vasallen herbei. Zu spät; die Mißachtung des Staatsoberhauptes ist neuerdings zu hohem Grade gediehen; die Franken zürnen einem Kaiser, der ein mehrmals in seine Hand gegebenes Scepter immer aus den Fingern gleiten läßt.

Gregor IV., von Lothar gewonnen oder eingeschüchtert, begleitete den Fürsten nach Frankreich; er sei Willens — so hieß das Schlagwort — den Frieden zwischen Vater und Söhnen dauernd zu befestigen. Der Kaiser rückte von Aachen her an der Spitze einer fränkisch-germanischen Armee, über Worms in das Elsaß (im Juni 833); die drei verbündeten Brüder hatten sich im Rothfeld gesammelt, bei dem Berge Sigwald geheißen, zwischen Argentovaria und Basel. Die Klausen oder Bergpässe von Italien waren von den kaiserlichen Truppen beim Nahen des Papstes und Lothars ausgeliefert worden. Gregor IV. verlangte die einfache Ausführung des Vertrages von 817, welcher das Erbrecht der drei Söhne Ludwigs des Frommen geregelt, und damals dem ältesten Bruder,

dem Lothar, die kaiserliche Würde, als Mitregenten des Vaters, zuerkannte.

In Gallien erregte die Ankunft des Papstes eine tiefgreifende Bewegung. Die Bischöfe zeigten sich zu allererst mißmuthig; sie billigten keineswegs die gegen den Kaiser und die kaiserlich gesinnte Klerisei ausgestoßenen Drohungen. Augenscheinlich wollten die gallischen Prälaten eine geistliche Aristokratie befürworten; sie waren keineswegs gesonnen, sich widerstandslos unter die Excommunication des römischen Pontifex zu beugen. Den letzteren beklagten sie des Eidbruches an dem Kaiser; der Papst warf den Bischöfen dieselbe Anklage des Meineids entgegen. Im ersten Augenblick zeigt sich Gregor IV. unentschlossen, doch schnell faßt er Muth; er ist unwillig, weil die Prälaten schriftlich ihn als Bruder, nicht als heiligen Vater begrüßten; er besteht aber darauf, bei Ludwig dem Frommen als Vermittler aufzutreten.

Der unglückliche Fürst war bis südlich von Straßburg gezogen; am 24. Juni 833 standen sich beide Heere in der Nähe von Kolmar gegenüber. In den ersten Tagen war der Papst vom alten Kaiser mit kaum verhehltem Argwohn empfangen worden; er begab sich zu wiederholten Malen mit Vermittelungsvorschlägen aus einem Lager in das andere; während all der Zeit hatten geheime Intriguen den Boden in der Nähe des Kaisers unterwühlt. Augenscheinlich hatte man den Mittler hintergangen; Gregor IV. war nicht ehrgeizig, nicht hinterlistig; die offenkundige Besprechung und Verhandlung diente zum Deckmantel der Einschüchterung und der Lockspeisen, die den fränkischen

Großvasallen und den Prälaten vorgehalten wurden. „Beinahe das ganze Volk," so heißt es in den karolingischen Chroniken, „verlief sich wie ein Strom auf die Seite der Söhne des Kaisers", Ludwig der Fromme fand sich nach drei Tagen ganz verlassen, und zu seiner Seite nur seine Gemahlin mit dem kleinen Karl, der Erzbischof Drogo, einige Grafen und Aebte und eine kleine Schaar von treuen Vasallen.

Am 30. Juni bedrohten die Rebellen das kaiserliche Gezelt. Die treugebliebenen Krieger machten Anstalt zur Vertheidigung. Um jeden Preis wollte Ludwig einen blutigen Conflict vermeiden; er sagte ihnen die schmerzlichen Worte: „Geht hinüber zu meinen Söhnen!" —

So stand nun Lothar als Sieger da. In seinem Rath war die Entthronung des Kaisers zum Voraus beschlossen. Das ganze Reich, in seinen innersten Bestandtheilen, war der Auflösung verfallen. An die Stelle der von Karl dem Großen zusammengefügten Elemente trat das Chaos. Der enttäuschte Papst schlug den Rückweg ein, „später als er gewollt" *). Er hatte eine undankbare Rolle gespielt; das Ansehen Roms war um vieles vermindert; hätte Gregor IV. in diesem kritischen Augenblick die Thatkraft eines seiner Nachfolger besessen — ich meine die Energie Gregors VII., — er hätte schon damals die päpstliche Autorität über alle andern Staaten erhoben. Lothar zeigte sich dem Papste ebenso undankbar wie dem leiblichen Vater;

*) Tardius quam vellet.

eine kurze Zeit nach der tragischen Scene des Rothfeldes bemächtigte er sich der Kirchengüter, wahrscheinlich aus dem Grunde allein, weil Gregor IV. das empörende Verfahren des Sohnes gegen den geängsteten Vater getadelt.

Die Demüthigung des entthronten Kaisers wurde in der That rücksichtslos vollzogen. Sich selbst mußte der Arme des Mordes, der Treulosigkeit, der Raubsucht, seine Gemahlin Judith der Zauberkünste beschuldigen. Zuerst wurde Ludwig in die merovingische Villa nach Marlenheim abgeführt, von dort in das Medarduskloster von Soissons versetzt; dort blieb er in Verwahrsam und trank so den bittern Kelch bis auf die Hefe. Die empörenden Ceremonien der öffentlichen Buße in der Sanct Medarduskirche erweckten indessen in jedem redlichen Gemüthe das schlummernde Mitleid; man hörte nicht auf die freche Apologie des Lyoner Erzbischofs Agobard über die Entthronung des Kaisers. Wie früher schon mehrere Mal, entzweiten sich die verbündeten, aber mißgünstigen Brüder; Ludwig der Deutsche und Pipin standen zusammen gegen Lothar, und setzten ihren Vater in die alten Rechte ein; Lothar beugte sich, wie vordem, unter dem Rechte der Stärkern, aber, ein wahrer Feigling, übergab er noch zuvor die Stadt Chalons-sur-Saone der Plünderung und dem Brande. Die unglückliche Schwester Bernhards von Aquitanien ward noch vor dieser Schreckensscene in die Saone geworfen; doch der einzelne Unglücksfall verschwindet im Gedränge so unerhörter Katastrophen.

Die Schicksalsstunde hat für ihn geschlagen; das

Unglücksjahr 833 findet die drei Brüder in verjüngtem Bunde; dem ältesten, dem Lothar, steht überdies ein mächtiger Bundesgenosse zur Seite, der Papst Gregor IV. Es ist nun an der Zeit, diesen Pontifex genauer zu betrachten, denn er spielt eine Hauptrolle, die Rolle eines Vermittlers im Lügenfeld.

Gregor IV. zählt nicht in die Reihe der großen Päpste. Die päpstliche Würde hatte er mit Widerstreben angenommen; das Volk hatte ihm beinahe Gewalt angethan, und Gregor — Sohn des römischen Patriziers Johannes — seine Einwilligung nur mit Vorbehalt der kaiserlichen Bestätigung gegeben. Als er den päpstlichen Stuhl bestieg, sammelten sich schwere Gewitterwolken über Italien und Europa. Die Sarazenen und die Mauren bedrohten Sicilien und das südliche Italien; Palermo fiel 831 in ihre Hände. Der Papst war vor Schrecken wie vom Blitze gerührt. Von einem Augenblicke zum andern konnten die Ungläubigen die Tiber aufwärtssegeln und, wie mehrere Male seit dem Sturze des abendländischen Kaiserthums geschehen, die Stadt Rom plündern und verheeren. Gregor IV. beschloß die Befestigung von Ostia, oder vielmehr die Gründung einer neuen Stadt, neben dem antiken Ostia, und zwar mit den Bausteinen dieses römischen Hafenplatzes. Seinen Plan führte er aus; zinnengekrönte Mauern und Festungsgräben umgaben bald die kleine bischöfliche Stadt, die in neuerer Zeit einer gänzlichen Verödung anheimfiel.

Zu diesen von Süden her drohenden Gefahren gesellten sich, bei dem besorgten Gemüthe des Pontifex, die wüsten Familienscenen in dem karolingischen Hof-

lager. Tief gesunken, fast wie die letzten Merovinger, war Karls des Großen Geschlecht; Habsucht, Wollust, ungebändigte Machtansprüche kennzeichneten die Umgebung des Kaisers zu Aachen, oder in den fürstlichen Villen. In der chronischen Empörungssucht, in dem Ränkeschmieden der entarteten Söhne Ludwigs des Frommen tritt der Charakter dieses barbarischen Jahrhunderts klar zu Tage. Während einigen Decennien war die große Gestalt des Ersten Karls nur wie ein Meteor in finstrer Nacht erschienen!

Es war nicht in meiner Vorlage, den Knäuel der fortlaufenden Intriguen der verbrecherischen Söhne bis zum Tode ihres Vaters (840) zu verfolgen und zu entwirren; die Erzählung der blutigen Schlacht von Fontenay (25. Juni 841), der Flucht von Lothar nach Aachen, der Zertrümmerung des silbernen Tisches Karls des Großen, des Eides zu Straßburg (14. Februar 842), und des Tractats von Verdun (843) lag ebenfalls jenseits meines ursprünglichen Planes. Ich wollte mich einerseits auf die Behauptung beschränken: es sei unmöglich, die Lage des eigentlichen Lügenfeldes durch die Etymologie oder die unvollständigen gleichzeitigen Chronisten zu bestimmen, nachdem Schöpflin und Grandidier sich vergebens darüber abgemüht. Beiläufig suchte ich die erwiesenen Facten, welche dem Verrath auf dem Rothfeld vorangegangen oder nachfolgten, in gehörige Beleuchtung zu setzen. Die einfache historische Tragödie ist erschütternd, ohne jede Beigabe. Sie sei nun aufgeführt worden in der Umgebung von Kolmar, mit den Gebirgen des Münster- und Urbeisthales im Hintergrunde — und diese Ver-

muthung ist wohl die richtige, — oder auf der Ebene von Cernay, fast am Fuße des Elsässer Bölchen, — eines steht fest, noch jetzt, nach einem mehr als tausendjährigen Zeitraume: das Erbe eines heldenhaften, großen Mannes zerbröckelte in schwachen oder verbrecherischen Händen. Auch die Schlußscene steht klar vor unsern Augen: in weniger als drei Tagen zerstäubt, zerrinnt wie ein abgeleiteter Strom ein ganzes Heer, eine byzantinische Hofhaltung; und ein Papst, der eine erdrückende Last auf seine Schultern geladen, entfernt sich, verschwindet „später, als er wollte."

Nunc erudimini. *)

*) S. Louis Spach, Oeuvres choisies. Tome V, pag. 244 u. ff., für den geschichtlichen Theil: Henri Martin, histoire de France. Tome II. Livre XV.

Deutſche Sagen im Elſaß.

Von

Wilhelm Hertz.

Stuttgart 1872. Ein Band Octav.

Im erſten Augenblicke, bei flüchtiger Durchſicht des ſchönen Bandes, wirkt es faſt betäubend, ſo viele mythiſche, heroiſche und geſchichtliche Sagen über eine einzelne Provinz des Deutſchen Reichs zuſammengedrängt zu finden; denn was in den reichhaltigen Vorrathskammern der elſäſſiſchen Volkslegenden aufgeſpeichert, aber in zahlreichen Zeitſchriften und Monographien zerſtreut lag, das hat der Verfaſſer des oben angeführten Werkes geordnet und zu einem größeren Geſammtbilde vereinigt. Es wird dem Leſer zu Muthe, als ob viele Wald-, Wieſen- und Feldblumen zu einem unmäßigen Blüthenſtrauße gebunden vor ſeinen Augen lägen, und ihm die Auswahl gerade durch die Reichhaltigkeit des Vorgelegten erſchwert würde. Der Verfaſſer hoffte zweifelsohne dem Eindruck vorzubeugen, indem er von dem überſichtlichen Texte die unzähligen Noten und Belege ſchied, und dieſe letzteren in einer zweiten Abtheilung anbrachte. Unſtreitig iſt dieſe Methode empfehlenswerth; aber die Maſſe des zu bewältigenden

Stoffes wird dadurch nicht verringert, und dem gewissenhaften Leser nur theilweise die wiederholte Mühe des Nachsehens erspart. Hr. Wilhelm Hertz hat wohl das meiste, so in alter und neuer Zeit über den angedeuteten Gegenstand gedruckt worden, durchstöbert; nur einige ganz neuere Schriften waren noch nicht in seine Hände gelangt; so z. B. die Monographie von Rudolph Reuß über „die Hexenprocesse im Elsaß". Den Vater dieses noch jugendlichen Schriftstellers, Hrn. Professor Eduard Reuß, rechnet der Verfasser zu den Todten, was wir glücklicherweise berichtigen können.

Auf die Zugehörigkeit des Elsasses zu dem deutschen Nationalstamme wird in gegenwärtigem Werke ein ganz besonderer Werth gelegt. Herr Wilhelm Hertz ist durch und durch ein patriotischer Deutscher, und die zeitweilige Lostrennung der alsatischen Rheinebene und der Vogesen von dem „Reiche" ist für ihn eine fast unbedeutende Episode in der Localgeschichte und in dem Leben der Provinz. In der That ließ die Sagenpoesie sich nur sehr wenig durch die temporäre Scheidung beeinflussen. Einzelne Anklänge an gallisches Wesen verhallen ungehört in dem großen Volksconcerte, welches hier zu unserer Belehrung und Ergötzung aufgespielt wird.

Schon die alten Kelten behandelt Hr. W. Hertz mit kaum verhehlter Geringschätzung. Er hebt mit Vorliebe die Charakterzüge hervor, welche noch dem modernen Gallier eigen sind. Darüber läßt sich nicht streiten. Wie Franz von Löher spricht Hertz von einer Abrechnung mit Frankreich; lassen wir diese Redensart auf sich beruhen und begnügen wir uns mit der Er-

rungenschaft, die uns auf jeder Seite gegenwärtigen Bandes vorliegt.

Einen großen Theil der neueren Beiträge zu dem weitschichtigen Aufsatze haben die Alsatia, die Sagen des Elsasses von August Stöber und das Bulletin der archäologischen Gesellschaft geliefert. Vergessen wir nicht, daß der Verfasser nicht erfinden, sondern finden wollte. Auch den traditionellen, in den alten Volksglauben übergegangenen Legenden konnte er nicht ausweichen. So begegnen wir einer ausführlichen Erzählung der wundersam gerechtfertigten Kaiserin Richardis; — des Einzuges und Aufenthalts Kaiser Sigismund's in Straßburg, — des Bruderzwistes der Herren Ludwig und Jacob von Lichtenberg. . . . Dies sind aber augenscheinlich nur Zugeständnisse des Verfassers an das größere Lesepublikum; seine Hauptabsicht war jedenfalls, die vielfachen Quellen anzudeuten, welche aus der Zauberhöhle der localen Tradition hervorsprudeln und den Leser zu weiterer Benützung anregen. Zu seinem Vorhaben bringt er eine Belesenheit mit, die wir einer Wünschelruthe vergleichen möchten. Die mannichfachen geographischen Excurse dürften ebenfalls unter die bedeutsamsten lehrreichen Seiten des Werkes zu rechnen sein. Wenn der Verfasser dabei den einheimischen elsässischen Gelehrten nichts Neues bietet, wird er dagegen seinen eigentlichen Stammgenossen erwünschte Gaben darbringen.

Eine der ergreifendsten Sagen — W. Hertz entlehnt sie einer Hauptmonographie Stöbers — ist wohl die Sage von dem Werkmeister des Frauenhauses, Hekler, und vom Inspector des astronomischen Uhr-

werks, Isaak Habrecht, „welche beide, wahrhaftige und glaubwürdige Herren, in einer Septembernacht des Jahres 1680 (also gerade ein Jahr vor der Uebergabe der Stadt), zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde die Glöcklein des Uhrwerks schlagen hören, hierauf mit Laternen zu der kleinen Thüre hineingewandert, und im Münster eine unsichtbare junge Knabenstimme vernommen, die folgendermaßen sang:

Nach Leib und Leben sie uns stahn,
Deß wird sich Gott erbarmen!

Da sie den Knaben, der so gesungen, nirgends entdecken konnten, wäre sie eine nicht geringe Furcht angekommen, und hätten ganz verstarrt und versteinert ihren Weg wieder zurückgekehrt, hinausgegangen und dies große Geheimniß Gott überlassen." —

An die längst vollzogene Umwälzung werden sich zweifelsohne mit der Zeit — und jetzt schon — der Sagen viele knüpfen. Der geschäftige Volksmund wird sie vergrößert, mit Varianten aller Art, weiter ausbreiten. Man hat sehr oft unsere Zeit als ganz unpoetisch, nur auf materielle Interessen gerichtet, verschrieen. Sie wird ihre Verläumder Lügen strafen. Fabriken und Eisenbahnen vertreiben keineswegs die Poesie; sie geben ihr nur eine andere Gestaltung, und in nicht gar ferner Zukunft wird irgend ein Sammler, wie Hr. W. Hertz, die neuentstandenen Legenden auflesen, verarbeiten und einem immerfort wunderstichtigen Publikum zu neuer Unterhaltung, zu neuem Ergötzen vorlegen.

Die deutsche Literatur im Elsaß.

Von **Heinrich Neubauer.**

Darmstadt und Leipzig. 1871. Ein Bändchen 8.

Die Juncker von Prag, Dombaumeister um 1400, und der Straßburger Münsterbau.

Kunsthistorische Darstellung

von **J. Seeberg.**

Die oben angezeigte Uebersicht der deutschen Literatur im Elsaß besteht eigentlich aus zwei Abschnitten. Im ersten werden die volksthümlichen Namen der älteren elsässischen Dichter und Schriftsteller vor dem Jahre 1681, d. h. vor der Uebergabe Straßburgs, flüchtig charakterisirt; hierauf die hundertjährige Uebergangsperiode 1681—1789 behandelt, und mit Darstellung der neueren poetischen Versuche von 1789 bis in die Jetztzeit geschlossen. Das Alles ist auf 37 Seiten enthalten. Im zweiten Abschnitte werden auf etwa 60 Seiten Proben aus modernen Dichtern angeführt; eine kleine, unvollständige, etwas capriciöse Blumenlese; wie denn auch der erste Theil durchaus nicht als ausreichend gelten darf. Uns will scheinen, es mache der Verfasser durchaus auf keine erschöpfende Darstellung Anspruch; er wollte nur in leichten Umrissen die Gestalten der jüngeren elsässischen Dichter zeichnen, die sich für ihn auf dem Hintergrund der Vogesen profilartig abhoben. Nur ist, auch wenn wir

dem Improvisirenden seinen beschränkten Gesichtspunkt gelten lassen, selbst auf diesem abgezirkelten Felde kein richtiges Verhältniß eingehalten. Bei weitem überwiegend sind z. B. die aus Pfeffels Fabeln und Erzählungen angeführten Proben. Nun, da Pfeffel seit einem Dreiviertel-Jahrhundert sich in den Händen jedes deutschen Literaturfreundes befindet und theilweise durch eine elegante französische Uebersetzung von Paul Lehr in Frankreich eingebürgert ist, hätte sich leicht der angewiesene Raum mit anderen Leistungen ausfüllen lassen. Der anakreontische Pfarrer Goetz hätte gar keine Stelle verdient, und auch Hr. v. Nicolai, der russische Staatsrath, der Nachbeter und Nachtreter Arioſts und Wielands, wäre füglich seinem lethäischen Winterschlaf in Finnland zu überlassen gewesen. Unter den neueren Dichtern hätten wir ebenfalls andere Wahlen bevorzugt. Aber Nomina odiosa.

Zu loben ist am Verfasser, daß er auf die Zähigkeit des dichterischen und literarischen Strebens im Elsaß einen großen Werth legt. Die Angehörigkeit zu deutschem Wesen bethätigte sich jedenfalls auf diesem Boden. Die französische Regierung ahnte dies instinctiv. Sie bevorzugte und belohnte keineswegs jüngere und ältere elsässische Sänger; über die Schultern sah sie dieselben an oder ignorirte sie gänzlich. Nur dem Pfingstmontag konnte sie nicht ganz Thür und Thor verschließen. Die Berücksichtigung, welche Arnold's populärem Straßburger Lustspiel nicht nur im stammverwandten Elsaß und der Schweiz, sondern in ganz Deutschland zu Theil wurde, übte sogar auf die localen Repräsentanten der Pariser Centralregierung einen

gewissen Eindruck. Der Pfingstmontag wurde unter dem letzten kaiserlichen Regime in einem Saale der Präfectur von einheimischen Bürgerssöhnen und Töchtern aufgeführt, somit dem Idole des Localpatriotismus ein nicht ganz uneigennütziges Opfer gebracht. Man schmeichelte sich damit die Herzen und die Geister zu fesseln.

Hr. Neubauer weist mit Recht auf die archäologische Thätigkeit des verstorbenen Stadtarchivars Ludwig Schneegans hin. In Seebergs oben angezeigter Monographie über den Münsterbau wird seiner in Ehren gedacht, und die Verdienste, die er sich um die Feststellung der eigentlichen Mitglieder der Familie Erwins von Steinbach und der späteren Münsterarchitecten erworben, gebührend hervorgehoben. Das Werkchen von Seeberg ist mit eingehender Sachkenntniß geschrieben, und bestätigt die Gegenwart in Straßburg der beiden Brüder Junckher aus Arlers Schule von Prag (circa 1400) zu Entwerfung und Ausführung eines neuen Bauplans, d. h. des leichten, luftigen, hohlen Octogonsbau des Münsters über der Plattform, auf den von Erwin von Steinbach anno 1277 fundamentirten nördlichen Thurmrumpf gestellt. „Johann Hültz von Köln vollendete, wie bekannt, nach „Abtreten der Junckher den obersten Theil von dreien „der vier Junckher'schen Schneckenthürmchen, die noch „nicht ganz fertig geworden waren — er baute die „Thurmpyramide mit den acht kleinen schrägen Schneck„chen, und obenauf die letzten vier senkrecht aufsteigen„den Schnecken; endlich die Thurmspitze selbst, d. h. „den Helm mit Laterne, Krone und Knopf; er baute

„so nach einem wohl unzweifelhaft ihm selbst zuzu-
„schreibenden neuen Plane die ganze Spitze als eine
„eigenthümliche, in achtmaliger stufenförmiger Verjün-
„gung aufsteigende Pyramide fertig (am Tage Johannis
„des Täufers 1439)."

Wir können in gegenwärtiger kurzgefaßter Anzeige nicht auf die berührten Fragen eingehen, ob zu den beiden Baumeistern Johann und Wenzel Junckher nicht auch ein Bildhauer Michael Junckher beizufügen wäre. Schneegans und nach ihm Seeberg scheinen sich für die Persönlichkeit des dritten Künstlers zu entscheiden. Beide Archäologen erklären sich apodictisch gegen die Idee, einen zweiten Münsterthurm aufzuführen. „Der
„gegenwärtige Thurmbau selbst und die Disposition
„des Ganzen in seinen höhern Theilen läßt genügend
„erkennen; daß dieser Thurm, allein genommen, ein
„völlig abgeschlossenes Kunstwerk bildet, welches auf
„kein zweites daneben berechnet war, obschon dieser
„einzige Thurm nicht auf die Mitte des Frontbaues
„über die Fensterrose, sondern nur auf die eine Seite
„gesetzt werden konnte, und daß der Künstler, der ihn
„schuf, sich darauf beschränkte, ihn dem Unterbau, der
„Façade, anzupassen, und ihn bestmöglichst mit der
„Gesammtheit des Frontbaues zu harmonisiren. . . .
„Angekommen auf dem Punkte, auf dem wir das
„Bauwerk jetzt sehen, betrachtete man dieses nicht aus
„Unzulänglichkeit, sondern grundsätzlich und planmäßig
„als ganz vollständig zu Ende geführt." —

An diese Ausführung von Schneegans knüpft Hr. Seeberg an und behauptet, es würde in Wahrheit einen Verstoß gegen die Idee des Bauwerks selbst sein, noch

die Aufführung eines zweiten Thurmes auf der Plattform unternehmen zu wollen, wodurch überdies die seit 400 Jahren als ein historisches Wahrzeichen dienende Form verändert werden würde. Zu demselben Resultate gelangt Alfred Woltmann, welcher darauf hinweist, wie gerade für dieses Bauwerk ein besonderes Interesse darin liegt, daß hier die verschiedenen Epochen der mittelalterlichen Architectur thätig gewesen sind, jede auf ihre Weise, jede fast das Beste leistend, den oberen Theil des Nordthurmes ausgenommen, „dessen Formen „weiter hinauf unruhig spielend werden". — „Wie „sollte nun ein südlicher zweiter Thurm gehalten wer„den," fragt Woltmann, „zu den späteren Formen des „Nordthurms, der in eine architectonische Caprice aus„läuft? — Der architectonische Sinn der Gegenwart „würde sich gegen die Aufstellung eines Duplicats, „gegen die Wiederholung solcher grillenhaften, tändeln„den Form sträuben. In modificirter Weise neben „jener? In den Formen des Unterbaues? Das Bild „des Einen hohen Thurms ist unserer Phantasie ein„geprägt . . . so erblickte ihn der junge Goethe . . . „so stand er von jeher vor uns." — Der Verfasser hofft, daß der Straßburger Münsterbau in unveränderter Gestaltung unterhalten wird. Auch Schreiber dieser Zeilen stimmt damit überein, obgleich sehr competente Archäologen die eben ausgesprochene Ansicht bekämpfen.

Die Broschüre Seebergs giebt einen Abdruck der anno 1565 geprägten Münstermedaille, welche das Andenken der drei von Prag gekommenen Schöpfer des Münsterthurmes zu verewigen bestimmt war. Auch

über diese Denkmünze bringt der Verfasser interessante Notizen. Der Straßburger Münster hat, wie alle größeren Kunstwerke, eine eigene Literatur in's Leben gerufen; noch lange nicht wird das letzte Wort über den pyramidalen Bauplan ausgesprochen werden. Jedenfalls schließt sich gegenwärtige Monographie an die bedeutendsten früheren auf eine würdige Weise und erörtert mehrere streitige Punkte — siegreich, wie es dem unbefugten Laien scheinen mag; hypothetisch, wie vermuthlich befugtere Kenner sich darüber aussprechen dürften.

Die Belagerung von Straßburg während des Feldzugs von 1870

von Hrn. **v. Malartic,**
Präfect des Ober-Loire-Departements.

Paris 1872. In 12°.

Es ist dies ein in hohem Grade fesselndes Tagebuch der Belagerung und des Bombardements von Straßburg. Der Verfasser, während jener Schreckensperiode und schon einige Zeit zuvor Generalsecretair der Präfectur des Niederrheins, und gegen Ende der Krisis mit dem schwierigen Amte eines General-Schatzmeisters betraut, war in der besten Lage, die täglichen Vorfälle genau zu erfahren, und einen Blick in das Innere der Verwaltungsmaßregeln, beiläufig auch der militärischen Vorkehrungen, zu werfen. Einzelne Unrichtigkeiten und Namensverdrehungen abgerechnet, sind jene Aufzeichnungen im Ganzen dem historischen Verlauf treu geblieben. Dennoch ist es unmöglich, überall den kundgegebenen Ansichten des Verfassers beizustimmen. Er ist leidenschaftlich, und die Leidenschaft trübt sein Urtheil. Sein Büchlein ist alles in allem ein Factum

1) gegen den protestantischen Theil der Bevölkerung,
2) gegen den Municipalrath,
3) gegen einzelne, ihm antipathische politische Persönlichkeiten,
4) theilweise gegen den General Uhrich,
5) gegen die Sieger.

Andererseits, und von demselben leidenschaftlichen Gesichtspunkte ausgehend, verherrlicht er einige ihm befreundete Beamte und Damen. Die Belege zu unserer Behauptung werden wir gleich beibringen; was uns übrigens nicht verhindern soll, der Flugschrift — denn ein Geschichtswerk ist es nicht — ein bestimmtes Interesse zuzuschreiben. Sie reiht sich an die früher erschienenen Berichte von Fischbach und Schneegans, und wird, besonders jenseits der Vogesen, der Leser viele finden. Was einem elsässischen oder gar einem deutschen Publikum allzu exclusiv scheinen dürfte, hat gerade in Frankreich den meisten Anklang zu hoffen.

Eine der bedeutsamsten Stellen ist wohl folgende:

„Ich habe schon von dem Einverständniß gesprochen, welches der Feind in dem Innern der Festung hatte. Ich möchte indessen nicht, daß meine Aeußerung zu einem Mißverständniß Anlaß gebe. Der größte Theil der Straßburger Bevölkerung ist dem patriotischen Sinne treu geblieben. Aber in allen Grenzländern bildet sich, durch Familienverbindung und complicirte Interessen, eine Mischlingsrace, ohne Nationalgeist. In der Bürgerschaft setzten einige Hauseigenthümer die Sicherheit ihrer Immobilien über die Landesinteressen! (den Beweis bleibt uns der Verfasser schuldig).

Die Opposition sogar blieb den patriotischen und nationalen Sympathien nicht ganz treu. Für mich, und nicht für mich allein, ist es unzweifelhaft, daß die radicale Partei (le parti avancé) die Idee einer Lostrennung des Elsasses von Frankreich gehätschelt, nicht um die Provinz mit Deutschland zu verschmelzen, aber mit einem Rückblick auf die Erinnerungen der alten republikanischen Verfassung von Straßburg, und in der Absicht, einen selbstständigen, oder an Preußen annectirten Staat zu gründen.

„Eben so wenig dürfen wir vergessen, daß die naturalisirten Deutschen, oder solche Deutsche, die nicht ausgewiesen worden, sich gegen Frankreich undankbar bezeigten. Wir sind mit dem Zugeständniß der Naturalisation gegen Fremde allzu bereitwillig. Jetzt weiß man, daß seit langem Preußen gewisse Auswanderungen begünstigte, einzig und allein, um uns auszukundschaften. Unbestreitbar ist, daß der Feind immer zum Voraus genaue Kenntniß von den Maßregeln und dem Vorhaben der Vertheidiger hatte; deshalb mißglückten unsere Ausfälle. Man gab dem Feinde Signale zur Berichtigung der Schußweite. Ein ganzes Quartier, das Quartier von St. Thomä, blieb vom Bombardement verschont; dieser Umstand wurde bemerkt und commentirt." —

Es ist schmerzlich, einem höchst gebildeten Manne gegenüber, die Unrichtigkeit obiger Angaben, und den Mangel an Aufrichtigkeit betonen zu müssen. Rein aus der Luft gegriffen ist die Behauptung, der Feind habe im Innern der Stadt mehrfache Kundschafter gehabt, die ihm durch Signale die Oertlichkeiten be-

zeichneten, wohin er seine Schüsse zu richten oder nicht zu richten hätte. Der Thomasstaden wurde auch von Bomben und Granaten heimgesucht, und verdankte die geringere Verwüstung blos dem Umstande, daß die südlich der Stadt spielenden feindlichen Geschütze durch die Ueberschwemmung verhindert waren, in die nächste Nähe der Stadt vorzurücken, und die Geschosse mit derselben Präcision zu schleudern, wie die Batterien zu Schiltigheim, St. Gallen und Kehl. Noch einige Tage längerer Belagerung, und die Südseite der Stadt wäre derselben Zerstörung unterlegen, welche die Nord-, Ost- und Westseite traf. Die Andeutungen und Anspielungen des Verfassers sind perfid. Die gänzliche Zerstörung der protestantischen Neuenkirche, der protestantischen Seminarbibliothek und eines Theils des Gymnasiums muß er wohl gelten lassen; wie er sie mit seinen übrigen confessionellen Vorurtheilen zusammenreimt, wird uns nicht klar.

Auch der Bestand und der Wirkungskreis der Lazarethe ist nicht unparteiisch angegeben. Das „Journal de Lyon" hatte schon auf diesen Theil der unrichtigen Behauptungen des Verfassers aufmerksam gemacht. Edelmüthiger wäre es gewesen, hätte Hr. v. Malartic die gleichmäßige, opferwillige Thätigkeit der mit der Pflege der verwundeten Krieger sich befassenden Personen gerühmt, und sich nicht auf einseitiges Lob beschränkt. Auf dem Felde der christlichen Barmherzigkeit sollten die kirchlichen Antipathien in den Hintergrund treten. Ein mit dem klassisch-hellenischen Alterthum vertrauter Geist — und das ist Hr. v. Malartic — sollte bei seinem Verkehr mit den großen Schriftstellern

der Vorzeit sich zur allgemeinen Idee der Humanität erheben, und in keiner Lage diesem Ideal untreu werden. — Der protestantische Theil der Bevölkerung Straßburgs hat in jenen Tagen der Noth und der Prüfung seine Sympathien für das niedergeworfene Frankreich auf eine Art an den Tag gelegt, die ihm wohl die Vorwürfe des Verrathes an der „nationalen" Sache ersparen sollten. Aber der Chauvinismus ist ein ausschließliches Glaubensprincip; er sagt nicht nur: „Wer nicht ist für mich, der ist wider mich"; er nimmt seine entschiedensten Anhänger selbst auf's Korn, wenn sie sich nicht auf eine läppische, kindische Weise mit seinen Farben schmücken, und als willenlose Seiden auch seine Wischer geduldig hinnehmen.

Der Municipalrath kommt bei Hrn. v. Malartic nicht besser weg, als das verrufene Quartier von St. Thomä. Ueberall hebt der Verfasser die Widerspänstigkeit dieses Stadtrathes hervor, betont die geringe Hülfe, welche die Departementalverwaltung bei dessen Mitgliedern fand, und läßt sogar auf eine höchst beleidigende Weise die Andeutung durchscheinen, als hätten die städtischen Rathsherren sich, den Bomben und Haubitzen gegenüber, durchaus nicht als römische Helden gezeigt. Nun ist allmänniglich in Straßburg bekannt, daß das Gemeindehaus einer der ausgesetztesten, gefährlichsten Punkte der ganzen Stadt war, daß nur durch immerwährende Wachsamkeit, durch ein Wunder, die Gebäulichkeit vor dem Aufgehen in Rauch und Brand verwahrt blieb; es ist bekannt, daß der Sitzungssaal am Broglie während den Verhandlungen von Granaten heimgesucht wurde, und der Maire einer

augenscheinlichen Nothwendigkeit wich, indem er die Sitzungen in das etwas abgelegene untere Geschoß des Archivs verlegte. Mehrere der Mitglieder des Rathes begaben sich aus den Vorstädten, aus ihren abgebrannten Wohnungen oder ihren temporären Zufluchtsstätten täglich in die Versammlung; keine Klage über erlittene oder zu befürchtende Verluste kam über ihre Lippen. Sie setzten sich ebenso gut und so oft als Hr. v. Malartic den feindlichen „confessionslosen" Geschossen aus. Als gegen Mitte Septembers die Verwaltung der Mairie in das Hotel de Commerce am Gutenbergsplatze übersiedelte, war die Gefahr etwas vermindert, aber durchaus nicht auf Null reducirt. Wir haben kein Recht, Hrn. v. Malartic's Geistesgegenwart und persönliche Tapferkeit zu bezweifeln; aber es bezeugt keine Generosität, wenn man einer ganzen Corporation, die ihre Pflicht erfüllt in Tagen der Verzweiflung, die Berechtigung auf ruhigen Muth und Hingabe an die öffentliche Sache abspricht. Die persönlichen Ausfälle gegen Schneegans, den damaligen Redacteur des Niederrheinischen Kuriers, sind geradezu hämisch und gemein. Wir sind durchaus nicht berufen zum Anwalt des jugendlichen Publicisten, der auch im Municipalrath Sitz und Einfluß hatte. Die Geschichte der Belagerung, die Hr. Schneegans schon im Monat October 1870 in Zürich herausgab, ist dramatisch, aber nicht ganz ruhig gehalten; er schreibt unter dem Eindrucke der erlittenen „Schmach"; was uns aber nicht verhindern darf, ihm mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als sein einseitiger Gegner.

Am Eingang dieſer Beſprechung behaupteten wir ebenfalls, daß Herr von Malartic eine deutſchfeindliche Haltung zur Schau trage. Nun, dazu iſt er als Franzoſe, als imperialiſtiſcher und dann als republikaniſcher Generalſecretair vollauf berechtigt. Er wurde gemaßregelt, d. h. in Folge der Uebergabe der Stadt und Feſtung mußte der Verwalter, der während ſechs Wochen ſich mit ausgedehnten complicirten Rechnungsangelegenheiten befaßt hatte, er mußte dem einrückenden „Feinde", er mußte der deutſchen Verwaltung Rede ſtehen, und wurde deshalb einige Wochen lang in Arreſt gehalten. Ueber grauſame Behandlung kann er ſich nicht beklagen; daß er keine angenehmen Stunden zubrachte im Saale, der ihm und einem Leidensgefährten angewieſen wurde, iſt ſelbſtverſtändlich. Die Freiheit iſt ein ſo köſtliches, unentbehrliches Gut, daß auch nur eine temporäre Unterbrechung in dieſer „freundlichen Gewohnheit des Daſeins und Wirkens" im höchſten Grade beſchwerlich fällt, und auf weniger ſtark angelegte Naturen eine traurige, zernichtende Wirkung hervorbringen muß. Daß Herr von Malartic dieſe Prüfung glücklich überſtanden, beweiſt ſeine jetzige Lage. Er iſt zum Präfecten eines anſehnlichen Departements (der Haute-Loire) befördert, und wird dort, zweifelsohne, neue Beweiſe ſeiner Fähigkeit und Charakterſtärke ablegen. Wir ſcheiden nicht von ſeiner Flugſchrift, ohne ihm Dank zu wiſſen für die Ueberſicht, die er uns in den Mauern der belagerten Feſtung über Zuſtände und Perſonen gewährt. Das Gefühl, welches den betheiligten Leſer dabei ergreift, iſt nicht gerade wohlthätig. Die Begebenheiten ſind noch nicht

in gehörige Ferne gerückt, um den Anſichten einen ächt poetiſchen Zauber zu verleihen. Aber auch ſo, nach zweijährigem Zwiſchenraume, können wir ſchon mit dem lateiniſchen Dichter ausrufen:

Et hæc meminisse juvabit,

was bei dem bekannten Verfaſſer der Dya-Na-Sore alſo lautet:

Erinnerung iſt's, was ich gewann.

General Uhrich.

General Uhrich ist ein merkwürdiges Beispiel der wandelbaren Volksgunst; einen Augenblick, nach der Belagerung Straßburgs, auf den Schild erhoben, wie ein heldenmüthiger, glorreicher Kämpe, bald darauf in den Staub herabgezogen, fast wie ein Verräther des ihm anvertrauten Pfandes, hat er im Laufe von wenig Monden die ganze Skala der extremsten Gefühle und Erfahrungen durchmessen. Er hätte seinen enthusiastischen Bewunderern und gehässigen Verläumdern mit einem Spruche Corneille's entgegnen dürfen:

Je n'ai mérité
Ni cet excès d'honneur, ni cette indignité.

Der ausdauernde Vertheidiger, der Oberkommandant von Straßburg, hat seine militärische Pflicht bis zuletzt ultra posse erfüllt; vielleicht nicht ganz dem wörtlichen Texte veralteter, auf die jetzige Angriffskunst nicht mehr anwendbarer Vorschriften gemäß, aber doch so weit es die Mittel in seinen Händen erlaubten, so weit es die Menschlichkeit, die Berücksichtigung der ins Unheil und Leiden gestürzten Einwohnerschaft und der gesunde Menschenverstand gestatteten. Gewiß darf

er in der Kriegsgeschichte zutrauensvoll vor die Mitwelt und die Nachwelt treten und das Urtheil ruhiger, unparteiischer Richter abwarten.

Uns ist selten, vielleicht nie ein officielles Dokument zugekommen, welches der Wahrheit so derb ins Gesicht schlägt, als der Bericht der Untersuchungskommission über das Verhalten General Uhrichs während und nach der Belagerung Straßburgs. Und doch trägt dieses Aktenstück die Signatur des Marschalls Baraguay d'Hilliers und von vier Generälen! woher nun diese Strenge in der Beurtheilung, dieser Widerspruch mit dem ersten Ausdruck der Volksstimme? Wir können uns diese Auffassung der Sachlage nur durch die Reaktion gegen zuvor maßlos gespendetes Lob und durch die Qualität der abgehörten Zeugen erklären. Es trat zum Beispiel, wenig Monate nach der Einnahme Straßburgs, eine Flugschrift ans Licht, worin ein ehemaliger, ausgezeichneter Professor der hiesigen Akademie über seinen Besuch bei Uhrich, der in Montreux residirte, berichtet. Die Unterredung des Gelehrten mit dem sich ausruhenden Krieger scheint nicht ganz genau wiedergegeben zu sein; sie ist auf den dramatischen Effekt berechnet, und damit hat der wohlgesinnte Berichterstatter seinem Helden nicht den besten Dienst geleistet. Bevor die Flugschrift im Druck erschien, hatte sie einem Vortrag in Lausanne gedient. Die Farben sind etwas stark aufgetragen; der General hat sich vermuthlich einfacher ausgedrückt. — Und was nun die abgehörten Zeugen betrifft, sind wir zum Voraus berechtigt, die Aussage des einen, hochgestellten, den wir nicht näher bezeichnen, zu verdächtigen. Wir

sprechen ihm die Befugniß ab, sich ein Wort vor den Richtern der Untersuchungskommission zu erlauben. Mit dem General Uhrich während der ersten Jammerwochen nur Eine Seele, wendete er sich später gegen ihn, wohl aus geheimer Mißgunst. Er war ergrimmt über die Lorbeern, welche der General eingeheimst, und über den Tadel, die Zurücksetzung, welche ihm — dem Zeugen — zu Theil geworden. — Aus dem Municipalrath von Straßburg wurde nur ein Mitglied vorgeladen, und dieser Zeuge konnte sich ebenfalls nur einseitig aussprechen; er gehörte der ultramontanen Partei an. Die Billigkeit verlangte das Verhör noch anderer Augenzeugen der verhängnißvollen Monate.

Uhrich übernahm den Oberbefehl in der vorletzten Juliwoche 1870; keine Vorkehrung war bis dorthin getroffen zur Abwehr eines feindlichen Angriffs, einer Blokade, oder gar einer Belagerung. Man zählte ja zuversichtlich auf ein baldiges Einrücken der französischen Truppen in Baden und der Pfalz. Wer es damals gewagt hätte, an dem mathematisch gewissen Siege zu zweifeln, auf die Gefahr einer mit äußeren Forts nicht versehenen Umwallung, und unzureichender, veralteter Artillerie aufmerksam zu machen, wäre zum Vaterlandsfeinde, zum Verräther gestempelt worden. Von dem Kriegsministerium wurde dem Oberkommandanten sogar untersagt, in der Nähe der Stadt die Gebäulichkeiten abzubrechen, die Bäume zu fällen; die in Friedenszeiten bestehende Garnison wurde nicht nur nicht vermehrt, als der Krieg schon ausgebrochen; sie wurde gegen die nördliche Gränze des Niederrheins zu

der Armee Mac Mahons geboten; die kaum unter die Waffen gerufene Mobilgarde sollte die künftige Besatzung bilden; und als die verlornen Schlachten bei Weißenburg und Wörth der ganzen Lage eine unerwartete, ominöse Wendung gaben, blieb dem General Uhrich zur Abwehr des heranrückenden deutschen Heeres nur die zum Voraus entmuthigte Flüchtlingsschaar, die vom Heere Mac-Mahon abgeschnitten, sich vom östlichen Theile des Schlachtfeldes über Hagenau in die Mauern der Hauptstadt des Elsasses warf, und ein zufällig von Süden her eintreffendes, verspätetes Regiment Linientruppen. Mit diesem Kerne, mit der ungeschulten Mobilgarde, einem Häuflein Marinesoldaten, Douaniers, und an den Fingern abzuzählender Artilleristen, mit der improvisirten Nationalgarde, sollte der weite Umkreis der Wälle vertheidigt, sollte das sechs- bis siebenfach stärkere Belagerungsheer abgehalten werden.

Die älteren Bewohner der Stadt, die sich aus ihrer Kindheit und Jugend der näheren Umstände der Blokaden von 1814 und 1815 erinnerten, konnten sich der Sorge nicht entreißen, daß Straßburg sich jetzt in einer viel schlimmeren Lage befinde, und, sollte es zu einem wirklichen Bombardement mit den jetzigen weitreichenden Geschützen kommen, die Uebergabe unvermeidlich bevorstände. Wer sich solchermaßen, auch im intimsten Zirkel ausließ, wurde verhöhnt.

General Uhrich sah bestimmt, vom ersten Tage an, mit ruhigem, offenem Auge die ungeheure Verantwortlichkeit, die auf seinen fast siebzigjährigen Schultern lag. Allein er hatte sich freiwillig die Last aufgebürdet,

und mußte deßhalb aushalten bis zu Ende. Er organisirte, was zu organisiren war: ihm standen treu zur Seite: Viceadmiral Excelmanns, der hierher gekommen mit dem Auftrag, eine Kriegsflotille den Rhein hinunter zu führen, und am rechten Ufer eine Landung zu bewerben;

General Barral, von der Artillerie, der sich, als schon die Stadt umzingelt, hereinschlich und auf den Wällen mit schnell gebildeten Artilleristen die plumpen unzureichenden Geschütze so gut als möglich verwerthete; Obrist Belu, Obrist Blot, der Platzkommandant Ducasse u. a. m. — Es war ein Verzweiflungskampf, welchem später der Sieger volle Anerkennung zollte.

Einen höchst anziehenden Theil von Uhrichs Bericht bilden die Depeschen, die er mit dem Oberbefehlshaber der Belagerungsarmee, mit General Werther austauschte. Wer hätte nicht gedacht, daß solche in lakonischem, soldatischem Style gehalten, einer gegenseitigen Erbitterung den Ausdruck geliehen? Dem ist aber nicht so. Nicht nur sind die gewöhnlichen Höflichkeitsformen strenge beobachtet; es weht im Ganzen ein ritterlicher Geist; beide hochstehenden Männer werden sich gegenseitig gerecht; über den Kanonendonner und den Pulverdampf und das Feuermeer, das einen Theil der Stadt und ihrer schönen Gebäude verzehrt, erhebt sich der Blick dieser chevalereskeu Gegner; seine Pflicht erfüllet jeder; ihrer Stellung getreu bleiben beide; selbst in den berechtigten Erörterungen, Anfragen und Anklagen verläugnet sich nie die gegenseitige Achtung. — Sie vergegenwärtigen in mancher Hinsicht einige homerische

Helden, die sich, während der Streit entbrennt, tapfer auf Kopf, Schild und Rüstung schlagen, aber nach dem Kampfe, versöhnlichen Gefühlen zugänglich, bisweilen Gastgeschenke mit einander austauschen. — Dieses Verhältniß gipfelt in der Scene des 28. Septembers. Die Kapitulation ist abgeschlossen; der General mit seinem Stabe zieht zum Weißthurmthor hinaus; er ist der Offiziersgruppe des deutschen Feldherrn nahe; da steigt General v. Werder vom Pferde, geht dem Besiegten entgegen und schließt ihn in seine Arme. Ich wiederhole es: das ist eine antike, herrliche Scene; ein Lichtblick nach den grausamen Tagen und Nächten der Belagerung. Leider nur ein Lichtblick! Der Auszug eines Theils der Garnison war keineswegs geeignet, die Vertheidiger in günstigem Lichte zu zeigen. Nach leider nicht zu verwerfenden Zeugnissen, kleidete sich die berechtigte Trauer über den unseligen Ausgang nicht in die würdevolle Haltung besiegter Tapferkeit; es war auch keine Verzweiflung, die sich kundgab. Wir ziehen es vor, den Schleier über diese Verwirrung aller Begriffe des Anstands zu werfen. Zur Entschuldigung diene die fast zweimonatliche Aufregung, das zu Schanden gewordene Hoffen auf Rettung und Ersatz von jenseits der Vogesen.

Bei dieser dringend gebotenen Uebergabe, was bleibt dem General Uhrich vorzuwerfen? — Er ist nur Eines Fehls geständig; — und dies Geständniß ruft in der That nur ein Lächeln auf unsere Lippen. „Er hat das Belagerungsregister nicht regelmäßig gehalten; er hat nur auf fliegende Blätter die Tagesereignisse verzeichnet, und sich vorgenommen, diese Blätter bei mehr

Ruhe und Muße in einen zusammenhängenden Band einzutragen." Den Richtern und den Krittlern, soldatischen und bürgerlichen, möchte ich nur Eines zurufen: Wer sich selber frei fühlt von aller Schuld und jeder Unterlassungssünde in jenen furchtbaren Leidenswochen, der hebe den ersten Stein auf! — Die sonstigen Anklagepunkte widerlegt Uhrich mit gelassener Würde. — Wir legen sein gehaltreiches Memoire aus der Hand, mit der Ueberzeugung, daß er seine Pflicht bis zur letzten Stunde erfüllt, und die Thore nur im allerletzten, schon gefahrdrohenden Augenblick geöffnet, als der Sturm mit all seinen Schrecken zu erwarten war.

Nichts in der ganzen Leidensgeschichte Straßburgs kömmt wohl seltsamer vor, als die Haltung mancher Damen — nach der Uebergabe. Es war eine naive Verzweiflung über diesen unglaublichen Schritt! über diese Schande! über diesen Verrath! Nur hatte man wohlweislich vergessen, wie man in der letzten Woche vor der eventuellen Erstürmung mit vollem Rechte gezittert! Entrüstung aber mußte den ruhigen Beobachter fassen, wenn solche Aeußerungen eines unsinnigen Patriotismus von Persönlichkeiten — weiblichen oder männlichen herrührten — die sich wohlweislich vor dem Beginn der Belagerung in sichere auswärtige Reviere zurückgezogen.

Bei solchen tragischen Ereignissen werden die absprechendsten, liebloseſten Urtheile meist von Fernestehenden gefällt, die, unbekannt mit der eigentlichen Lage und nicht in Mitleidenschaft gezogen, die Farben und die Charaktere nach ihrer Ansicht modeln. So kam

es, daß in der Untersuchungskommission die Richter, wovon einige an dem Kriege von 1870—1871 nicht einmal Theil genommen, den General Uhrich gleichsam aus der Vogelperspektive aburtheilten. Es klingt fast unglaublich — doch es ist buchstäblich wahr — es giebt ehrenwerthe Leute, welche den Oberkommandanten von Straßburg nicht als tapfern Offizier gelten lassen, weil er es nicht auf einen Sturm ankommen ließ, und sich nicht, nach eventueller Einnahme der Vorstädte, hinter den Kanal zurückgezogen, die Straßen der innern Stadt, Haus für Haus, vertheidigt und Straßburg zu einem zweiten Saragossa gemacht. Diese melodramatischen Helden verhüllen systematisch die schauerlichen Scenen, die vor, während und nach solchen rücksichtslosen Kämpfen vorfallen, und selbst die abgeschwächteste Einbildungskraft mit Schrecken erfüllen. „Das ist ehrenvoll und nimmt sich gut aus", wagen sie zu behaupten . . . Der Krieg mag und wird noch lang hinaus als ein unvermeidliches Uebel gelten, aber, hoffen wir zu Gott, daß er doch einmal in bestimmte Schranken durch das Völkerrecht gebannt, und das totale Zernichtungssystem als ein Erbtheil barbarischer Vorzeit, nicht als ein Erforderniß der Nationalehre angesehen werden dürfte.

Geschichte der Reformation im Elsaß,

von Julius Rathgeber.

Als Verfasser einer Abhandlung in französischer Sprache, über den Theologen Spener ist Herr Pfarrer Rathgeber schon vortheilhaft in den Kreisen elsässischer gebildeter Leser bekannt. In der oben angeführten Schrift bewährt er sich auf einem weiteren Felde als Kenner unserer Localgeschichte, als ernster, theilnehmender Erzähler. Einen bedeutenden Vorgänger hat er in der Person des verstorbenen Pfarrer Röhrich, welcher vor Jahren eine gewissenhafte, aus Quellen geschöpfte Reformationsgeschichte des Elsasses schrieb, vom protestantischen Standpunkte aus; der verewigte Bibliothekar Professor Andreas Jung, ehe seine Thätigkeit in dem Lehramte und den Repertorien der ungeheuren städtischen Büchersammlung ganz aufging, hatte ebenfalls eine alsatische Reformationsgeschichte begonnen; die Professoren Baum und Schmidt schrieben zu gleichem Zwecke mehrere Monographien. Der Convertit Vicomte Theodor Renouard de Bussiere beleuchtete, nicht mit einer Zauberlaterne, wohl aber mit grellem, gelbfarbigem Lichte die Scenen der hiesigen

kirchlichen Umwälzung des sechszehnten Jahrhunderts; er stellte sich auf die Zinnen seiner neokatholischen Partei, und hob, von innerem Geiste getrieben, die Schattenseiten der vollzogenen Revolution hervor. Somit war dem Hrn. Rathgeber schon zum Voraus der Rang abgelaufen; wenn er nichtsdestoweniger seine Leser zu fassen weiß und manches Neue bringt, so ist sein Verdienst desto größer. Ihm gebührt das Lob geschichtlicher Gruppirung der Facten; wir sehen in seinem Werke die Genesis und den ganzen Verlauf der großen Bewegung. In der Charakterschilderung führt er nicht den lebhaften Pinsel der Herren Ottokar Lorenz und Wilhelm Scherer; non omnia possumus omnes. Aber mehrere neue, weniger bekannte Personalitäten führt er an uns vorüber, und von dieser Seite kann sein Werk auf eine gewisse Vollständigkeit Anspruch machen.

In der kirchlich-reformatorischen Bewegung von Straßburg fällt vorzüglich die Stellung der hiesigen Reformatoren in's Auge; sie bilden gleichsam das Mittelglied einer Kette, die sich einerseits an die Wittenberger Theologen, andererseits an den Zürcher Reformator und an die französischen Protestanten anschließt. Auch in materieller, realistischer Hinsicht ging hier die Metamorphose viel glimpflicher vor sich, als im Centrum von Deutschland, in der Schweiz und in Frankreich. Die Schrecken des Bauernkrieges hatte Elsaß mit Süd- und Mitteldeutschland gemein; der eigentliche Religionskrieg blieb unserem Lande erspart. Kein Zwingli fiel hier für die Bibel; keine Wiedertäufer-Herrschaft intronisirte, drei Jahrhunderte vor

dem Pariſer Pöbel, den practiſchen Communismus. Die allmäligen Siege der Glaubensneuerung wurden mit den Waffen des Wortes erfochten, und der geſchichtliche Straßburger Schöffenſpruch vom Jahre 1529, welcher mit überwiegender Majorität die Abſchaffung der Meſſe decretirte, war im eigentlichen Sinne ein parlamentariſcher Sieg; es wurde damit legislatoriſch ein Zuſtand begründet, der factiſch ſchon mehrere Jahre lang beſtand.

Bevor Hr. Rathgeber das eigentliche Reformationsgemälde enthüllt, giebt er einen Geſammtüberblick über die ältere Geſchichte des Elſaſſes und die Städteverfaſſung von Straßburg. Eine Sittenſchilderung, wie ſich der Verfaſſer die Zuſtände im Jahr 1500 vorſtellt, bildet den Uebergang in die theologiſch-revolutionäre Periode. Mir kommt dieſe Schilderung etwas ſchwarz gefärbt vor; die Conturen und die Tinten ſind wohl den Predigten Geilers von Kaiſersberg und Brant's Narrenſchiff entliehen; allein bedenken wir, daß es von jeher das ſehr traurige Privilegium der Satyriker, der Moraliſten und Prediger war, die Nachtſeite der menſchlichen Natur zu beleuchten, und ſomit auf die Beſſerung der Zuſtände zu bringen. Wenn ein künftiger Sittenmaler ſich einmal mit unſeren Verhältniſſen befaßt, und in die Spelunken der Jetztzeit niederſteigt, wie kann er dann dieſe Augiasſtälle ſchildern, ohne der Geſellſchaft insgeſammt zu nahe zu treten? und doch beſteht auch in unſerer finſtern Epoche mehr als ein leuchtender Punkt, in unſerem krankhaften Zuſtande mehr als ein geſunder Kern und Keim des Beſſern.

Auch die Vorläufer der Reform werden sorgsam von Hrn. Rathgeber beachtet. Er ermangelt nicht, auf die unglücklichen Waldenser hinzuweisen, die im Jahr 1212 unter dem Bischof Heinrich von Veringen den Märtyrertod starben; er erwähnt beiläufig die mystische Gesellschaft der „Gottesfreunde", die Hinrichtung des Nicolaus von Basel zu Vienne im Dauphiné (1393); die Existenz der „Winkler", das unglückliche Lebensende Friedrich Reisers († 6. März 1458). Er verfährt dabei als einfacher Referent und sucht keine tragischen Effecte. Ich hätte ihn deshalb nicht geschmält, denn ich gestehe meine sympathische Schwäche für jeden Märtyrer, was auch sein Glaubensbekenntniß sein mag.

Die eigentlichen Vorläufer der Straßburger und Elsässer Reformatoren bezeichnet der Verfasser mit Recht als die Repräsentanten der Kirche, der Schule und des Volkes, und zwar in den ausgezeichneten Persönlichkeiten von Geiler, Wimpheling und Sebastian Brant. Er betont die Einflüsse der Pamphletisten-Literatur in den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts, wozu die Buchdruckereien in Straßburg einen erheblichen Beitrag lieferten. Mit der Verbreitung der Flugschriften Luthers befaßte sich hier vorzüglich der Buchdrucker Nicolaus Gerbel, und arbeitete damit den freisinnigen Predigern in die Hände, absonderlich dem Pfarrer Mathias Zell, — dem Freunde des Jacob Sturm von Sturmeck — der seine Polemik gegen die herrschende allgemeine Kirche mit Texten aus den Episteln des Apostels Paulus an die Corinther begann,

und durch den Bischof Wilhelm von Hohenstein vor den Straßburger Senat geladen wurde.

Die Reformen in Straßburg wurden, wie bekannt, nicht allein von den eigentlichen Theologen in's Werk gesetzt; nicht allein Mathias Zell's Collegen: Capito, Bucer, Hedio, gingen ihm hülfreich an die Hand; die weltliche Obrigkeit leistete thätige Hülfe; wir stoßen da auf die Namen eines Boecklin von Boecklinsau, eines Egenolph Roeder von Diersburg, eines Ammeisters Kniebs, Daniel Mieg's, Mathias Pfarrers, des Eidams von Sebastian Brant, des illustren Jacob Sturms von Sturmeck nicht zu gedenken, der allein schon alle Blätter unserer Localgeschichte in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auszufüllen vermag. Nie und nimmer hätte die hiesige kirchliche Bewegung den organischen, beinahe friedlichen Verlauf genommen, wäre nicht von außen her, von der Laienwelt, der Beistand ausgegangen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich in der heutigen Bewegung, die sich im Schooße der elsässischen evangelischen Kirche kundgiebt, gleichsam ein Abbild der früheren Zeit und ein Erbtheil der früheren Zustände, erblicke. Die weltlichen Mitglieder der jetzigen Consistorien sind auf ihren Einfluß in diesen Versammlungen eifersüchtig; sie wollen dem geistlichen Elemente nicht nur die Stange halten; sie streben nach weiterer Entfaltung, nach größerer Theilnahme an den Pfarrwahlen, als ihnen durch die heutige Gesetzgebung zugestanden wurde. Auf der größern und kleinern geschichtlichen Schaubühne liegt etwas Mysteriöses in diesem oft unbewußten Festhalten an alter Ueberlieferung; es sind gleichsam neue Sprößs-

linge, die aus einem alten Stamme an's Licht hervorbringen.

Die Verhältnisse mit den französischen Reformirten bilden ebenfalls einen originellen Abschnitt in unserer localen Geschichte des 16. Jahrhunderts. Daß Calvin, daß Farel hier verweilten, ist ein bekannter Umstand; ebenso daß sich der berühmte Schulmann, der Rector Johann Sturm, mit den französischen Hugenotten in höchst bedenkliche Verhältnisse einließ, indem er ihnen durch große Vorschüsse aus ihrer Verlegenheit half, aber sich selber damit in so tiefe Schulden steckte, daß sein Privatvermögen dabei auf die Neige ging, und er, von den öffentlichen Geschäften nach und nach ausgeschlossen, vom Rectorate entsetzt, sich nach Nordheim auf sein kleines Landgut zurückzog, dort seinen Garten selbst bestellte und aus dem Ertrage der Früchte, der Gemüse, zum Theil seinen Unterhalt bestritt. Eine seltsame, rührende, halbtragische Episode in diesem großen Kampfe der Geister! Des Straßburger Gymnasiums Organisator, der Schutzbefohlene Jakob Sturms von Sturmeck, vom undankbaren Regiment der freien Reichsstadt verstoßen, von untergeordneten, bis dahin obscuren Theologen verfolgt, erblindet, am Fuße der Vogesen auf einem Meierhofe sich mühsam durch die täglichen Verlegenheiten durchschlagend . . . ! Wie denn überhaupt die spätere Periode der Straßburger Reformationsgeschichte gar seltsam gegen die ersten Anfänge absticht, und nach glänzendem Aufschwunge sich in die Irrgänge der Polemik verliert und verkriecht, und in die starren Formen des engen Lutherthums sich einzwängen läßt. Für die Anhänger

der alten, katholischen, compacten Kirche mag in der That das Schauspiel des innerlichen Zwistes, dieser Streitigkeiten, dieses rücksichtslosen Verfahrens eines Doctor Marbach, eines Doctor Pappus gegen den Altvater Sturm ein ergötzliches Schauspiel gewesen sein. Zwischen Capito und Pappus, welch ein Abstand! Welch ein Abgrund! Wer begierig ist, ihn zu ergründen, der lese die Endkapitel des vorliegenden Werkes, sie gehören unter die lehrreichsten. Bei Dr. Marbach findet sich noch ein Anflug von Toleranz; aber sein jüngster Schüler, der streitsüchtige, ehrgeizige Pappus schreitet rücksichtslos einher; er ruht nicht, bis sein Gegner neutralisirt, bis die sogenannte Concordienformel (lucus a non lucendo) zur Richtschnur in geistlichen Angelegenheiten wird, bis der milde, versöhnliche Geist der ersten Reformatoren dem fanatischen Treiben der Dogmatiker weicht. Dieses systematische Bekämpfen der früheren Straßburger Theologie ist vom Verfasser mit deutlichen Zügen hervorgehoben und vom höheren evangelischen Standpunkte aus beurtheilt. Man sollte meinen, es müsse eine solche Geschichte in Spitzfindigkeiten ausarten, den Leser kalt lassen; dem ist keineswegs so; wer sich mit den Verfassungsfragen der protestantischen Kirche abgiebt oder bekannt machen will, wird von diesen Schlußcapiteln sich angezogen fühlen und dem Verfasser für diesen verfehmten Theil der Straßburger Reformationsgeschichte Dank wissen. Der burleske Name des Pappus wird nunmehr an eine feste Gestalt sich knüpfen und sich in einem leidenschaftlichen Zeloten verkörpern.

Zum Schlusse hält der Verfasser Rückschau über

die durchlaufene sechzigjährige Periode, und bezeichnet in wenig Worten die verschiedenen Evolutionen; von der Zeit der ersten heiligen Begeisterung bis zu den schönen Tagen des dankbaren Genusses der errungenen geistlichen Freiheit, und bis zur Zeit des ängstlichen Festhaltens am Besitz der früheren Errungenschaften. Der gewöhnliche Verlauf der irdischen Dinge vom ersten Flüssigwerden bis zur Versteinerung.

Ein elsässischer Philosoph.

Geschichte der Philosophie in Europa von **Alfred Weber**, Professor der Philosophie (in Straßburg).

Dieses bedeutsame, inhaltreiche Werk eines Straßburger Gelehrten hat schon in der französischen Presse eine vorläufige Würdigung gefunden. Die »Académie des sciences morales et politiques« hat darüber den Bericht eines ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder vernommen; auch Angriffe, welche die Tendenz eines Schriftstellers in eine mehr oder weniger schiefe Beleuchtung stellen, sind nicht ausgeblieben. Hr. Weber ist also durch Lob und Tadel schon etwas gesetzt, und unsere Anzeige kommt, wo nicht verspätet, doch schon hinter einigen Vorläufern.

An dieser Stelle dürfen wir die Eigenschaften und Bedürfnisse unserer geneigten Leser nicht unberücksichtigt lassen; es wäre völlig zwecklos, uns hier in metaphysischen Erörterungen zu ergehen, und uns über das von Hrn. Weber aufgestellte System in tiefe abstruse Untersuchungen einzulassen; aber unsere Pflicht als Berichterstatter über heimathliche wissenschaftliche

Produkte ist es wohl, dem elsässischen Publikum in's Ohr zu flüstern: Ihr habt da in eurer Nähe, unter euren Augen, einen verdienstvollen, arbeitsamen Gelehrten, der nun schon seit einem Decennium sich auf dem Felde der Philosophie an die schwere Arbeit des Aehrenlesens gemacht, oder mit anderen Worten, ihr habt da einen Sammler, der sich mit weitgreifenden Studien über die Gesammtsysteme der antiken, mittelalterlichen und modernen Weltweisheit befaßt, und die Resultate seiner encyclopädischen Lectüre in einem Handbuche dem gebildeten Publikum vorlegt.

Wir haben es also hier mit keinem dem Verfasser eigenen Aufbau zu thun; er will kein neues Gebäude vor unsern Augen aufführen, aber in den sich kreuzenden Haupt- und Nebenhallen des Tempels der Philosophie will er uns herumführen. Bei dieser Aufgabe beschränkt er sich indessen auf einen bestimmten Raum; die orientalische, israelitische und arabische Philosophie läßt er bei Seite. Der Titel des schwerwiegenden Bandes giebt den Zweck offenkundig an; es ist eine Geschichte der europäischen Weltweisheit. Aber auch mit solchermaßen fixirten Grenzen ist der auszuführende Plan noch weit genug: Griechenland, Kleinasien, die alexandrinische Schule, die Scholastik des Mittelalters, die Renaissance, die modernen Schulen von Baco vom Verulam und Descartes bis auf die Neuzeit, bis auf Hegel, Schopenhauer, Herbart . . . eine unendliche Gallerie von unsterblichen Namen! eine Walhalla von denkenden und schaffenden Geistern!

Jedes einzelne System, mit seinem pro und contra, ist präcis und klar entwickelt; kein überflüssiger Schmuck,

aber auch kein Helldunkel. In dieſer Ueberſicht wird der Verfaſſer jedem metaphyſiſchen Streben gerecht; er prüft, er ſondert, er ſchwört in keines Meiſters ausſchließliche Worte; er hat eine perſönliche Anſicht, und dieſe legt er unverhohlen an den Tag.

Und nun dieſe Anſicht? wovon geht ſie aus? auf welchen Punkt deutet ſie hin? Da liegt der Haken. Ich habe es gleich am Anfang verſchworen, mich in keine ſubtilen, ontologiſchen Spitzfindigkeiten einzulaſſen, aber ſo verſperre ich mir den Weg, der in's Sanctuarium führt, und kann von der Meinung und dem Verfahren des angezogenen Schriftſtellers keinen ganz adäquaten Begriff geben.

Es läßt ſich leichter ſagen, was er nicht iſt, als was er iſt. Er iſt kein Materialiſt, kein einſeitiger Poſitiviſt. Als Lehrer am proteſtantiſchen Seminar wäre dies eine Sünde wider den heiligen Geiſt. Doch iſt er ebenſowenig ein ausſchließlicher Idealiſt, welcher der Realität den Rücken wendet, die Thatſachen der Sinnenwelt wegläugnet und ſich voreilig auf den ſupranaturaliſtiſchen Standpunkt des ausſchließlichen Glaubens ſtellt. Er hat ja in ſeinem Handbuch nicht direct mit der Theologie zu verkehren; aber auch gegen die intoleranten Verfechter von „Kraft und Stoff" ſetzt er ſich zur Wehr.

Alſo ein Eklektiker, in der Art, wie Couſin vor etwa vierzig und einigen Jahren auftrat? Auch das nicht ganz. Hr. Weber ſtrebt evident darnach, ein Vermittler zu ſein zwiſchen den bis jetzt ſich ausſchließenden Tendenzen; er ſucht ſie in einer höheren Einheit, in einer umfaſſenderen Formel zu vereinigen.

Das Verdienſtliche ſeines Strebens will ich durchaus nicht wegläugnen, nur glaube ich, daß in ſeiner Erklärung des Grundprincips aller Weſen, aller Schöpfung, ſo ſcharfſinnig, ſo feingedacht, ſo prägnant ſie auch ſcheinen mag, doch etwas Logomachie mit unterläuft, und wir uns zu guter Letzt immer vor dem unaufgerollten Vorhang, vor dem nicht gelüfteten Iſisſchleier finden, der, ſo ſehr wir uns dagegen ſträuben, uns durch die Ueberzeugung beſchämt, daß wir von der metaphyſiſchen Welt nichts erfahren können, und uns mit der einfachen evangeliſchen Glaubenslehre — wollen wir nicht in Verzweiflung verfallen — abfinden müſſen.

Iſt deshalb die Philoſophie ein unnützes Studium? Fürwahr nicht. Als Gymnaſtik des Geiſtes hat ſie immerhin einen großen Werth, eine unabweisliche Bedeutung; ſie bleibt, wie dies Hr. Weber zu wiederholten Malen ausſpricht, das Bindemittel, die Grundwurzel jeder andern Wiſſenſchaft. Das principienloſe, materielle Experimentiren und Beobachten mag für den gewöhnlichen Kopf hinreichende Beſchäftigung und Befriedigung bieten; kein Denker kann ſich damit begnügen; er wird immerfort ſuchen, die beobachteten, gewonnenen Facten unter eine höhere Einheit zu bringen, und aus der Welt der bloßen Phänomenen in das überirdiſche Reich der abſtracten Geſetze ſich zu erheben. Wie könnte er's ohne philoſophiſche Methode.

Ungeſchmälert bleibt das Verdienſt jedes ehrlichen Philoſophen, beſonders des Geſchichtſchreibers der Philoſophie, der aus den Syſtemen ſeiner Vorgänger den Theil der Wahrheit hervorſucht, der bei jedem zu treffen

ist. Was zuerst bei Hrn. Weber auffällt, das ist die umsichtige Belesenheit in seinem Fache; in seiner Einleitung legt er die Bücher vor, die er für seine Arbeit verbrauchte. Es ist eine reichhaltige Bibliothek! In den Folgerungen, die sein Werk beschließen, gipfelt der merkwürdige Gedankengang, den er verfolgte, und wird jedem in das Studium der Philosophie Eingeweihten als ein substantielles Inhaltsverzeichniß des Gesammtbandes gelten. Zu den bedeutsamsten Paragraphen möchten wir wohl solche zählen, die sich über die neueste deutsche Philosophie auslassen. Durch seine Vorstudien über Schilling und Hegel war Hr. Weber schon dazu befähigt. Seine Widerlegung von Schopenhauer, dessen tiefsinnige, aber trostlose, halb buddhistische Philosophie vor nicht langer Zeit in der »Revue des deux mondes« einer eingehenden Analyse unterworfen wurde, mag unter die gelungensten des Gesammtwerkes zählen. Es war unserer abnormen Zeit vorbehalten, dem Systeme des Nirwanah oder Nihilismus eine Palingenesie zu bereiten, die auch bessere Geister mit sich fortriß und für schlimme Subjecte nicht ohne practische Folgen bleiben dürfte. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Dieses ewig wahre Wort sichert den einfachen Lehren der christlichen Kirche eine unzerstörbare Berechtigung zu. Ich will Schopenhauer durchaus nicht mit Vogt u. Cie. zusammenstellen; aber auf ein ähnliches Resultat laufen dennoch derartige Systeme hinaus, Systeme, die falsch verstanden, und in ihre extremsten Consequenzen hinaus verfolgt, wie Irrlichter den Wanderer in den Sumpf des Unglaubens hinabziehen.

Der Statistiker Schnitzler.

Johann Heinrich Schnitzler, dessen Abscheiden wir seiner Zeit angezeigt, war am 1. Juni 1802 in Straßburg geboren, studirte Philologie und Theologie am hiesigen protestantischen Seminar; aber schon früh versuchte er sich in der französischen Journalistik; kaum zwanzig Jahre alt, war er Mitarbeiter an der „Revue encyclopédique", welche Julien in Paris herausgab. Im Jahr 1823 ging er nach Kurland, als Gouverneur in der hochangesehenen Familie „von Hahn", und von dort nach Petersburg. Seinen Aufenthalt auf dem ländlichen Edelsitze hatte er zur Erlernung der russischen Sprache benützt; in der Hauptstadt, bei dem Hofmedicus v. Müller, wandte er sich dem tieferen Studium der Geschichte, der Geographie und der Statistik des großen Reiches zu, das auf einige Zeit seine zweite Heimath geworden. Ein jugendlich offenes Gemüth befreundet sich leicht mit den Zuständen und Verhältnissen seiner Umgebung, besonders wenn ihm, von außen her, Wohlwollen und Achtung allseitig entgegentritt. Schnitzler sah die Zukunft des Riesenlandes deutlich vor Augen; er fühlte sich berufen, seine Mit-

bürger in Frankreich darüber aufzuklären und zur Kenntniß dieser weiten Strecken der nördlichen Erdkugel beizutragen. Im Jahr 1829 erschien, bei Brieff in Petersburg, in französischer Sprache der erste Versuch des jungen Elsässers: eine allgemeine statistische Uebersicht des russischen Reichs. Es war ein glücklicher Wurf. Die Bahn des künftigen Schriftstellers war sofort vorgezeichnet.

Im Jahr 1828 bereiste Schnitzler Deutschland und begab sich über Straßburg nach Paris, wo er privatisirte und sich besonders als Mitarbeiter an dem „Universel" betheiligte. In dieselbe Zeit fällt eine picante Anekdote. Schnitzler hatte in besagtem politisch-literarischem Journale Salvandy's Werk über den Polenkönig Johann Sobiesky besprochen, und zwar den ersten Theil, welcher die ältere Geschichte Polens behandelte, streng kritisirend. Schnitzler war in der slavischen Ethnologie trefflich bewandert, Salvandy höchst oberflächlich. Der letztere, über die unerwartete Belehrung betroffen, schrieb an Landresse, den Chef-Redacteur des „Universel", einen höflichen Brief mit der Bitte, ihn mit dem ausgezeichneten Kritiker und Slavophilen in Verbindung zu setzen. Als er aber erfuhr, es handle sich um einen ihm unbekannten Namen, ließ er in einer andern Epistel absagen, und bezeigte seine Verwunderung, wie ein obscurer Scribent sich an ihn, den hochgestellten, herangewagt habe. Für einen geistreichen Franzosen war der Uebergang nicht fein. Etwa sechszehn Jahre später, als Salvandy das Amt eines Ministers des öffentlichen Unterrichts bekleidete, hatte er von dem „obscuren Kritiker" eine bessere Meinung

gefaßt; er begehrte und erhielt für ihn das rothe Bändchen der Ehrenlegion.

Ueber die Julirevolution hat Schnitzler eine höchst interessante Notiz geschrieben. Von dort an lieferte er häufige Beiträge in die „Augsburger Allgemeine Zeitung". Seine politischen Grundsätze schlossen sich den Doctrinärs an; er wurde eine Zeitlang das Organ Casimir Periers. — Die Buchhandlung Treuttel und Würz übergab ihm die Leitung der »Encyclopédie des gens du monde«, das heißt, einer immensen Unternehmung, die von 1833 bis 1845 auf 44 Bände anschwoll. Das Conversations-Lexicon von Brockhaus hatte diese Publikation angeregt; aber das französische Werk war selbstständig, von Pariser und Straßburger Gelehrten verfaßt, auf ein französisches Publikum durch die sorgfältige, elegante Form berechnet und nur beiläufig die Leipziger Sammlung benützend. Mit der täglichen Anordnung dieser Benedictiner-Arbeit betraut, und häufige eigene Beiträge, besonders im historischen Fache liefernd, fand Schnitzler dennoch Zeit, sich mit dem Lande zu beschäftigen, woselbst er seine besten Jugendjahre zugebracht. Eines seiner Capitalwerke: »La Russie, la Pologne et la Finlande«, ein mächtiger Octavband, die Materie von drei oder vier kleineren in sich schließend, gehört in das Jahr 1835. Es enthält nicht nur eine geographische und statistische Totalübersicht von Rußland; für die Reisenden konnte es als vade mecum und Wegweiser gelten. Der Marquis de Custine, welcher bald darauf Rußland als Beobachter und Sittenmaler durchzog, läßt dem gewissenhaften Statistiker

und Geographen volle Gerechtigkeit widerfahren, und thut ein für allemal den Ausspruch: „Was ich von positiven Notizen beibringe, entnehme ich aus Schnitzler's Werk."

Nebenher liefen seine statistischen Arbeiten über Frankreich, mit den übrigen Ländern Europa's verglichen (4 Bände, 1842—1846), und mit all diesen aufreibenden Beschäftigungen fand er noch Zeit, einen ehrenvollen Auftrag zu erfüllen: er ertheilte mehreren Gliedern der königlichen Familie Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur.

Mit der Vollendung der „Encyclopädie" war indeß seine Hauptaufgabe in Paris erfüllt. Im Jahr 1847 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo ihm das bescheidene Amt eines Inspectors der Gemeinde-Primärschule zufiel. Um dieselbe Zeit hatte er seine geheime Geschichte des letzten Regierungsjahres Alexanders I. geschrieben und veröffentlicht. Für die Genealogie der vorzüglichsten Familie Rußlands waren die Noten dieses Werkes besonders interessant; auch dies geschichtliche Gemälde ist fesselnd, es schildert einen kritischen Wendepunkt in Rußlands Geschick, die Militärverschwörungen des Jahres 1825, den Tod des Kaisers Alexanders, die Anfänge und die Krönung seines Bruders und Nachfolgers Nicolaus. Den Festlichkeiten in Moskau hatte Schnitzler beigewohnt und solche als Augenzeuge lebhaft geschildert.

Ehe Schnitzler von Paris nach Straßburg übersiedelte, hatte er einen beträchtlichen Theil seiner Bibliothek veräußert; aber der Kern derselben, der russische, ward beibehalten, und jährlich, monatlich durch

Zusendungen, Gaben und Ankäufe vermehrt. Diese Sammlung wird wohl im südlichen Europa die beträchtlichste Specialbibliothek über Rußlands Geschichte, Geographie und Statistik bilden.

Von nun an traten Schlag auf Schlag die Resultate seiner umfassenden Studien über das Czarenreich hervor. In der „Revue d'Alsace" erschienen zuerst die Artikel, welche das fortschreitende Wachsthum des nordischen Colosses schilderten (la Russie et son agrandissement territorial depuis quatre siècles); „Alt- und Neu-Rußland, seine Geschichte, seine Sitten" (la Russie ancienne et moderne, histoire, description et mœurs); „die Donau, das schwarze Meer und die Ostsee" (le Danube, la Mer noire et la Baltique, in 4o); „Alexander II. und der General Rostopschin" (a. 1860), mit Forschungen über den Anstifter des Brandes von Moskau; Forschungen, die selbst nach dem fesselnden, glänzenden Werke des Herrn Philipps v. Ségur den Reiz der Neuheit bieten. Aber Schnitzlers capo d'opéra ist wohl »l'Empire des Tzars*), au point de vue de la science actuelle« (4 Bände groß Octav, 1856—1869), welches, wenn auch unvollendet, den früheren Leistungen unseres Mitbürgers die Krone aufsetzt. Es ist im eigentlichen Sinne ein encyclopädisches Repertorium, das auf Jahre hinaus dem Geschichtsforscher, dem Statistiker als Hand- und Leitfaden über Rußland dienen wird. Schnitzler hatte im Jahre 1863 schon die beiden ersten Bände dem Publikum übergeben, als die schmeichelhafte Einladung des

*) Tzar ist die von Schnitzler festgesetzte Orthographie.

russischen Kaisers an ihn erging, sich in Rußland selber umzusehen, und die seit 1828, also seit mehr denn 35 Jahren vollbrachten Evolutionen für die Abfassung der folgenden Theile zu berücksichtigen. Im Frühjahr 1864 verließ Schnitzler Straßburg, besuchte St. Petersburg, Moskau und die großen Städte des europäischen russischen Südostens, die Handelsstadt Nijni, die Universität Kasan. Ueberall ward ihm eine freundliche, oft glänzende Aufnahme bereitet, die Spitzen der Verwaltung ebneten ihm die Wege; der Kaiser Alexander II. gewährte ihm eine Audienz, und der schon betagte, aber noch rüstige Beobachter kehrte mit einer Masse neuer Erfahrungen und Ansichten bereichert in die Heimath zurück. Von 1864 bis 1869 wurden zwei neue enorme Bände an die früheren gefügt und der Kreislauf seines Unternehmens beendet. Im fünften, nicht erschienenen Bande blieb nur die Beschreibung der verschiedenen Localitäten des ganzen Landes übrig; in den vorigen war Orographie, Hydrographie, Ethnographie, der Staat und die Kirche, die ökonomische Lage Rußlands eingehend behandelt, der Parallelismus mit Europa festgehalten, die Resultate gezogen, und weite Aussichten in die Zukunft geöffnet. Und hier sei im Vorübergehen bemerkt, daß Schnitzler, bei all' seiner Vorliebe für Rußland, keinen einseitigen Beobachter abgiebt; er verschleiert die Schattenseiten des glänzenden Gemäldes nicht und läßt es nicht an kernigen Lehren mangeln. Ob solche, wie manche Moralpredigten, überall auf günstiges Erdreich gefallen, ist eine zu erörternde Frage. Doch Eines steht wohl fest: Rußland geht einer großen Zukunft ent-

gegen. Die Schranken der Leibeigenschaft sind beseitigt; die öffentliche Meinung findet ihre Organe in einer oft ungezügelten Presse; die Eisenbahnen werden mit fieberhafter Hast geplant und ausgeführt; im Laufe von zehn Jahren wird das asiatische Rußland mit dem europäischen in directer Schienenverbindung stehen; der electrische Draht läuft schon in die äußersten Regionen des unermeßlichen Reichs. Die Handelsbeziehungen zwischen Mittelasien und Europa nehmen vielleicht in nicht langer Zeit ihren Weg über russisches Gebiet. Schade, daß es unserem abgeschiedenen Mitbürger, der mit prophetischem Sinn auf diese Zukunft Rußlands hinwies, schade, daß es ihm nicht vergönnt war, die Erfüllung seiner auf Ziffern und kartographisches Studium gegründeten Weissagung zu erleben, und daß er nicht bis zu Ende sein großes Werk durchführen konnte, nicht durch eine vollbrachte That den Dank aussprechen für die intelligente Theilnahme, die er in den höchsten Kreisen der russischen Regierung für seine Arbeiten fand. Allein all' unser Wissen ist Stückwerk; nur wenig bevorzugten Naturen ist es beschieden, zu einem Endziele zu gelangen, und auch deren Arbeit ist am Ende nur ein einzelner Baustein an dem unendlich hohen, in die Wolken hinaufstrebenden Dome der Wissenschaft.

In den letzten sechs Lebensmonaten hatte Schnitzler jeder anstrengenden Beschäftigung entsagt; er hatte zusehends gealtert und sah sein nahes Ableben voraus. Ein Nervenschlag machte seinem Dasein am 19. October 1871 ein plötzliches Ende. Seine nächsten Freunde haben ihn am 21. zur letzten Ruhestätte auf St. Gallen

geleitet. In Rußland hat die Nachricht seines Todes eine aufrichtige Trauer verbreitet. Auch in Deutschland hatte Schnitzlers Name einen guten Klang; seine Beiträge zu Raumers historischem Taschenbuch und anderen historischen Sammlungen waren geschätzt; er schrieb ein reines, kernhaftes Deutsch; als ächter Elsässer hatte er in seiner Jugend deutsche Verse verfertigt. Ob Frankreich in seiner aufgeregten Stimmung Zeit und Ruhe finden wird, retrospectiv die Verdienste eines Schriftstellers gehörig zu würdigen, dessen Pariser Thätigkeit in die Zeit des Bürgerkönigthums fiel, steht zu wissen. Jedenfalls werden seine daten- und factenreichen Werke in jeder statistischen und historischen Bibliothek ihr wohlerrungenes Repositorium finden, und Straßburg das Andenken des modesten Gelehrten in Ehren halten.*)

*) Wir kommen hier nicht auf die schon früher angezeigten hohen russischen Ordensverleihungen zurück; sie bildeten einen Theil der officiellen Anerkennung, welche unserem Mitbürger um so mehr zukam, als seine specielle Beschäftigung mit einem fremden, weit entlegenen Lande von seinen elsässischen Genossen weniger berücksichtigt werden konnte.

Namen- und Sachregister.

Seite.

Abdankung Friedrich von Dietrichs. B. I. . . 38
Achenheim. II. . . . 207
Ackerbaugeſellſchaft (Société des Sciences, agriculture et arts.) Ihr Urſprung und ihre Geſchichte. I. . 294 u. 295
Ihr Einfluß. I. . . 296
Ihre erſten Mitarbeiter. B. I. 297
Ackerbaugeſellſchaft. I. . 299
Veränderung in ihrem Innern. I. . . 297. 298
Preisvertheilung. I. . 298
Ihre Preisfragen. I. . 300
Ihre Miſſion. I. . . 303
Adam, von Kolmar (ſiehe Garcin, Fräul.) I. 301—302
Adeloch Biſchoff. Sein Sarkophag. II. . . 76
Adrian der IV. Pabſt. B. II. 222
Agobard. II. 234
Akademie von Straßburg B. I. 259. 260
Albany, Herzogin von. B. II. 124

Seite.

Album alſacien. I. . . 237
Alexander, Kaiſer von Rußland II. . . . 280
Alſacien, Journal von Straßburg. II. . . . 61
Alſatia, herausgegeben von Auguſt Stoeber. I. . 82
B. II. . . . 192. 240
Alſatiſche deutſche Dichter B. I. p. 65 u. f.
Altbreiſach. II. . 181—183
André, Maire von Straßburg 1794. I. . . . 45
Andrieux. I. 134
Antiquitäten des Miſſiſippi. I. 242
Apffel, ſein Teſtament zu Gunſten des Theaters. B. II. . . . . 44—47
Arenenberg. II. . 102. 138
Arga (Frau), Schauſpielerin. II. . . . 52
Argentovaria. I. . . . 203
Armagnacs die. II. . . 159
Arnold, der Dichter. I. pag. . . . 12. 67. 266
Verfaſſer des Pfingſtmontags. II. . 102. 243

Seite.

Arnould, Professor der Literatur. I. . . 268. 269
Arth, alsatischer Forscher. B. I. 203
Astrolabium, arabisches. B. I. 292
Aubry, Dekan. I. . . 274
Auerochse, der. II. . . 207
Aussatz, (der) in Spanien. B. I. 386
Auswanderung nach Amerika. I. 242
Bach, Professor der Astronomie und Mathematik. B. I. 274. 292
Baco. II. 273
Baden, der Aufstand von 1848 u. 1849, in. I. 244
Balde, der katholische Horaz. II. 170
Bänke in Straßburg. II. 145
Barbara von Ottenheim. B. I. 202, II. . . . 77
Baral (General). II. . . 260
Barrot. O. I. . . 23. 24
Bartholmeß, Christian, Karakteristik. I. . . 265
Basse Alsace, histoire de la, par Louis Spach. B. II. . . . 151
Baum. I. . . . 262. 264
Baudoin. II. 225
Bauernkriege. II. . 161. 162

Seite.

Baumann zu Bollweiler. I. 312
Bautain Abbé. I. . 266. 267
B. II. 5. 104
als Kanzelredner und Priester. II. . . . 5. 6
Charakteristik seiner Vorträge. II. . . 9—10
Beauharnais, Fürst von. B. II. 45
Beghinen-Häuser i. Straßburg. II. 194
Belot, Aesthetiker. I. 212. 220
seine Diskussionen mit Doktor Bruch. I. . . 212
Belu, Obrist. II. . . . 260
Berbel von Ottenheim. I. 74
Berg, Konrad, Komponist. II. 194
Bergmann B. I. 228. 231
245. 270
über Dante. I. . . . 219
über die Einheit des Menschengeschlechts. . 219
Bernhard, Archivar. I. . 252
Bernhard, Herzog von Barcelona. II. . . . 228
Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar. II. . 172
Bernhard, Ludwigs des Frommen Neffe, seine Blendung, sein Tod. B. II. . . 222. 226. 234
Berry, Herzog von. II. 49

Seite.

Berry ꝛc. in Straßburg. I. 14
Bertin, Phyſiker. I. 272. 291
Bettina. II. 101
Biechy. I. 244
Bilder an den Häuſern in Straßburg. II. . . 144
Spottnamen. II. . . 144
Birkel, Michael, Kommandant. II. 171
Blanc, Felix, Archivar. B. I. 245
Blanchet, Verfaſſer einer Abhandlung über Lukrez. I. 2
Bleſſig, kaiſerl. Inſpektor. B. II. 195
Blokaden in Straßburg 1813, 1814. I. . . 13
Blot, Obriſt. II. . . 260
Bockenmeyer. I. . . . 252
Boeckel, Eugen, Chirurg. B. I. 284. 287
Boeckel, Theodor, praktiſcher Arzt. I. . . . 286
Boecklin, Frau von, I. . 244
Boecklin v. Boecklinsau. B. II. 268
Bögner, Pfarrer. II. . 197
Böhme. II. 196
Boerſch, Charles. II. . 58
Bonaparte, Lucian. II. . 132
Bonnechoſe, Abbé. II. . 6
Borgheſe, Prinzeſſin. II. . 123

Seite.

(Borgeſe, Prinzeſſin) gibt Coulmann Empfehlungsbriefe nach Rom. B. II. 124
Boulangier zu Darney. I. 311
Bourglibre. I. 40
Bouthillier, Graf, Präf. des Niederrheins I. 15. 16
Boyer, Rath am App. v. Kolmar II. 213
Seine Geſchichte des Elſaſſes. II. 213
Charakteriſtik. I. 186. 187
Brackenhoffer, Maire von Straßburg I. . . . 47
Brandt, Sebaſtian. II. . 162
266. 267
mit Molière verglichen. B. II. 163
Brauer, Kolaborator der Alſatia. II. 192
Braun, Ferdinand, alſatiſcher Dichter. I . . 114
Braun Theodor, Präſid. des Direktoriums. I. 222
B. II. 25
franzöſiſcher Liederdichter und Ueberſetzer der Schiller'ſchen Tragödien. I. . . . 138—140
Brendel, Abbé. II. . . 1
konſtitutioneller Biſchof in Straßburg. I. . . 36

Seite.

Briefe über das Departemental-Archiv des Niederrheins. II. . . . 62
Bruch. I. . . . 262. 263
Brülow, lateinischer Dichter. II. 169
Brumat, Geburtsort von Coulmann. II. . . . 112
Brunck, Editor des Sophokles II. 91
Brunnenwasser in Straßburg. I. 285
Buchdruckereien in Straßburg. II. 267
Buchsweiler, der Weiberkrieg von, besungen von Otte. I. 74
Buer. II. 268
Bundschuh. II. . . . 161
Bunsen. I. . . . 247. 248
Buß, Professor in Freiburg. I. 255
Bürger (der Dichter). I. 9
Burgundische Macht. II. 159
Bussiere, Théodore Renouard de, vicomte. B. I. . . 155—157. 251
B. II. 264
Bussiere, Baron Léon von, französ. Tourist, Bruder des vorigen. I. 156
B. II. 34
Bussiere, Frau von. II. 102

Seite.

Byron, Lord zu Genua. B. II. . . . 120. 127
empfängt Coulmann. B. II. 127
in Missolunghi. II. . 128
Calvin II. 269
Cambouliu, erforscht das catalanische Idiom. I. 216
217
Campaux, französ. Dichter. I. 144. 145. 222. 228
Candidus, der Dichter, seine Biographie. I. . 90
Charakteristik seiner Gedichte. I. 91
sein deutscher Christus. B. I. 93
Capito. II. 264
Carl, Abbé. II. . . . 6
Carnot, Minister des öffentlichen Unterrichts u. Kultus. II. 23
Caumont, Herr von, Direktor der Gesellschaft der französischen Antiquare, Sitzungen in Straßburg. I. 204
(Caumont) Besuch der Umgegenden. I. . . . 204
Cavaignac. I. . . . 23. 24
Cazeaux, Pfarrer, Polemiker. I. . . . 253. 256
Cerise, Arzt in Paris. I. 281

Seite.

Cernay. II. 236
Châlons sur Saône, geplündert u. verbrannt. B. II. 234
Chamisso, Adalbert. II. . 200
Chanal, von, Präfekt des Dep. Niederrhein. I. . 24
Chatelain, Maire von Straßburg. I. . . . 61
Chauffour, Ignaz, Jurist und alsatischer literarischer Sammler. I. 188. 247
Sein Streit mit Abbé Hanauer. I. 188
Chaumont, von, Viceintendant des Elsaß. I. 37
Cholera im Elsaß. I. . 283
Choppin d'Arnouville, Präf. des Niederrheins. B. I. 18
Chromolithographie. . . 312
Chronisten v. Straßburg. B. I. 60
Cité ouvrière zu Mülhausen im Elsaß. I. 165. 167
Closener. II. 155
Clotilde de Surville. I. 222
Code diplomatique de Strasbourg. I. . . 60
Coëhorn, Baroneffe von. II. 102
Colani. I. 267. II. 34. 189
Colin, Ueberfetzer Pindars. I. . 141—142.8 26

Seite.

Comités agricoles d'arond. I. 302
Conférences littéraires. Ihr Charakter. I. 28. 226 227
Conrad, Adjutant des Generals Coëhorn. II. . 101
Consistoire général. II. 19
Conftant, Benjamin, Beschützer und Freund von Coulmann. II. . 115—134
von Coulmann geschildert. II. . . . 134—136
Coste. I. . . . 243. 244
Forscher in römischer Topographie, sein Streit mit Herrn v. Ring. I. 203
Verfaffer einer Monographie die Uebergabe Straßburgs an Frankreich betreffend. I. . . 185
Coulanges, Fuftel de. II. 189
Charakteristik. I. 299. 270
Coulaux, Maire v. Straßburg. I. 61
Coulmann, seine Erziehung II. 113
Rationalist. II. . . 114
Verfaffer eines Luftspiels II. 114
in Italien. II. . . 121
in Baden-Baden. II. . 136
in Karlsruhe. II. . . 136

Seite.

(Coulmann.) seine Familie und Freunde, Verbindungen. II. 115
in Paris. II. . . . 118
Politisches Glaubensbekenntniß. II. . 130—132
Volkstribun im Elsaß. B. II. 137
Deputirter des Niederrheins. II. 137
sucht um die Freilassung Louis Napoleons nach. II. 137
Coulmann, Jakob, seine Erinnerungen. II. . . 109
Charakteristik. . . . 109
Courtin, Mademoiselle de, Vorleserin der Königin Hortense. II. . 120
Cousin. II. 274
Couturier und Denzel, Delegirte der Convention nationale in Straßburg. I. . . . 45
Croï, Prinz von, Bischof von Straßburg. II. . 7. 8
Cunitz. I. 264
Editor Kalvin's.
Cuvier, Charles, Verfasser einer religiösen Philosophie der Geschichte. B. I. 216. 267
Cuvier, Clementine. II. . 119

Seite.

Cuvier, Frederic. II. . 34
Dacheux, Pfarrer, Polemiker. I. 251
Dahler, Philolog. I. . 262
Daïre, Pater. I. . . . 221
Dannemarie. II. . . . 208
Dante und seine religiöse Mystik. S. Bergmann.
Darwin und sein System. S. Bergmann. I. 219. 220
Dasypodius. II. . . . 168
Sein astronomisches Uhrwerk. II. . . 79
Daubrée, Charakteristik. B. I. . . . 272. 273
de Brie, Jean, Präfekt des Niederrheins. I. . 15
Decazes (vicomte), Präf. des Niederrheins. I. 16. 17
Dekret vom 26. März 1852, neue Konstitution der protest. Kirche. II. 26
Delavigne, Casimir. II. . 120
Delbos. II. 208
Delcasso, französischer Dichter und Kritiker, Rektor der Académie de Strasbourg. I. 142—144
222. 267. 268. 284. 297
Delphisches Orakel. I. . 228
Démocrate du Rhin, Journal in Straßburg. B. II. 63

Seite.

Descartes. II. 273
Desmichel, Maire von Straßburg. I. . . . 45
Deschanel, Emile. I. 234. 235
Detroys, Jurist und historischer Kritiker. I. 256. 257
Deutsche Flüchtlinge' in Elsaß 1869. I. . . 24
Deutsche literarische Gesellschaft in Straßburg. B. II. 195
Deutsche Sagen im Elsaß. II. 238
Deutsche Sprache im Elsaß. I. 253
Deutsche Sprache in Straßburg. II. 58
im Oberrhein. II. . . 59
Diedenhofen, der Reichstag von 831. II. . . 230
Diemer, Landwirth. I. . 299
Dietrich, Fritz von, Maire. B. I. 29. B. II. . . 175
seine französischen Tendenzen. I. 33
sein weitverbreiteter Einfluß. I. 34
kehrt nach Frankreich zurück, 4. Nov. 1792. I. 40
zum letztenmal in Straßburg. I. 41
an die Jury von Besançon verwiesen. I. . 42

Seite.

(Dietrich, Fritz von) in die Abbaye von Paris geschleppt. I. . . . 43
besteigt das Schaffot, Dezember 1793. I. . 44
Dietrich Dominikus. I. 29. 30 185
Dietrich, Johannes von. B. I. 30
Dietrich, Louise von, Gattin Fritz von Dietrichs. I. 39
sie flieht mit ihrem Gemahl. 39
Direktorium, das protestantische. II. . . . 19
Direktorium, sein Streit für die deutsche Sprache. B. II. 35
Dinghöfe im Elsaß. II. 193 245
Dollfus-Ausset. I. . . 313
Dollfus, Charles, Moralist, Gründer der Revue germanique, Charakteristik seiner Schriften. I. . . 165 bis 169
Seine Romane. . . 169
Seine religiöse u. ästhetische Kritik. I. . 171. 172
Dollfus, Daniel. I. . . 314
Dollfus, Emile. I. 312. 313 314

Seite.

Dollfus, Jean, Philantrop, früherer Maire von Mülhausen. I. . 165 167
Don Carlos, spanischer Prätendent. I. . . . 23
Don Carlos (von Schiller) übersetzt von Lezay. I. 9
Dreißigjähriger Krieg im Elsaß. II. 171
Ducasse, Platzkommandant. B. II. . . . 260
Dufrenoy, Madame, Dichterin. II. 126
Dummenloch in Straßburg. II. 148
Dürrbach, Verfasser des epischen Gedichtes Rappolstein. I. . . 99—102
Charakteristik desselben als Mensch u. Pfarrer. I. 102
Duvaucel, Adoptivsohn Cuvier's. II. . . . 111
Duvernois, Anatom. I. . 272
Ecole impériale de santé militaire. I. . 275
Ehrmann, Professor der Anatomie. I. . . . 282
als Dekan der M. Fakultät. I. 286
Eissen, Dr., republikanischer Interimsverwalter. I. 22

Seite.

Eissen Dr., Chefredakteur der Gazette médicale. I. 278
Ellenhart, der Chroniker. B. II. 257
Elsaß, das beste Reichsland. II. 154
Elsaß (das) in Göthe's Autobiographie. II. . 92
Elsässische Volkslieder. II. 86. 87
Elsaß-Zabern I. . . . 195
Emigranten am rechten Rheinufer. I. . . . 36
Emmerich, Thimotheus, Theolog. I. . . . 261
Empörung in Straßburg, 17. August 1790. I. . 35
Engelhart, Charlotte, geborene Schweighäuser, Dichterin. I. . 110. 111
Engelhardt, Heinrich, Verfasser der Geschichte der Revolution im Elsaß. B. I. 177. 180
Engelhardt, Moritz. II. . 193
Engelhardt, Unterpräfekt. B. II. 99
Enguerrand de Coucy. B. II. 159
Ensisheim, das österreichische, während der Reformation. II. . . 164
Ensmingen, Gottfried v. B. II. 157

Seite.

Entbindungskunde. I. . 285
Erasmus, Bischof von Straßburg. II. . . 170
Erckmann-Chatrian, Romanschreiber Charakteristik. I. . . . 158—162
Die Romane des Doppelverfassers Erckmann Chatrian spielen meistens im Elsaß. Ihre Charakteristik. I. . . 161
Ein dramatischer Versuch derselben. I. . . 162
sie predigen gegen den Krieg. I. 162
Erfurt, Napoleon und Göthe, zu. II. . . . 92
Erlach, von, Bevollmächtigter des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar. II. 172
Erlangen (Universität). B. I. 150
Erwin von Steinbach. B. II. . . . 89. 244
Esmangart, Präfekt des Niederrheins. I. . . 18
Etherisation. I. . . . 281
Ettenheim. II. 208
Excelmanns, Viceadmiral. B. II. 260
Eynard, der Philhellene. B. II. 125

Seite.

Farel. II. 269
Fauna, historische, des Elsasses. II. . . . 202
Faust, von Göthe. II. . 87
Federationsfest in Straßburg, 13. Juni 1790 B. I. 35
Fée, Professor der Botanik und französischer Moralist, Tourist und Novellist. I. 153 bis 155 289. 290
als Aesthetiker. I. . . 212
Verfasser unglücklicher Lebensläufe. I. . . . 220
Physiolog und Psycholog. I. 220
Ferdinand, Erzherzog, Kurfürst von Salzburg. B. I. 9
Finck, Mathematiker. I. . 274
Fischart, der deutsche Rabelais. I. 67
Charakteristik. II. . . 169
Fischbach Journalist. II. 60
Fischer, Dagobert. I. . 245
B. II. 208
Forget, Dr. der Medizin. B. I. . . . 279. 284
Flourens, sein System über Langlebigkeit. I. . 290
Franzosenkriege, die, im Elsaß. II. 159

Seite.

Französische Dichtkunst im Elsaß. l. 133
Freppel, Bischof v. Angers. B. l. 250
Friedrich der III., deutscher Kaiser. ll. 159
Friedrich, Bildhauer. ll. 81
Friederike von Sessenheim. B. l. 69
Friesé, Verfasser der vaterländischen Geschichte Straßburgs. l. 176. 177
Frischlin. ll. 79
Fritz, Pädagog. l. . . 262
Gabel, Nicolas, Buchdrucker. B. ll. . . . 267
Garcin, Fräulein, ihre Nähmaschine. l. . . 301
Gassen- und Häusernamen in Straßburg. ll. . . 139
Gasthof zum Geist in Straßburg. ll. . . . 96
Gay, Delphine. ll. . . 119
Gay, Sophie, Mutter der Delphine. ll. . . . 126
Gayler von Kayersberg. B. ll. . 162. 266. 269
Gazette médicale von Straßburg. ll. . . . 277
Charakteristik. l. 277—279
Gedenktafel für Göthe, am Fischmarkt in Straßburg. ll. 86

Seite.

Gegenwart und Zukunft im Elsaß. ll. . . . 177
Gegner Calvin's. l. . . 289
Geyler von Kayersberg. B. ll. . 162. 266. 269
Geistige Zwitterschaft im Elsaß. ll. 177
Génin, François, französischer Kritiker und Philologe. l. 141. 221. 297
Charakteristik. . . . 268
Gérard, königlicher Prätor in Straßburg. l. 32
Gérard, Charles. l. . . 241
Verfasser der Ancienne Alsace à table. l. . 188
Verfasser der historischen Fauna. ll. 202
Gerber s. Guerber.
Gerhard, Chemiker. l. . 272
Geroldseck, Walter von, Bischof v. Straßburg. ll. 153
Gervinus. ll. 163
Gesellschaft (historische u. archäologische). l. . . 196
Ihre Charakteristik. 199 200
Gesellschaft, historische u. archäologische, als Société d'utilité publique anerkannt. l. . 200
Bulletins derselben. Charakteristik l. . . 208
eine Spaltung in ders. l. 206

Seite.

Gesellschaft, literarische, in Straßburg. I. . . . 210
Gesellschaft zur Beförderung der Industrie im Elsaß. Charakteristik. B. I. . . . . 304—307
Mitglieder. . 307—308
Preisfragen. . 309—310
314. 315
Industrielle Ausstellung 311
Objekte ihrer Forschung. 312
Dezenale Preise. . . 313
Gesetz von Pluviose. An VIII. I. . . . 6
Geschichtliche Monumente des Elsaß. Gesellschaft, zur Erhaltung derselben. I. 27
Gieseler, der deutsche Professor. I. 183
Girbaden, Schloß, Geschichte desselben von Louis Levrault. I. 203. 243
Glaser Delegirter von Straßburg zu Paris. I. 195
Glasmalerei. I. . . . 230
Goethe. I. . . . 82. 230
Goethe's Universalstudien in Straßburg. II. 48. 89
als Vermittler. II. . 93
Goethe von der französischen Literatur abgewendet. II. 190

Seite.

Goethe's Briefe an Moriz Engelhardt. II. . . . 193
Goethe in Straßburg, Festrede v. L. Spach. II. 82
Goethe und Friederike v. Sessenheim. I. . 71. 72
Goethe-Cultus im Elsaß. B. II. 174
Goethe's Straßburger Zeit v. Loeher geschildert. II. 188
Goetz von Berlichingen. B. II. 87
Goetz, Pfarrer und Dichter. II. 243
Goguel. I. . 228. 231. 233
Goguel, bearbeitet griechische Literatur und Geschichte. I. 217
Abhandlungen über Hannibal u. Seneka. I. 217
Golbery, Herr von, der Antiquar. II. . . . 103
Gottesfreunde, die, in Straßburg. II. . . . 156
Gottfried v. Straßburg. II. 158
Dichter der Epopöe von Tristan und Isolde. I. 66
Grandidier, bischöflicher Archivar. I. 72. II. . 208
Grandmougin, Präsident der Munizipalität von Straßburg. I. . . . 46
Gransard, Literator. I. 228. 233

Seite.

Graß, Bildhauer. l. . . 256
seine Charakteristik. ll. 65—67
sein Ikarus. ll. . . 68
als mittelalterlicher Bildhauer. ll. . . 69—70
seine Sabina. ll. . . 70
seine Susanna ll. . . 71
seine Schnitter ll. . . 72
Büsten, ll. . . . 72—73
sein Christus . . . 73
Gregor von Tours, ll. . 207
Gregor IV., Papst. ll. . 222 230. 231
als Vermittler. ll. . . 232
befestigt Ostia ll. . . 235
Gregor IV. ll. . . . 222
Grimm, Jakob, Introduktor von Candidus. l. 93
Grimmelshausen, Verfasser des Simplicissimus. l. 67
, B. ll. 170
Gruppe, Lenzens Biograph. ll. 195
Guerber, Pfarrer, alsatischer Forscher. l. 203. 252
Monographien über die Burg zu Hagenau. l. 207
Guerber, Joseph, Abbé. I. 252
Gueret, Provinzialstadt in Frankreich. l. . . . 30
Guïard, Uebersetzer des Sophokles. l. . 140. 141
Guizot. l. 57. ll. . . 130

Seite.

Gundbald, der Mönch, restaurirt Ludwig den Frommen. ll. . . . 230
Gutenberg. l. 191. ll. 162
Gymnasium, das protest. B. ll. 167
Brand vom 29. Juni 1860. ll. 33
Gymnasium, katholisches zu Kolmar. ll. . . . 14
Gyß, Abbé, Geschichtsschreiber von Oberehnheim, Charakteristik. B. l. 193. 194
Habrecht, Isaak. ll. . 79. 241
Hackenschmidt, alsatischer Dichter. l. 114
Hafner, Isaak, der Kanzelredner. l. . . 113. 261
B. II. 195
Hagenau. l. 195
Hagenbach, Peter von. ll. 160
Hahn, von. ll. 106
Hallez, Claparède, Verfasser einer Geschichte der Vereinigung des Elsasses mit Frankreich. l. 185
Hamster, der Elsässische. ll. 206
Hanauer, Abbé. I. 247. 250 257
Hanau-Lichtenberg, Monographie v. Lehmann. B. l. 181

Seite.

Hangenbieten. ll. . . . 207
Hausbergen, Schlacht von B. ll. 154. 192
Haußmann. l. 315
Hebel. l. . . 76. 106. 233
Hedio. ll. 268
Hegel. ll. . . . 273. 276
Heine, Heinrich. ll. . . 126
Heinrich ll., König von Frankreich. ll. . . . 160
Heinrich IV. von Frankreich. ll. 171
Heitz, Karl, Typograph in Straßburg, alsatischer Sammler. l. . 190. 295
B. ll. 193
Seine historischen Monographien. l. . . . 194
Verfasser des Zunftwesens im Elsaß. l. . . 182
Heitz, Philolog. l. . . 271
Hekler, Werkmeister des Frauenhauses v. Straßburg. ll. 240
Helene von Mecklenburg, Herzogin v. Orleans. l. 11
Helmine von Chezy, besucht den Daniel Hirtz. B. l. 106
Helmsdorf, Landschaftsmaler. ll. 100
Hepp, Chemiker. l. . . 285
Herbart. ll. 273

Seite.

Herder. ll. 86
Herrenschneider, Physiker. B. l. 271
Herrgott, Chirurg. l. . 287
Herrmann, Maire von Straßburg. l. . 47. 184
Herrmann und Dorothea. B. l. 233
Hertz, Wilhelm. ll. 238. 241
Hildegardis, erste Gattin Ludwigs des Frommen. B. ll. 226
Ihre Söhne. ll. . . 226
Hirn, Ingénieur civil. B. l. 241. 312
Hirtz, Daniel, der Drechslermeister und Meistersänger. l. 103
seine Charakteristik. l. . 104—109
die Wanderjahre von. B. l. 108
Historiker, (alsatische, moderne). l. 176
Hoche, General. ll. . . 45
Höfe, Curiae, in Straßburg. ll. 143
Hohbarr, das Schloß und seine Trinkgelage. ll. . 208
Hohenlohe, Sigismund, der Dechant. ll. . . 164
Hohenstaufen, Burg der, zu Hagenau. l. . . 207

Seite.

Hohenstein, Wilhelm, Bischof in Straßburg. II. 267
Hohkönigsburg. I. . . 202
Monographie über das Schloß, von Ludwig Spach. I. 202
Holbach, Baron von. II. 91
sein Système de la Nature.
Huber, Publizist. Chefredacteur d. Alsacien. II. 60
Hugot, Archivar von Kolmar. I. 185
Hültz, Baumeister von Köln. II. 244
Humanisten, die, von Straßburg. I. . . . 243
Humann, Deputirter des Niederrheins. I. . . 50
Finanzminister. II. . . 104
in Konflikt mit Straßburgs Munizipalrath. I. 56
Theodor. Maire von Straßburg. I. . . . 62
legt sein Amt nieder 14. Sept. 1870. I. . 63
Humboldt, Alexander. I. 13
Huot, Appel-Rath in Kolmar, Verfasser von »Beaumarchais en Allemagne« und »des Vosges au Rhin«. Charakteristik. I. . . 164

Seite.

Imlin, Veterinärarzt. I. 303
Impartial du Rhin, Journal zu Straßburg. B. II. 61
Industrielle Schule in Straßburg. I. . . . 51
Insalubrität in Straßburg im Mittelalter. II. 143
Intendance d'Alsace. II. 173
Interimsperiode von März bis Sept. 1848. I. . . 22
Irrenanstalt v. Stephansfeld. I. 279
Israeliten, die, im Elsaß. B. II. 37
im 14. Jahrhunndert. B. II. 38
im 17. und 18. Jahrhundert. II. . . . 38. 39
der erste Rabbiner in Straßburg. II. . . . 39
Zahl der Israeliten im 19. Jahrhundert. II. 39
Israeliten ihr Wohlthätigkeitssinn. II. . . . 41
ihre Kunst- und Gewerbeschule. II. . . . 42
die religiösen Parteien. B. II. 43
Jägerthal, Hüttenwerke im. I. 31. II. . . 85
Jakob, Graf von Lichtenberg. I. . . . 74. 202

Seite.

Jakobinerklub in Straßburg. I. 37
Janet, Paul, Professor der Philosophie. Charakteristik. I. . . . 269
Japy. I. 311
Jaquemont, Viktor. II. . 111
Jesuiten, die, in Molsheim. II. 170
Johannesfest im Elsaß. B. II. 193
Johann Georg von Brandenburg, Administrator des Bisthums Straßburg. II. 170
Jonas, der Mönch. II. . 207
Josephine (Kaiserin). I. . 8
in Straßburg. I. . . 47
Journal de Lyon. II. . 59
Journalistik im Elsaß. II. 55
Judenverfolgung im Elsaß. II. 155
Jülicher Erbfolgestreit. II. 191.
Julitage 1789, in Straßburg. I. 31
Junkher, die von Prag, Dombaumeister. II. . 242 224. 245
Jung, Andreas, Bibliothekar und Professor, Verfasser einer Geschichte der Reformation im Elsaß. I. 181. 262. 264

Seite.

Epigraphiker. I. . . 200
Jungfrau von Orleans. B. I. 229
Jung-Stilling, der Okulist. II. 85
Jutta, Judith, zweite Gattin Ludwigs des Frommen. II. . . . 227. 229

Kaiser Sigismund in Straßburg, historisches Singspiel von Ludwig Lavater. I. . 131. II. 62
Kantonsärzte. I. . . . 284
Karl August, Herzog von Weimar. II. 85
Karl der Große, sein Tod. B. II. 224. 224
Karl der Kahle II. . . 227
Karl VII., König von Frankreich. II. . . . 159
Karl X., König von Frankreich. I. . . . 17
Karl von Lothringen, Kardinal. II. . . . 170
Karte, topographische, von Gallien. I. 203
Kastner. I. 222
Katholische Zustände im Elsaß. II. 1
Kehl, Batterien zu. II. . 251
Kellermann, Marschal. II. 49
Kelten, von Hertz beurtheilt. II. 239

Seite.

Keltiſche Grabhügel im Elſaß. l. 201
von Herrn von Ring durchforſcht.
bei Brumat. ll. . . 132
Kentzinger, Maire von Straßburg. l. 48. 49. 184
Keppler, Maire v. Straßburg. l. 45
Kergariou, Präfekt des Dep. Niederrhein. l. 14. 15
Kern, Präſident des Direktoriums. ll. 20
Kern, Prof. und Präfekturrath. ll. . . . 20
Kiener, im Münſterthal. B. l. 212
Kirche, katholiſche, im Elſaß. ll. 1
Kirche, proteſtantiſche, im Elſaß, ihr inneres Leben von 1845—1879. B. ll. 34
Kirſchleger, Botaniker l. 230 231. 233. 241. ll. 196
Kleber, ein Balladencyclus von Theodor Klein. l. 112
Klein, Theodor, der Dichter, Herausgeber des Pfeffelalbums. l. . . 109
Klerus, der galliſche, im Jahr 832. ll. . . . 232
Klopp, Onno. l. . . . 252

Seite.

Klotz, Münſterarchitekt. l. 207
Knieb, Ammeiſter. ll. . 268
Kobes, Biſchof. l. . . 254
Koblenz. l. . . . 10. 11
Koch, Profeſſor. ll. . . 19
Kochersberg, der, l. . . 82
Schloß. ll. 171
Koeberlé. l. 284
Koechlin, Nicolas. l. . . 311
Koechlin, Schlumberger. l. 291
B. ll. 208
Kolmar. ll. 236
Kolonat, das, in Gallien. B. l. 245
Kommiſſion, interimiſtiſche. ll. 22
Konfeſſionen, chriſtliche, ihre Stellung im Elſaß. B. ll. . . . . 2—5
Konfeſſionelle Zwiſtigkeiten in Straßburg. l. 61. 62
Konſiſtorien, iſrael. ll. 40
Konſtitutionsfeſt in Straßburg. 25. Sept. 1791. l. 36
Kroeber, Zögling der Ecole des Chartes. l. 244
Krönungsfeier des Kaiſers Ludwig des Frommen, zu Aachen. ll. . . . 224
ſein Karakter. ll. . . 225
ſein grauſames Verfahren gegen einige ſeiner Töchter. ll. . . 225

Seite.

Kramp, Mathematiker. B. l. 271
Kratz, Interimsmaire in Straßburg. l. . . . 61
Küß, Prof. der Physiologie. l. 283
republikanischer Maire in Straßburg. l. . . 63
sein Tod und sein Leichenbegängniß. . . . 64
Kreß, zu Kolmar. l. . . 311
Kultusangelegenheiten im Niederrhein. l. . . . 21
Kurländer und Schweden in Straßburg. ll. . . 104

Laboulaye. l. 234
Lachaux, Maire v. Straßburg. l. 40
Lacombe, Maire von Straßburg. l. . . . 52
Lacordaire. l. . 254. ll. 78
Lagarde, de, Graf. l. . 232
Lamache, Professor der Rechte, über Centralisation. l. . . 213. 214
Lamartine, Herr von l. . . 57
in Liban. ll. . . . 127
von Lady Esther Stanhope empfangen.
Lamey, August, der Dichter, besingt die franz. Republik. l. 86
seine epischen Gedichte. 87

Seite.

(Lamey, Aug.) seine philosophischen Gedichte. l. 87
er stiftet eine Preisschrift. l. 88
eine poetische Zuschrift Ludwigs Lavater an ihn. l. . . . . 88—90
Landau, Geschichte von, S. Lehmann. l. 181. 244
Langres, Spezialgeschichte von. l. 27
Langsdorf, Baron von, Reisender. ll. . . . 45
Lasablière. l. 241
Lauben und Gaden (Buden) in Straßburg. ll. 145
Laumond, Präfekt. l. . 6
Lausanne. ll. 257
Lauth, Wilhelm, Interimsmaire in Straßburg. l. 61
Lavater, Ludwig, Pseudonym v. Ludwig Spach, Verfasser der französischen Romane Henri Farel, Le nouveau Candide und Roger Mandesse, Charakteristik. l. . . . 157—158
seine Strophen an den Bildhauer Graß. l. . 114
und an das Bildniß Oberlin's. 114

Seite.

(Lavater, Ludwig) seine Charakteristik. I. . . 122
beschäftigt sich zugleich mit französischer und deutscher Literatur. I. 123
seine französischen Romane. I. 124
seine deutschen Gedichte, Erinnerungen aus Paris und der Fremde. I. . 125
poetische Uebersetzungen. B. I. 127
Erinnerungen aus Italien. I. . . . 127—129
Laveau, Jakobiner. I. .. 38
B. II. 55
Lebas, Philippe. II. . . 121
Lederlin, Jurist. I. 233. 275
Ledru Rollin. I. . . . 24
Lehmann, Pfarrer in Reßdorf, Verfasser historischer Monographieen. B. I. 181
Lehr, Ernest. I. . . . 233
seine speziellen genealogischen Arbeiten. I. 207
Verfasser der Alsace noble, Charakteristik. B. I. . . . 192. 193
Lehr, Paul, Uebersetzer von einem Theil der Pfeffels Dichtung. I. 137 bis 138. B. II. . . 243

Seite.

Lemaitre-Chabert, Landwirth. I. 299
Lenz, der Dichter. I. 67. 229
B. II. 195
Lenz, Reinhold. II. . . 85
Lenz und Friederike von Sessenheim. I. . . . 82
Leopold von Oesterreich, Kard.-Bischof v. Straßburg. II. 171
Lereboullet, Professor der Zoologie, eröffnet die literarische Gesellschaft. B. I. 210. 274. 292. 303
Lerse, Franz. II. . . . 84
Lessing. I. . . 229. II. 86
Levrault, Louis, Verfasser einer Geschichte des Münzwesens in Straßburg. I. 187. 241. 243. 244
Lewezov, Frau von. II. 97
Ulrike, ihre älteste Tochter. II. 97
trifft in Karlsbad mit Goethe zusammen. II. 97
Freundin Goethe's. I. 17
Lezay-Marnésia (marquis de) Präfekt. I. 8. 9. 50 283
Liblin, Direktor der Revue d'Alsace, Herausgeber der Manuscripte v. Grandidier. I. 188. 189 238

Seite.

Lichtenberg, Graf Jakob von. II. 77
Lichtenberg, Ludwig und Jakob von. II. . . . 240
Liechtenberger, Advokat, republikanischer Interimsverwalter. I. . 22
Lili's Schwiegertochter. II. 102
Lippmann, Landwirth. I. 299
Literarische Bewegung in Straßburg unter der Juliregierung. I. . . 140
Literarische Gesellschaft v. Straßburg I. . 27. 28
ihre öffentlichen Vorträge von 1864—1867, Charakteristik der Tendenz dieser Gesellschaft. B. I. 173. 174
ihre Verbindung mit dem Agrikulturverein. I. 301
Literatur, deutsche, im Elsaß. II. 242
Livio, Maire von Straßburg. I. 46
Lobstein, Sekretär der Großfürstin Helena. II. 117 118. 119
Geschichte der Musik im Elsaß. I. . . . 182
Löher, Franz von, Charakteristik. II. . 179. 239
seine Abrechnung mit Frankreich. II. . . . 179
Topograph und Geograph. II. 183
Loevenhielm. II. . . . 106
Logelbach, Logelnheim ihre Etymologie nach Boyer. B. II. . . . 217—221
Lorenz, Ottokar, Verfasser einer Geschichte des Elsaßes. II. . 150. 265
Charakteristik seines gemeinsamen Werkes mit Scherer. II. 151
Lothar, als Kaiser gekrönt. II. 226
seine welschen Höflinge. B. II. 229
Undank gegen den Papst. II. 233
Lothringen, seine Konfiguration. II. . 183—185
Ludwig, der Dauphin. B. II.. 159
Ludwig der Fromme und seine Söhne. II. . . 221
seine zweite Gattin Juda. II. 222
seine Eroberungen in Spanien. II. . . . 222
seine Domänen in Frankreich. II. . . . 223
im westlichen Gasconien. B. II. 223

Seite

(Ludwig der Fromme), zu Compiègne, ein Schattenkaiser im Jahr 830. II. 229
rückt über Worms in das Elsaß. 231
vereinzelt im Lügenfeld. B. II. 233
seine Entthronung. II. 233
seine letzten Regierungsjahre. II. 236
Ludwig XVIII. I. . . 15
Ludwig, König v. Baiern, dritter Sohn Ludwigs des Frommen. II. . . 226
Ludwig Philipp, König von Frankreich. I. 50. 51
in Straßburg 1831.
Lügenfeld, das. II. . . 211
seine Begränzung. II. 215
B. II. 231
die Ungewißheit seiner Lage. II. 236
Luther, Martin. II. . . 166
Lützelburg, Rathsamhauser Schlösser, v. L. Levrault beschrieben. I. . . . 203
Lyon, Journal de. II. . 251
Macé, Jean, populärer Pädagog, französischer Verfasser der Geschichte eines Bissen Brods. B. I. . . . 164—165

Seite.

Mackwiller, römische Thermen. I. 201
Mac Mahon. II. . . 259
Maeder, Präsident des reformirten Konsistoriums, Verfasser einer Geschichte der protestantischen Kirche in Frankreich. I. 184
Magister Friedrich, Pseudonym v. Kirschleger. II. 197
Mai, der 13. 1849, in Straßburg. I. . . . 23
Maires in Straßburg. I. 29
Maison de refuge zu Straßburg. I. . . . 57
Malhouet, Baron, Präf. des Niederrheins. I. . 17
B. II. 98
sein Vater, der Marineminister. I. . 17. II. 98
Manderscheid - Blankenheim, Bischof von Straßburg. II. . . . 170
Mansfeld, Graf, Kondotiere s. Rudolph Reuß. B. I. 195
Mansfeld, Ernst von II. 171
Marbach, der Theologe. B. II. . . . 167. 270
Marcel de Serres, über Schöpfungscentren. I. . 292
Marckolsheim. I. . . . 36

Seite.

Maria, Prinzessin von Mömpelgard. l. . . 244
Marie Louise, Erzh. Kais. von Frankreich. l. . 11
in Straßburg. l. . . 47
Maritz. l. 241
Marlenheim, merovingische Villa. ll. . . 234
Marschal, Gefängnißarzt. B. l. 280
Mars (Frl.), die Schauspielerin. ll. . 49. 133
gastirt bei Herrn Coulmann. ll. 133
Martin, Henri, Geschichtschreiber. ll. . . . 216
Martinsfest in Zabern, Pallast. ll. 193
Mastvieh im Elsaß, Einfuhrsteuer auf. l. . . 18
Mathieu, Maire v. Straßburg. l. 45
Mathieu, de Faviers, Armeeintendant. l. . 45
Matter, Studieninspektor,
Matter, Studieninspektor, seine Studien über Swedenborg, Charakteristik derselben. l. . 217 218. 243. 244. 263. 262 ll. 103. 104. 195. 196
Maulbeerbäume, ihre Pflanzung. l. . . . 300

Seite.

Maurial, Professor der Philosophie, über Positivismus. l. . 215. 231
Maximilian I., Kaiser, Straßburgs Freund. B. ll. 161
Max, Prinz von Zweibrücken, Obrist des Régiment d'Alsace. l. . 31
Medizinische Fakultät in Straßburg. l. . . . 275
Meinau, bei Straßburg. B. l. 299
Meistersang, der in Straßburg. l. 67
Melchior, Bildhauer, seine Briefe an Ohmacht. ll. 194
Mentelin, der Buchdrucker. B. l. 191
Merck, Numismatiker. l. 207
Meteorologie im Elsaß. l. 291
Metz. ll. 186
die Bevölkerung. ll. . 187
Metzger, Repräsentant des Oberrheins. l. . . . 46
seine Laufbahn. ll. 19. 20
Meyer, Pfarrer in Paris. B. ll. 34
Michel, Professor der Chirurgie. l. . 283. 284
Michel, Pfarrer in Rappoltsweiler. ll. . . 194
Mieg, Daniel. ll. . . 268

	Seite.
Migneret, Präfekt des Niederrheins. I. 26. II.	61
im Staatsrath. I. . .	28
ruft die Description du Bas-Rhin ins Leben. B. I.	195
gründet die historisch-archäologische Gesellschaft. I.	198
Gründer der literar. Gesellschaft v. Straßburg. I.	210
Mistler, Dr. d. Medizin. I.	279
Mittelalterliche Bauart in Straßburg. II. . . .	142
Monet, Maire v. Straßburg. I. . . 45. II.	175
Monographien, alsatische ihre Anzahl. I. . .	193
Montclar, französischer Feldherr. II. . . .	173
Montreux. II.	257
Monumente des Elsaßes, inventarisirt. I. . . .	203
Morimont, Bergschloß. I.	244
Morlet, de, Obrist, Antiquar, gründet das Museum von Zabern. I.	201
Moscherosch, der Satiriker. B. I.	67
Charakteristik. II. . .	169
Moßmann, Stadtarchivar von Kolmar. I. . .	189
Mühe, Kanzelredner. I. .	256
Charakteristik.	
Mühl, Gustav, Dichter. I.	59
Marieta, erzählendes Gedicht. I.	98
Biograph von Ludwig Schneegans. II. . .	194
Mühlhausen, Inkorporation mit Frankreich. I.	46
in der Vergangenheit und in der Gegenwart. B. I.	304
Müller, von. II. . . .	277
Münster in Straßburg. B. II. . . . 157.	158
sein weiterer Ausbau. II.	190
Münsterbau, der, Oratorio von Ludwig Spach-Lavater, in Musik gesetzt von Victor Elbel. B. I.	131
Münstermedaille. II. . .	246
Münster-Museum. II. .	75
Müntz, Eugen, Kunsthistoriker. I. . . .	245
Münzer, Balthasar. II. .	161
Mummelsee. I. . . .	75
Murhof bei Straßburg. I.	299
Murner. II.	162
Mury, Seminardirektor. B. I. . . . 223.	250
seine Polemik mit Archivar Spach. I. .	257

Seite.

Museum der historisch-archäologischen Gesellschaft. l. 204
Musigno. ll. 132
Napoleon III. l. . . . 7
Präsident der Republik. Seine Besuche in Straßburg. l. 25
Beschützer der archäologischen Wissenschaft. l. 193. 199
Narbonne, Herr von, Kriegsminister. . . . 37
Nau de Champlouis, Präf. d. Niederr. l. 18. 19
Nebenius. l. 244
Neffzer, der französische Publizist. l. 93. ll. . 59
Mitgründer der Revue germanique, späterer Revue moderne. l. . 167
Neßler, Karoline, Dichterin. l. 111
Neßler, Friedrich, ihr Bruder 111
Neubauer, Heinrich, ll. 242. 244
Neujahrsblätter von Aug. Stöber. ll. 192
Neujahrsstollen, die, von Auguste Stöber. ll. . 192
Neukomm, der Komponist. B. l. 80. 81

Seite.

Neuweiler, Abtei und Stift, geschrieben von Abbé Straub. l. . . 194
Kirche von St. Peter und Paul, zu. l. . . 259
Nickles, Pharmaceut. l. . 244
Nicolai, der Dichter. l. 67. 72
B. ll. . . . 192. 243
Nicolaus von Basel. ll. 267
Nicolaus, Kaiser von Rußland. ll. 280
Niederbronn, die neue Klosterstiftung. ll. . . 15
Niederrheinischer Kurier. B. ll. 35
Nordheim. ll. . . 167. 269
Zufluchtsort v. Johann Sturm.
Nymwegen, der Reichstag von 831. ll. . . . 230
Oberbergheim Mosaik. B. l. 242
Oberehnheim, Geschichte von. l. . . . 193. 194
Oberlin, Jeremias, der Antiquar. l. 244. ll. . 84
Oberlin, Pfarrer im Steinthal. l. 12. 72
Obrecht, Georg, Nationalökonom. ll. 168
Ochs, Kanzler von Basel. B. l. 36
Ochsensteinischer Hof. ll. 155

Seite.

Odilie, die Heilige, ihre Legende von Renouard de Bussierre erzählt. B. I. 186
Offenbach. II. 52
Ohmach, Bildhauer. II. 194
Ohleger, Prof. II. . . 193
Oktober, der 30. 1836, in Straßburg. I. . . 18
Oppermann, Prof. der Pharmaceutik. I. . . 285
Opposition, republikanische zu Straßburg. II. . . 57
Orangerie und Contades bei Straßburg, durch Schützenberger verschönert. I. 55
Orleans, Tagsatzungen. B. II. 231
Ostwald, Ackerbaucolonie. B. I. 5
Zuchtanstalt für junge Sträflinge. I. . . . 55
Otfried, der Mönch von Weißenburg. I. . . 66
Otte, Friedrich, Pseudonim von Zetter. . . Charakteristik seiner Gedichte. I. 69
seine Romanzen und Balladen. I. . . . 73.
B. II. 192
Ovariotomie. I. . 222. 284

Seite.

Ozaneaux, George, Professor in Kolmar, lyrischer, dramatischer und elegischer Dichter. I. . 135
Charakteristik. I. 136. 229
Ozone, das. I. . . . 286

Palermo, von den Sarazenen eingenommen. II. 235
Pandurenlärm in Weißenburg. II. 193
Pappus, Theologe. II. . 167
Parmentier, die Brüder, deutsche Dichter im Elsaß. I. 111
Pasquier, Agronom. I. 303
Perier, Casimir. II. . . 279
Perrot, über Kartoffelkrankheit. I. . . . 243
Persoz, Chemiker. I. . . 272
Petit-Gerard, Glasmaler. B. I. 207. 230
Pfalz, Burgen u. Schlösser. S. Lehmann. I. 181
Pfarrer, Mathias. II. . 268
Pfeffel, der Dichter. I. . 67
B. II. 243
im Direktorium. II. . 19
Pfeffelalbum. I. . . . 109
Pfersdorf, Alsat. Versemacher und Gendarmerieoffizier. I. . . . 113
Pfingstmontag, der. I. . 106
115

Seite.

Pharmaceutische Schule in Straßburg. I. . . . 285
Philosoph, ein elsässischer, (A. Weber). II. . . 272
Philosophie, Geschichte der, in Europa, von Alfred Weber. II. 272
Pipin, König von Italien. B. II. . . . 222. 223
König von Aquitanien. B. II. 226
Piton, Verfasser des illustrirten Straßburgs. B. I. 191. 192
Charakteristik.
Platonische Liebe. I. . . . 228
Plautus. I. 223
Plünderung des Straßburger Rathhauses, 21. Juni 1789. I. . . 32
Pluviose An VIII, Gesetz von. I. 6
Pocken (Impfung) im Dep. Niederrhein. I. . 13
Prachttapeten von Rixheim. I. 312
Präfekten des Niederrheins. B. I. 5
Präfekt der Haute-Loire. B. II. 254
Protestantische Delegirte zu Straßburg, ihre Berathschlagung. II. . 23

Seite.

Protestantische Kirche, die, im Elsaß. II. . . . 18
Pastorenwahl. II. 35. 36
Protestantische Stiftungen in Straßburg. Angriffe dagegen. II. . . . 27
Pyrotechnik. 312
Quatrefages, Naturforscher. I. 289
Quadrupel-Allianz der drei Söhne Ludwigs des Frommen u. ihrer Stiefmutter. II. 230. 231
Quiquerez, Archäolog. I. 189. 244
Raeß, Andreas, Bischof von Straßburg, Verfasser der Konvertiten seit der Reformation, B. I. 182
Charakteristik. I. 182—183
Rhodiopolis, in Straßburg. II. 11
Charakteristik seiner Verwaltung. — Polemik, Verhalten während Straßbgs. Belagerung. II. . . . . 13—14
Raff, Kinderschriftsteller. B. II. 204
Raoul de Crequi, ein angeblich mittelalterliches Gedicht. I. . . 221

Seite.

Rapp, General. I. . . 16
Rappolstein, Familie von. B. II. 194
Rastadt, Kongreß von. I. 15
Rathgeber. II. 264
Ratisbonne, Louis, französischer Dichter und Kritiker. Verfasser des Dramas Hero und Leander. I. . 149—151
er geißelt den Louis Veuillot. I. 152
Uebersetzer von Dante. B. I. 152
Ratisbonne, Abbé. II. 6. 120
in Rom. II. . . . 128
Ratte, die schwarze, ihre Wanderungen. II. 205. 206
Rau, Jurist, Uebersetzer von Zacharia. I. . . 274
Raulin. I. 221
Rausch, der Steuereinnehmer B. II. 119
Rauter, Jurist. I. . . . 274
Dekan. II. 253
Ravenez, Uebersetzer der Alsatia illustrata von Schöpflin. I. . . 184. 185
Rechtsfakultät in Straßburg. I. 274
Redslob, Moralphilosoph. B. I. 261
Reformation im Elsaß. II. 264

Seite.

(Reform.) in Straßburg, ihr Charakter. II. . . 163
ihre Stellung. II. . . 265
Regierungs-Blätter zu Straßburg. II. . . . 56
Reichenau, Insel. II. 121. 122
Reiser, Friedrich. II. . . 269
Reisner, Nikolaus, Verfasser der Icones. II. 168
Religionsfrieden, das Elsaß nach dem. II. . 166
Renauldon, Präfekt des Niederrheins. I. . . 23
Renouard de Bussière. s. Bussière.
Reunionskammer v. Breisach. II. . . . 160. 173
Reuß, Rudolph, Verfasser alsat. Monographien. B. I. . . 1°5. 262. 264
Reußner, Philolog. I. . 271
Revolution in Straßburg. A. 1332. II. . . . 155
idem A. 1349. II. . . 156
Revue catholique. I. . 194
238. 247
Revue d'Alsace. I. . . 236
Charakteristik.
Revue germanique, später Revue moderne. I. 167
Rheinau. I. 36
Rhein- und Mosel-Departement. I. 10

Seite.

Rheinischer Antiquarius. l. 10
Rheinweiler. ll. . . . 207
Rheinzabern, Antiquitäten, ächte und falsche. l. . 200
Richard, David, Direktor v. Stephansfeld. l. 279. 280
B. ll. 128
seine Bekehrung. ll. . 16
des Verfassers Unterredung mit ihm. ll. . 128
Richard Loewenherz. l. . 66
in Straßburg. ll. . . 48
Richardis, die Kaiserin. ll. 240
Richelieu. ll. 171
Ring, Maximilian von, Archäolog und Epigraphiker. l. 187. 188. 238. 243
Ringel, Antiquar und Zeichner in Deutsch-Lothringen. l. . . . 201
Ristelhuber, Paul, französischer Dichter. l. 145. 146
Herausgeber von Baquols alsatischem Wörterbuch. l. 146
Rixheim, im Ober-Elsaß. B. ll. 207
Roberjot und Bonnier, französische Delegirte zu Rastadt. l. 15
Robespierre. l. . . . 9
Roederer, franz. Senator. B. l. 13

Seite.

Roederer, Julius, Arzt in Stephansfeld. l. . . 279
Roeder von Diersburg. ll. 268
Roehrich, Pfarrer, Geschichtschreiber der Reformation im Elsaß. Seine Charakteristik. l. 180. 181
B. ll. 264
Rohan, Eduard, Kardinal von. ll. 208
Rohraffenscenen im Münster. ll. 193
Roman, der fantastische, l. 233
Romieu, Regierungscommissar in Straßburg. l. 24
Ronchampo, die Hohöfen von. l. 311
Rosen, von. ll. . . . 106
Rothfeld, (das Lügenfeld) B. ll. 231
siehe Lügenfeld.
Rottmann. l. 315
Rouget de l'Isle, komponirt die Marseillaise. B. l. 37
Roger Collard. ll. . . 130
Rozière, Herr von, Editor des Liber diurnus. B. l. 258
Rudolph von Habsburg, Graf. ll. 154
Ruef, Arzt der Tabaksmanufaktur. l. . . . 280

Seite.

Ruhlmann, Meerswin. l. 243
B. ll. 156
Rußland, Werke von Schnitzler über. ll. . . 280
Sackgassen in Straßburg. B. ll. 141
St. André, Jean Bon, Präf. in Mainz. l. . 20
Saint Juste u. Lebas. ll. 176
in Straßburg. l. . . 44
Saint-Martin, der Myſtiker. l. 244. 263. ll. 196
St. René Taillandier. l. 268
franzöſiſcher Kritiker. l. 141
Biograph der Herzogin von Albany. ll. . . 125
Sakia-Muni. l. . . . 231
Salvandy. ll. 278
Salzmann, Aktuar, Publiziſt u. Myſtiker. l. 82. 244
B. ll. 84. 193. 195. 196
Salzmann, Rudolph. ll. 55
Samſtagsblatt, das, herausgegeben von Auguſt Stoeber. l. 82
Sanitätsrath des Niederrhein. l. 285
Sanitätszuſtand des Niederrheins. l. . . . 284
St. Stephan in Straßburg. ll. 14
Sarrus, Mathematiker. l. 272
292

Seite.

Saurine, Biſchof von Straßburg. ll. . . . 2
ſeine erſten Anſtellungen. ll. 2
Deputirter in der Convention nationale. ll. 3
ſein Sitz im Conseil des anciens. ll. . . 3
Religionsannalen. ll. . 3
ſeine Entlaſſung als Biſchof von Oléron. ll. 3
ſein Tod. ll. . . . 7
Sauvage, Theaterdirektor des Odéons, Kolaborator von Ozaneaux. l. 136
Schaeffer, Adolph, Verfaſſer des moraliſchen Romans: »un homme heureux«. l. . 162—163
Schaller. Paſtor, Verfaſſer des Perrückenkriegs. l. 113
Scharrach. l. 222
Schattenmann, in Buchsweiler, Agronom. l. . 299
Gegner des Direktoriums. ll. . . . 21. 22
Schauenburg, Baron von. B. l. 230
Kenner und Künſtler in Glasmalerei. l. . . 207
Scherer, Wilhelm, Verfaſſer einer Geſchichte des Elſaſſes. ll. 150. 265

Seite.

(Scherer, W.) Charakteriſt ſeines gemeinſamen Werkes mit Lorenz. II. 151
Schiltigheim, Batterien zu. II. 251
Schilling. II. 276
Schimper, Charakt. I. 273. 282 B. II. . . . 189. 204 über die „Mooſe". I. 291
Schließung der Clubs in Straßburg. 7. Auguſt 1792. I. 38
Schmidt, Karl, Profeſſor. B. I. 243. II. . . . 194 ſeine Werke. I. . . . 264 Verfaſſer des »Chapitre de St. Thomas«. I. . 186 ſeine Monographien. II. 156 die Myſtiker, ſeine Schüler. II. 156
Schneegans, Ludw., Stadtarchivar. I. 182. 241. 243 B. II. . . . . 193. 245 dramatiſcher Dichter. I. 116 Charakteriſtik. I. 116—122
Schneegans, Publiciſt. B. II. 59. 253
Schneider, Eulogius. I. 36. 37 38. 44. II. 119. 175. 176. 191
Schnitzler, Statiſtiker und Geſchichtsforſcher über Rußland. I. 216. 229. 232 233. 244

Seite.

(Schnitzler) über die Allmende in Rußland. B. I. . . . . 302 Mitarbeiter der Revue encyclopédique. II. . 277 er leitet die Herausgabe der Encyclopédie des gens du monde. II.. 279 ſein Werk: La Russie, la Pologne et la Finlande.
Schöffenſpruch, Straßburger. i. J. 1529. II. 266
Schöpflin. II. 84
Schöpflin, Bruder des Hiſtorikers. I. 312
Schöngauer, Martin, Maler. II. 162
Schönemann, Fräul. von, Göthe's Lili, v. Türkheim's Mutter. I. . . 49
Schopenhauer. II. . 273. 276
Schützenberger, Friedrich, Maire v. Straßburg. I. 52 B. II. . . 47. 144. 177 giebt ſich mit Landwirthſchaft ab und ſtudirt Philoſophie. I. . 53 als Profeſſor des Verwaltungsrechts in Straßburg. I. . . . 57. 274 Verfaſſer des Lois de l'Etat social. I. . 57

Seite.

Verfaſſer der Vorrede des Code diplomatique. l. 184
als dramatiſcher Dichter. l. . . . 115. 116
Schützenberger, Karl, Prof. der Medizin. l. 279. 284
B. ll. 189
Schweighäuſer, Gottfried, der Antiquar. ll. . . 103
Schweighäuſer, Johannes, der Helleniſt. l. 266. 297
B. ll. 91
Schweizer-Delegirten, die, im belagerten Straßburg. l. 63
Schwilgué. ll. . 79—80
Sculptur, moderne, im im Elſaß. ll. . . . 64
Sechsplappertkrieg zu Mülhauſen. ll. . . . 192
Sédillot, Chirurg. l. 280. 284
Seeberg. ll. . . 242. 244
245. 246
Seidenwürmer, Züchtung. B. l. 300
Sengenwald, Julius. l. 303
Serres, Herr von, Geſandter in Neapel. ll. 120
129
Sers, Louis, Präfekt des Niederrheins. l. . 19. 20
B. ll. 21

Seite.

Seſſenheim. ll. . . . 93
Sévigné, Frau von. l. 231
Sezzi, Madame, ihre Soirées littéraires. l. . 234
Shakespeare. ll. . . . 86
Shée, Präfekt. l. . . . 7
Siegfried, aus den Nibelungen. ll. . . . 209
Sigismund, Kaiſer, in Straßburg. ll. . . . 240
hiſtor. Singſpiel von Ludwig Lavater. l. 131 ll. 62
Sigolsheim. ll. . 215. 216
Sigwald, der Berg. ll. 231
Simond. l. . 38. ll. 55
Simultaneum. l. . . . 21
Streit über das. ll. 32. 33
Sleidanus, Geſchichtſchr. ll. 165
Sobiesky, Johann, König von Polen. ll. . . . 278
Société des sciences naturelles. l. . . . 288
Société industrielle de Mulhouse. l. . . . 304
Soissons, das Metardus-Kloſter. ll. 234
Sonntagsblatt von Aug. Stoeber. ll. . . 196. 197
Spach, Ludwig. l. 223. 224
229. 233. 234. 242. 244
Verſ. einer Geſchichte des Unter-Elſaſſes, Charakteriſtik. l. . 195. 196

Seite.

seine Lettres sur les Archives départementales du Bas-Rhin. l. 196
seine Biographies alsaciennes u. Mémoires d'archéologie et d'histoire alsatique. l. . 196
Geschichtschreiber alsatischer Burgen und Klöster. l. 202
seine historischen Monographien. l. 202
über die Mission der literar. Gesellschaft. l. 212
seine Monographie über Gottfried v. Straßburg. B. l. 214
über die Alexandriade von Lamprecht. l. . . 214
zum Vorstand der literarischen Gesellschaft ernannt. l. 215
Hülfsmittel zur Erziehung der Söhne der Armen in Straßburg. l. 302
Spaltung der imperialistischen Partei in Straßburg. l. 62
Spangenberg, Wolfhard, Dichter. ll. 169
Speckle, d. Architekt, seine Collektanea verbrannt. l. 209

Seite

Stahl, August, Professor der Geschichte. l. . . 271
Stauffenberg, der Ritter von. ll. 193
Steiner, Landwirth. l. . 299
Stephan IV., Papst. ll. 226
Stephanie, die Großherzogin von Baden. ll. 119
Stern, Daniel, v. Charles Dollfuß besprochen. l. 172
Stiévenart. l. 297
Stiftungen (bei St. Thomas) in Straßburg. l. 26
Stimmer, Tobias, Maler. B. ll. . . . 79. 168
Stoeber, Adolph, Charakteristik seiner Gedichte. ll. 82
Stoeber, August, Herausgeber der Alsatia. l. 182. 243
B. ll. 192
Stoeber, August und Adolph. l. 77
Stoeber, Ehrenfried. l. . 67
Stoeber, Ehrenfried und seine Söhne. l. . . 75
Stoeber, Viktor, Okulist. B. l. . . 275. 280. 284
Stoltz, Prof. l. . 280. 285
Weinbau im Elsaß. l. 242
Strahlenheim, von. ll. . 106
Straßburg, am Anfang d. franz. Revolution. ll. 175

Seite.

Belagerung. II. . . 248
Straßburger Gassen nach Familien genannt. II. 141
Straßburg, Geschichte, von Loeher rekapitulirt. II. 187
Hôtel de Commerce. B. II. 253
im dreizehnten Jahrhundert. II. . . . 140
im vierzehnten Jahrhundert. II. 155
Kapitulation. II. . . 261
Munizipalrath. II. . 252
seine Einverleibung in Frankreich. II. . 172. 173
unter dem ersten Kaiserreich. II. 94
unter der Restauration. B. II. 95
Tendenzen gegen die Konstituante 1789. I. 32
Uebergabe im September 1681. II. . . . 30
nach der Eroberung. II. 183
Straub, Abbé, Antiquar. B. I. 194. 201. 202. 203 249. 250. 259
Stricker, Theodor, deutscher Dichter. I. . . 112
Strobel, Adam Walter, Verfasser der vaterländischen Geschichte des Elsasses. I. 176. II. 155 207

Seite.

(Strobel, Adam Walter) Charakteristik. . 177—180
Stroh I. 241
Stumpf. Kanonikus. I. . 255
Sturm, Johannes, Organisator des Gymnasiums. II. 165. 167. 269
Sturm von Sturmeck, Jakob, Staatsmann. II. 164
Vermittler, Skolarch. 165 267
Sulpiz-Boisserée. II. . 89
Sulzer, der Arzt. I. . . 12
Swedenborg, d. Geisterseher. S. Matter. I. . 217 218. 263

Talleyrand, Fürst von. I. 20
seine Verwaltung. . . 21
Tabakbau. I. 13
Taufflieb, Dr. der Medizin. I. 279
Tegner. I. 224
Tell, Wilhelm. I. . . 229
Aufführung von, in Straßburg. II. . . . 50
Tetzel. I. 251
Tharin, Bischof in Straßburg II. 8
Theater in Straßburg. II. 44
historische Uebersicht. B. II. . . . . 47—52
seine Zukunft. II. 52—54
in d. Stephanskirche. II. 48

Seite.

Theilungstraktat, vom Jahr 817. ll. . . . 226
Theologiſche Fakultät zu Straßburg. l. . . . 260
Theſes, von Göthe vertheidigt. ll. 9
Theuerung in Straßburg. B. l. 56
Thibaut, Profeſſor in Heidelberg. ll. . . . 192
Thiers, l. 45
Thumenau, Landſitz der Herren von Türkheim. B. l. 51
Tilly. l. . . . 251. 252
Töchter, die, des heil. Erlöſers in Niederbronn. ll. 15
Toulouſe. ll. 222
Tourdes, Prof. l. 275. 279 282. 284
Trauttwein von Belle, Panegiriker des Elſaſſes. ll. 198
Charakteriſtik, ſeine Reden vor dem wiſſenſchaftlichen Verein in Berlin. ll. 199
Trévern, Lepappe de, Biſchof in Straßburg. Charakteriſtik, ſein Verfahren gegen Bautain. B. ll. 9. 11

Seite.

Trouillat, Editor eines Codex diplomaticus des Baſeler Bisthums. B. l. 189
Türckheim, Friedrich von, Maire v. Straßburg. l. 12 40. 49. 51. ll. 22. 177
Präſident des Direktoriums, Charakteriſtik. ll. 20
ſein Tod. l. 52. ll. 25. 26
Türckheim, Wilhelm von. ll. 101
Uff Rhinecke in Straßburg. ll. . . 146—148
Ulrike Eleonore, Schweſter Friedrichs des Großen. B. l. 218
Ungerer, Balladendichter. B. l. 114
Univerſitätsbibliothek in Straßburg, ihre Gründung. ll. 85
Unterlinden, Muſeum von, in Kolmar, von Hugot gegründet. l. 185. 205
deſſen Wichtigkeit. l. . 205
Uhrich, General, ſeine Charakteriſtik. ll. 256. 257 258. 260
Uhrwerk, das alte, des Münſters von Straßburg. l. 81
Vanderbourg. l. . . . 222

Seite.

Vaulchier, Marquis de, Präfekt des Niederrheins. l. 17
Venantius Fortunatus. B. ll. 207
Ventilation. l. . . . 312
Veringen, Heinrich von, Biſchof v. Straßburg. B. ll. 267
Vernet, Horace. ll. . . 124
Verny, Advokat u. Prediger. ll. . . . 6. 7
ſein Tod. ll. 29
ſeine Charakteriſtik ll. 30 bis 32
Verón Réville, Juriſt u. alſatiſcher Geſchichtsforſcher, Charakteriſtik ſeiner Werke, ſeine katholiſche Tendenz. l. 190
Verwälſchung des Elſaſſes. B. ll. 176
Verwaltung, die franz., im Elſaß. ll. . 174. 175
Vicinaleiſenbahnen. l. . 27
Vicinalwege im Niederrhein. l. 12
Volksbibliotheken im Elſaß. l. 165
Volkslieder im Elſaß. ll. 194
Voltaire, l. . 104. ll. 91

Seite.

Waddington, Karl, Philoſoph. l. . 215. 228. 265
Wahlkämpfe im Niederrhein. l. 26
Wala, Rathsherr Karls des Großen. ll. 225. 228
Waldenſee. ll 267
Wallenſtein. l. 230
Wallis, Herzogin von, ll. 101
Walter, Frau von, Coulmanns Schweſter. ll. 116
Wangen von Geroldseck, Maire v. Straßburg. l. 47
Weber, Alfred, ſeine Geſchichte der Philoſophie in Europa. ll. . . . 272
Charakteriſtik. ll. 270. 274
Weber, Dr. der Medizin. B. l. 282
Weiberkrieg in Buchsweiler. ll. 193
Weil, Helleniſt, l. . . 271
Weißenburg, Schloß. ll. 259
Wellington, Lord. ll. . 49
Wening, deutſcher Dichter. B. l. 112
Werder v., General. ll. 260
Werinhar, Biſchof. ll. . 89
Wespermann, Schauſpielergeſellſchaft. ll. . . 50
Weſt, Präfekt des Niederrheins. l. 25. ll. 60. 61
Wickram, Georg, dramatiſcher Dichter und Romanſchreiber. ll. . 169

Seite.

Widertäuferhöfe, v. Adolph Stoeber gesungen. l. 85. 86
Wildschwein, das, im Elsaß. ll. 208. 209. 210
Wilhelm von Hohenstein, Bischof v. Straßburg. B. ll. 164
Wilhelm Meister. l. . . 234
Willemin, Badearzt von Vichy. l. 286
über die Entstehung der Tuberkeln. l. . . 286
Willm. l. . 243. 262. 263
Wimpfelin. ll. . . 165. 267
Winkler, die. ll. . . . 269
Winterthur. l. 39
Wörth, Schlacht bei. ll. 259
Wolmann, Alfred. ll. . 246
Zacharias, Papst. l. . . 223

Seite.

Zell, Mathias, ll. 163. 267
seine Freunde. ll. . . 264
Zetter, mit seinem Dichternamen Friedrich Otte. B. l. 68
Zorn, die, und die Müllenheim. ll. 154
Zuber, zu Rixheim. l. . 312
Zukunft der alsatischen Dichtung. l. . 129—132
Zweibrücken (Haus), Monographie v. Lehmann. B. l. 181
Zwietracht in Ludwigs d. Frommen Familie. ll. 228
Zwinger, Burckart, erster bürgerlicher Ammeister. B. ll. . . : . . 155
Zwingli. ll. 265

Straßburg, Druck von Friedrich Wolff.